Ges. 40 b

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36635029570012 S

<36635029570012

Bayer. Staatsbibliothek

Geschichte

der

katholischen Missionen

im

Kaiserreiche China

von ihrem Ursprunge an bis auf unsre Zeit.

Erster Theil.

Wien 1845.

Druck und Verlag der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung.

442. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorerinnerung.

Die Geschichte der katholischen Missionen in China von ihrem frühesten Ursprung bis auf unsere Tage zeigt wie in einem wunderbarem Bilde die göttliche Vorsehung, welche die Auserwählten in allen Zeiten und Ländern sammelt; sie gibt vielfältigen Aufschluß über die verborgenen Gerichte Gottes; warum so manche heidnische Länder noch bis zur Stunde in den Finsternissen und Schatten des Todes sitzen, und lehrt uns jenen Ausspruch verstehen: „Das Licht leuchtet in den Finsternissen, und die Finsternisse haben es nicht ergriffen;" denn über drei Jahrhunderte leuchtet bereits das Licht des Evangeliums in diesem großen Reiche, und eben so lange wird dasselbe beinahe unablässig verfolgt; ja die Hölle und ihre Knechte, die Götzendiener, boten alle Kräfte auf, dasselbe bis auf den letzten Funken zu vertilgen; was ihr auch unfehlbar gelungen wäre, hätte nicht Gottes Vorsehung ihre Anstrengungen oft wunderbar vereitelt.

Gleichwie in den ersten Zeiten der Kirche den Boten des Heiles, die der göttliche Erlöser in die Welt gesandt hatte, Hindernisse aller Art sich entgegenstemmten, und von allen Seiten blutige Verfolgungen sich wider sie erhoben, also hatten auch die Missionäre in diesem Reiche von Anfang an, bis auf diese Stunde mit beständigen und kaum besiegbaren Hindernissen zu kämpfen und nicht selten blutige Proben zu bestehen. Gleichwie aber in jenen ersten Zeiten zwischen den Verfolgungen Ruhepunkte eintraten, während welcher die Anzahl der Gläubigen sich vermehrte und die Kirche zu um so lieblicherem Flor gelangte, also traten auch in diesem Reiche, nach den Kämpfen, Zeiten des Friedens ein, wo die christlichen Gemeinden sich erholten und abermal zunahmen; ja zwei Jahrhunderte betrug die Anzahl der chinesischen Christen, trotz aller Verfolgungen, nie weniger als dreimal Hundert Tausend in den verschiedenen Provinzen des Reiches.

Wir sehen auch in der Geschichte der chinesischen Kirche Beispiele (und zwar nicht wenige) vollendeter Tugenden aller Art, die der ersten Zeit des Christenthums würdig gewesen wären; und die in der Nacht des Götzenthums gleich leuchtenden Sternen ein wundersames

Licht ausstrahlten, das viele Heiden zum heiligen Glauben anzog, ja sogar die Feinde und Widersacher der christlichen Religion von dem Adel und der Wahrheit derselben überzeugten. Oft auch werden die besondern Führungen des Herrn sichtbar, der zuweilen plötzlich den Sturm der Verfolgungen beschwor, und die strengsten Strafgerichte an den Verfolgern übte. Nicht selten werden wir überdies durch die unerschütterliche Standhaftigkeit starkmüthiger Bekenner tief im Gemüthe ergriffen, durch den Eifer wahrhafter Gläubigen beschämt, und durch den Wohlgeruch der lieblichsten Tugenden aufblühender christlicher Gemeinden erquickt.

Nicht minder erregen auch unsre Bewunderung die großmüthige Liebe, die vollkommene Entäußerung und die heldenmüthigen Aufopferungen der Gottesmänner, die der himmlische Hausvater in diesen Weinberg sandte, und welche daselbst mit unermüdlicher Geduld die Last und Hitze des Tages ertrugen, und denselben mit ihrem Schweiße, ja nicht selten mit ihrem Blute begossen. Ungemein ergreifend sind die Züge aus dem apostolischen Leben der Missionäre, die in den Provinzen an der Bekehrung der Heiden arbeiteten, eben so interessant auch sind die Verhältnisse, die Lebensweise und die Arbeiten der

Missionäre, die am Hofe des Kaisers als Mathematiker, Maler, Mechaniker und Künstler anderer Art, durch beständige Aufopferungen sich bemühten, das Wohlwollen der heidnischen Monarchen und der Großen des Reiches zu gewinnen, um dadurch für ihre Brüder in den Provinzen und den Fortgang der Missionen wohlthätig zu wirken. Bei diesen Gelegenheiten lernen wir die Verhältnisse dieses Hofes, die Sitten des Landes und das Reich selbst genauer kennen, das sehr viel Denkwürdiges, zumal für unsere Zeiten uns entfaltet.

Uebrigens ist die Missionsgeschichte des chinesischen Reiches, die wir unsern Lesern hier vorlegen, den authentischen Werken enthoben, die darüber bestehen, insbesondere den berühmten Lettres édifiantes et curieuses etc. und ähnlichen, die von Missionären selbst und zwar von solchen verfaßt wurden, die lange Zeit in China lebten, als Augenzeugen schrieben, und deren Wahrhaftigkeit keinem Zweifel unterliegt.

I.

China, Ursprung und hohes Alter dieser Monarchie.

China, dies wunderbare Land, das durch Jahrtausende in ein mysteriöses Dunkel gehüllt, und in unermeßlicher Entfernung zu liegen schien, ward durch die jüngsten Zeitereignisse uns so nahe gebracht, daß wir anfangen damit vertraut zu werden, und seinen Verhältnissen täglich größeres Interesse abgewinnen. Dies große Reich, das zwischen dem 69° und 14° östlicher Länge und dem 18° bis 51° nördlichen Breite liegt, und von zahlreichen Flüssen und hohen Bergen, welchen sie entströmen, vielfach durchschnitten ist, zerfällt in achtzehn Provinzen, von welchen die kleinste größer ist als manches europäische Königreich *). Still und in sich abgeschlossen, folgten die friedlichen Bewohner desselben von Geschlecht' zu Geschlechte durch eine Reihe Jahrhunderte den Gesetzen, Gebräuchen und Ueberlieferungen ihrer Alt-

*) Füglicher würde dies Reich Sina genannt, welchen Namen es bereits unter der Dynastie der Tsin führte, die 255 Jahre vor Christo regierte. Der Flächenraum dieses unermeßlichen Reiches wird nach den neuesten Berechnungen auf 250,000 Quadratmeilen, und die Zahl seiner Inwohner auf 338 Millionen angegeben, unter welchen jedoch nicht bloß das eigentliche Reich der himmlischen Mitte, sondern auch die ihm zinspflichtigen Länder und Schutzgebiete begriffen sind.

vordern, ohne um die Weltbegebenheiten sich zu kümmern; und erfreuten sich einer Bildung wie keines der übrigen asiatischen Völker. Es kam aber diese Bildung ihnen nicht von außenher; wir finden sie so weit ihre Geschichte reicht; ja aus ihren canonischen Büchern erhellt, wie wir bald sehen werden, daß sie in frühern Zeiten auf einer weit höhern Stufe standen; und daß manches Ereigniß im Innern sehr nachtheilig auf die Nation einwirkte.

Daß die Chinesen eines der ältesten Völker der Erde sind, ist durch ihre Geschichte erwiesen. Cong-tse (Confucius), der um die Zeit Salomons lebte und ihre canonischen Bücher ordnete, nennt Fo-hi den ersten Beherrscher des chinesischen Reiches. Sein Enkel Yao, der i. J. 2342 vor Christo regierte, befahl den Astronomen, die königlichen Geblütes waren, die von den Voraltern überlieferten astronomischen Regeln zu beobachten, um den Verwirrungen der Wahrsager Einhalt zu thun, welche die Einfachen berückten; und die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Sterne genau zu berechnen. Nun behaupten aber alle gelehrten Chinesen, und die europäischen Mathematiker am Hofe Chang-hi's, die noch tiefer als sie selbst in den Sinn ihrer Bücher eindrangen, und ihnen nachrechneten, stimmen vollkommen mit ihnen überein, daß seit der Regierung Yao's bis auf unsre Zeiten etwas über 4000 Jahre verflossen. Sonach also reicht dieser Zeitpunkt bis kurz nach der Sündfluth hinauf. Alle übrigen Zeitrechnungen, welche über diese Epoche hinausrei-

chen, werden von den Gelehrten der Nation als fabelhaft verworfen; oder dahin berichtigt, daß die lange Liste der Herrscher, die während dieser Zeit regiert hätten, vielfaltig Namen einzelner Könige und Fürsten enthalte, die allmälig unterworfen, und deren Länder dem Kaiserreiche als Provinzen einverleibt wurden.

Es erhellt auch das hohe Alter dieser Nation daraus, daß der Gebrauch des Eisens zu allen Zeiten bei ihnen bekannt war. Ihr Buch Chu-knig sagt, das Eisen komme aus der Landschaft Leang-tschau; was offenbar eine große Kenntniß der Beschaffenheit der Erde und der Gebirge voraussetzt. Noch größeres Erstaunen aber erregt was wir aus ihren andern canonischen Büchern ersehen; nämlich, daß bereits unter dem Kaiser Yao das Jahr in 365¼ Tage eingetheilt war, und jedem vierten Jahre ein Tag beigeschaltet wurde; daß sie unter diesem Kaiser bereits Sternenkarten hatten, und die Bewegung der Planeten Merkur und Venus um die Sonne kannten; ob sie auch dabei die Erde, um welche die übrigen Planeten kreisten, als den unbeweglichen Mittelpunkt der Welt annahmen. Nicht minder merkwürdig ist, daß dem Kaiser Yu, der kurz nach Yao regierte, die Eigenschaften und der Gebrauch des rechtwinkligen Dreiecks zu Vermessungen bekannt waren; auf dessen Erfindung Pythagoras in weit spätern Zeiten verfiel; wofern er es nicht etwa von den Indiern erhielt, die es wahrscheinlich von den Chinesen empfangen hatten. Wir übergehen was die erwähn-

ten Bücher von den Sternenverzeichnissen der alten Chinesen, von der Art ihrer Beobachtungen und von ihrem Zirkel erzählen, den sie in 360 Grade theilten; von welchen der eine den Aequator, der andere den Meridian vorstellte, um den Durchgang der Sterne, ihre Breite und Anderes zu bestimmen. Wie vollkommen aber mußten ihre Kenntnisse in der Astronomie in diesen früheſten Zeiten gewesen seyn; da noch vor der Regierung Tschon-kangs, (2060 J. vor Chr.) den Astronomen des mathematischen Tribunals bei schwerer Strafe befohlen wurde, die Sonnenfinsternisse und den Kalender richtig zu berechnen; ein Befehl, der sehr ungerecht gewesen wäre, wofern nicht die sichersten Regeln darüber bestanden. Niemand aber kann wohl diese alten und weisen Gesetzgeber der Ungerechtigkeit beschuldigen.

Woher in diesen so frühen Zeiten und bei einer von andern Völkern so entfernten Nation eine so genaue Kenntniß und so sichere Berechnungen der Sonnenfinsternisse und der Jahreszeiten? Hätten etwa die Chinesen dnrch ihr eigenes Genie, und zwar gleich in ihrem ersten Anfang zu einer solchen Vollkommenheit sich erhoben? Dies ist höchst unwahrscheinlich. Sie hatten also dieselben früher empfangen und sie mit sich in das Land gebracht, in welchem sie sich niederließen. Da aber die Zeit ihrer Niederlassung bis an die Sündfluth hinaufreicht, waren sie offenbar Abkommen Eines der Söhne Noe's; und zwar, wie gelehrte Forscher des Alterthums ziemlich gründlich erweisen, Abkommen Sem's, seines Erstgebore-

nen. Dadurch auch löst dies sonst so unauflösliche Räthsel sich von selbst. Denn sehr glaublich ist's, daß Sem, der erste Gründer dieses Reiches, seine Kenntnisse in den Wissenschaften und in der Sittenlehre von den Patriarchen, und wohl auch von seinem Vater Noe selbst, erhielt, da seine Söhne bereits verheirathet waren als sie in die Arche eingingen, und daß er dann solche seinen Kindern und Enkeln mit größter Sorgfalt übergab. Wir sehen aus den Worten der Schrift, daß am sieben und zwanzigsten Tage des siebenten Monats die Arche auf Ararat ruhte, und am ersten Tage des zehnten Monats die Spitzen der Berge sichtbar wurden; daß also die Monate mehr als sieben und zwanzig Tage hatten, und das Jahr mit zehn Monaten noch nicht abgeschlossen war; woraus wir füglich schließen, daß das Jahr damals bereits also geordnet war, wie wir solches unter Yao finden; und daß auch dasselbe die nämlichen Berechnungen voraussetzte, deren im Buche Chu-king Erwähnung geschieht. Dadurch erklärt sich der Gebrauch des Eisens bei den Semiten, welche China bevölkerten. Denn noch lange vor der Sündfluth spricht die Schrift von Tubalkain: „Tubalkain gebrauchte den Hammer, und er war ein Schmid in allen Werken, die von Erz und Eisen gemacht werden.“ Schwerlich auch ward die Arche ohne Eisen gebaut; ja man darf ohne Uebertreibuug annehmen, daß Noe selbst Werkzeuge aus diesem Metalle zu verschiedenem Gebrauche in die Arche mit sich nahm. Dies berechtigt uns auch zu dem Schlusse, daß die Schrift-

sprache der Sündfluth lange voranging, und daß die Semiten solche sammt ihren astronomischen Berechnungen mit sich nach China brachten; da dieselben ohne Schriftzeichen nicht konnten verfaßt werden.

Einige Schriftsteller wollten behaupten, die Chinesen seien eine ägyptische Kolonie, doch, der sehr gelehrte und mit den Sitten, Gebräuchen und der Sprache der Chinesen so vollkommen vertraute P. Parennin, der selbst mehrere klassische Werke in letzterer verfaßte, zeigt die Richtigkeit dieser Behauptung mit unwiderleglicher Klarheit. Nichts von der unermeßlichen Entfernung Aegyptens zu sprechen, findet sich auch keine Spur einer ägyptischen Bildung in diesem Reiche; ja ihre Gebräuche sind einander schnurstracks entgegen. In Aegypten war es Sitte, daß der Bruder die Schwester heirathete; was in China als ein Gräuel betrachtet wurde. Dazu waren die Aegypter frühzeitig in die abscheulichste Abgötterei versunken, von welcher man in China vor Ming-ti, dem fünfzehnten Kaiser der Dynastie Han (etwa 300 Jahre vor Chr.) kein Beispiel findet; und die auch von jener Zeit an bis auf unsre Tage fortwährend von allen Gelehrten als eine vernunftwidrige Gottlosigkeit widerlegt und verflucht wurde. Ueberdies hätten die Aegypter bei Zeiten nach China kommen müssen; weil sie sonst das Reich bevölkert oder verschlossen gefunden hätten; anderer Gründe nicht zu gedenken, die man in den Schriften des erwähnten Missionärs nachlesen mag.

Deutlich erhellt aus den canonischen Büchern der Chinesen ihr unmittelbarer Ursprung aus dem patriarchalischen Stamme Noe's. Eben so deutlich auch würde ihre Abkunft von Sem sich erweisen lassen, wären nicht viele Bücher ihrer Geschichte verloren gegangen. Als Confucius die klassischen Bücher ordnete, verwarf er daraus Manches, das ihn unglaublich oder fabelhaft bedünkte, und schadete dadurch der Geschichte und der wahren Religion nicht wenig. Auch ging ein Theil der historischen Bücher in dem großen Bücherbrande, von welchem später die Rede seyn wird, zu Grunde. Nichts desto minder jedoch sehen wir aus den vier sogenannten vier heiligen Büchern: Jr-knig, Schu-knig Schi-knig und Jokníg die ursprünglichen Erblehren, welche dieser Völkerstamm nur von den Patriarchen konnte empfangen haben. Denn es ist darin die Rede von dem Stande der Unschuld, in welchem die Menschen in einem von vier Flüssen bewässerten Wonnegarten lebten; von der ursprünglichen Schuld; wobei ausdrücklich bemerkt wird, „daß durch die Sünde eines Weibes das Unglück in die Welt gekommen sei;“ ferner von einer Jungfrau, die den großen Heiligen gebären werde, der Eins mit dem Tien (Gott) ist; ohne welchen die Welt den Tien nicht erkennen kann; der allein dem Chang-ti (Herrn des Himmels) ein würdiges Opfer zu bringen vermag; und den (wie Men-tse, (Mentius) ein Schüler des Confucius, sich ausdrückt), die Völker wie welke Pflanzen den Regen erwarten. Auch wird in diesen Bü-

chern die uralte und einfache Gottesverehrung der Chinesen geschildert, die meist in Gebeten und Opfern bestand; von welchen jedoch erinnert wird, daß der Werth derselben von der aufrichtigen und frommen Gesinnung des Herzens abhänge.

Sehr denkwürdig ist auch was Confucius in seinem Commentar über die Texte des U-an-uang und Tschu-kong von dem Verlauf und der Wiederkehr des siebenten Tages spricht; der — dazu bestimmt sei, daß man an demselben über sich selbst nachdenke, sich erforsche und bessere. Pater Gaubil, der als Mathematiker am Hofe zu Peking lebte, und dem wir eine Geschichte der chinesischen Astronomie verdanken, erzählt, ein gelehrter chinesischer Jude habe, zur Zeit Chang-ti's diesem Kaiser eine Denkschrift überreicht, worin er die Lehrsätze seiner Religion erklärt, und behauptet habe, sie stimme vollkommen mit der chinesischen überein, und was U-an-uang, Tschu-kong und Cong-tse über die Wiederkehr des siebenten Tages sagen, sei nichts anders als die Heiligung des Sabbats.

Unter den sittlichen Tugenden der Chinesen ragt vor allen andern ihre Liebe und Verehrung gegen ihre Aeltern und Ahnen hervor. Diese Tugend zeichnet sie vor allen heidnischen Völkern aus; sie geht bei ihnen bis zur Abgötterei; weshalb auch den chinesischen Christen die gewöhnliche Weise, ihre verstorbenen Vorältern durch Opfer zu ehren, von dem heiligen Stuhle verboten ward. Ja diese, zum Theil übertriebene Verehrung ist auch größtentheils Ursache,

daß die Chinesen in allen Künsten und Wissenschaften zurückblieben, und nach keiner höhern Vollkommenheit darin streben; da sie erachten, es lasse sich nichts Besseres ersinnen als was ihre Voraltern erfanden. Diese bei ihnen so tief gewurzelte Verehrung ist alt wie die Nation selbst; und scheint offenbar von ihrem Stammvater Sem auf sie vererbt zu seyn; der, wegen der großen kindlichen Ehrfurcht gegen seinen Vater Noe ganz vorzüglich von ihm gesegnet ward;*) und daher diese Tugend seinen Kindern und Enkeln so tief einprägte, daß sie bei den künftigen Geschlechtern niemals erlosch. Dies patriarchalische Verhältniß der Aeltern zu ihren Kindern, diese Liebe, dieser Gehorsam und diese Ehrfurcht gegen Aeltern und Vorgesetzte ist die Grundlage des ganzen Reiches, das die ersten Anführer oder Fürsten desselben gleich Einer großen Familie regierten; und dies auch war das geeignetste Mittel, die wesentlichen Regeln für die Sitten und die Wissenschaften zu verewigen, die sie von ihren Altvordern erhalten hatten.

Noch bis auf diese Stunde wird der Kaiser der Vater und die Mutter des Reiches genannt. Er ist das Haupt des Staates; die Vice-Könige sind die Väter der Provinzen, welche sie verwalten; die Mandarinen die Väter der Städte. Alle regieren nach milden Gesetzen und sind einander untergeordnet. Alle ungewöhnlichen Vorfälle von einiger Bedeutung

*) Genes. IX. 27. u. 28.

werden dem Kaiser berichtet, der zwar in zweifelhaften Fällen die Urtheile seiner Gerichtshöfe anhört; dem aber, als dem höchsten Richter und Vater seines Volkes, das Recht zusteht, auch gegen ihre Ansichten zu entscheiden *). Diese Regierungsweise ist so sehr auf die Natur gegründet; sie ist in China so freundlich, und die Völker sind derselben so sehr gewohnt, daß sie keine bessere für möglich halten; und fürwahr die Dauer dieser monarchisch-väterlichen Regierung durch Jahrtausende, ungeachtet aller Mißbräuche, beweist die Güte derselben mehr als zur

*) Indessen geschieht dies bei Rechtshändeln nur selten; denn alle Gerichtshöfe überwachen einander mit solcher Aufmerksamkeit, daß es dem Ansehen, dem Eigennutz und der Bestechlichkeit kaum möglich wird, ein ungerechtes Urtheil zu sprechen. Ueberdies wird auch jeder Civil- oder Criminal-Prozeß von der Entscheidung eines oder mehrerer höherer Tribunale abhängig. Aber selbst der höchste Gerichtshof darf ohne den Ausspruch des Kaisers sogar den letzten Unterthan dieses großen Reiches nicht zum Tode verdammen.

Es bestehen übrigens zu Peking neun Gerichtshöfe (Tribunale, Rathscollegien:) 1.) Das Tribunal der Prinzen oder der kaiserlichen Familie; 2.) Das Tribunal der Censoren des Reiches; 3) Das Tribunal der Mandarinen; 4) Das Tribunal des öffentlichen Schatzes; 5) Der Gerichtshof der Verbrecher; 6) Der Gerichtshof der Religionsgebräuche; 7) Das Tribunal des Krigsheeres; 8) Das Tribunal der öffentlichen Arbeiten; 9) Das Tribunal der Mathematik; welchen auch noch einige andere untergeordnet sind.

Genüge. Sie stand seit ihrer ersten Begründung so fest, daß keine Veränderung sie zu erschüttern vermochte; oft wechselten die Dynastien; alle Eroberer aber mußten sich in Chinesen umwandeln; selbst die jetzt regierende Dynastie der Mantschu-Tartaren sah sich genöthigt nach den Sitten und Gebräuchen des Reiches sich zu richten. Niemand gelangt im ganzen Reiche zu einem Amte oder Mandarinate, der nicht eine genaue Kenntniß der überaus schwierigen Sprache und ihrer unzähligen Schriftzeichen, der canonischen Bücher und der Gesetze besitzt. Dies Studium nimmt oft das halbe Leben in Anspruch. Haben die Studierenden diese Kenntnisse sich angeeignet, dann müssen sie verschiedene Prüfungen bestehen, um stufenweise die verschiedenen Grade zu erlangen; etwa wie man auf europäischen Hochschulen zuerst zu dem Grade eines Baccalaureus, dann zu dem eines Licentiaten, und endlich zu dem Doctorate gelangt. Diese Prüfungen sind sehr strenge; die Prüfungsarbeiten, die in schriftlichen Aufsätzen bestehen, welche nach einem gegebenen Thema auszuarbeiten sind, werden von eigens dazu bestellten Schreibern copirt; damit die Handschrift der Candidaten nicht erkannt werde, und fremden Mandarinen zur Beurtheilung vorgelegt; damit keine Bestechung Statt finden könne; die indessen bei aller dieser Vorsicht dennoch nicht immer vermieden wird. Wehe jedoch dem Mandarin, der eine Bestechung sich zu Schulden kommen läßt, wenn solche zur Kenntniß des Kaisers gelangt; denn er wird unnachsichtlich mit dem Tode bestraft! Die

Prüfung der Doctoren ist bei weitem die strengste; sie geschieht unter den Augen des Vicekönigs. Die Namen der Doctoren werden dem Kaiser vorgelegt, und diese Würde gibt Denjenigen, die sie erlangen, Anspruch auf alle Aemter im Staate.

Diese nämlichen Förmlichkeiten werden auch für das Mandarinat des Krieges beobachtet. Die Candidaten müssen wissenschaftlich gebildet seyn; die Aufgaben des ersten gelehrten Grades bestehen dann in der Gewandtheit des Bogenschießens und der Reitkunst, und in andern militärischen Uebungen; — die des zweiten Grades in der Auflösung gegebener Probleme über das Campiren, der Belagerungskunst und der Feldmanövre's. Das Doctorat zu erlangen werden überdies ausgezeichnete Verdienste erfordert; und der Kaiser selbst ernennt dazu. Schon der erste Grad ertheilt den Graduirten beider Stände ein Adelsrecht, das mit jedem folgenden Grade erhöht wird, aber nicht erblich ist. Die Söhne der Mandarinen, die dieses Rechtes sich erfreuen wollen, müssen dasselbe selbst erwerben. Auch verleiht der Grad eines Gelehrten großes Ansehen und gewisse Vorzüge, die Den, der solchen besitzt, von dem Volke unterscheiden; das seine Gelehrten in großen Ehren hält. Gewiß ist dies eine Einrichtung, die von einer weisen Gesetzgebung ausging, und geeignet ist, treffliche Diener des Staates zu bilden.

II.

Charakter und Handel der Chinesen, Fruchtbarkeit und Reichthum des Kaiserreiches.

Die Gemüthsart der Chinesen ist überhaupt genommen, sanft und einfach; sie sind nicht so beweglich und so lebhaft, aber auch nicht so heftig und so hitzig als die Europäer. Ein französischer Missionär führt ein Beispiel an, das einen freundlichen Begriff von ihren Sitten gibt. „Ich kam einmal, erzählt er, auf meiner Reise über die Gebirge in einen etwas schmalen Hohlweg, wo plötzlich eine große Verwirrung entstand, da eine Menge Karren einander entgegen kamen, und sich gegenseitig den Weg verrammten. Nun war ich darauf gefaßt, daß die Leute in Zorn gerathen, fluchen und schelten, wo nicht mit einander raufen würden; wie dies bei solchen Gelegenheiten in Europa gewöhnlich geschieht. Allein ich war nicht wenig verwundert, als ich sah, wie sie einander grüßten; gleich alten Bekannten freundlich mit einander redeten, dann Rath hielten und einander gegenseitig halfen, aus der Versperrung herauszukommen und ihren Weg weiter fortzusetzen. Dies Beispiel, fügt der erwähnte Missionär bei, ist wahrlich geeignet, unsre europäischen Christen zu beschämen, die in ähnlichen Fällen so wenig sich mäßigen können."

Dessen ungeachtet ist das chinesische Volk — Volk wie überall; es werden unter ihnen Fehler, und sogar Verbrechen begangen; nur sind solche vielleicht

seltener; auch werden sie nicht geduldet; und das Laster wagt es nicht, mit frecher Stirn anfzutreten; zumal im Innern des Reiches; denn an den Seeküsten und in den Gränzstädten schlugen durch den Umgang mit Fremden die Gemüthsart und die Sitten der Chinesen gänzlich aus der Art. Allgemein wird ihnen jedoch vorgeworfen, daß sie auf alle übrigen Nationen mit Stolz herabsehen; sich für gebildeter denn alle halten; und sich kein Gewissen machen, zumal Fremde, im Handel zu überlisten. Sonst sind sie erwerbsam; denn sie lieben das Geld ungemein; der Ackerbau steht bei ihnen in großen Ehren; auch betrieben sie die Astronomie und die Geometrie zu allen Zeiten. Nothwendig auch mußten sie wenigstens einige Kunde dieser Wissenschaften besitzen, den Kalender zu ordnen und die ungeheuern Kanäle zu bauen, welche ganze Provinzen durchziehen, und sie theils vor Ueberschwemmungen bewahren, theils die Verbindungen erleichtern, die in einem so ausgedehnten Reiche nothwendig sind. Es ist indessen Thatsache, daß bei Ankunft der Jesuiten in China diese Wissenschaften in einem erbärmlichen Zustande sich befanden, und daß diese Missionäre blos Eingang bei ihnen fanden, weil sie darin vorzüglich bewandert waren. Man verwunderte sich in Europa, daß diese Wissenschaften, die bei uns in wenigen Jahrhunderten einen so hohen Aufschwung genommen hatten, bei den Chinesen noch in der Kindheit waren; da sie doch sich rühmten, daß solche beinahe vier Jahrtausende bei ihnen blüheten; und war daher geneigt,

diese Behauptung als eine Fabel zu verwerfen. So sonderbar aber diese Erscheinung ist, so wahr ist sie, und es läßt die Ursache derselben sich leicht durch ihre Geschichte lösen.

Die mathematischen Wissenschaften, und ins besondere die Astronomie hatten bei ihnen bis ungefähr um das Jahr 300 vor Christo so ziemlich in ihrem ersten Glanze sich erhalten. Um jene Zeit jedoch brachen furchtbare Kriege zwischen den sogenannten zinspflichtigen Königen und dem Kaiser aus, die das ganze Reich verheerten, und eine sehr lange Zeit hindurch dauerten, während welcher alle astronomischen Studien gänzlich vernachläßigt wurden; dagegen aber die Sterndeuterei in Schwung kam. In dieser verhängnißvollen Zeit gingen viele gelehrte Schriften verloren; ja es ward auch die Beobachtung der natürlichen Religion, nach den Ueberlieferungen der Altväter, durch eine Menge Sekten, zumal durch die das Lao-kium und des Fo getrübt. Indessen erloschen die mathematischen Wissenschaften dennoch nicht gänzlich; ob sie auch bedeutend an Ansehen verloren hatten; und hielten sich bis zur Zeit des Kaisers Tschin-ki-Hoang, der i. J. 214 vor Christo zur Regierung kam.

Dieser gewaltige, aber sonderbare Fürst, unter welchem die Ruhe wieder hergestellt ward; und der, um vor dem Einfall der Tartaren sich zu schützen, in einem Zeitraum von fünf Jahren die ungeheure

chinesische Mauer erbauen ließ *) die nach so vielen Jahrhunderten noch immer fortbesteht, eiferte so sehr für seinen Ruhm, und ließ von einem so thörichten Ehrgeiz sich hinreißen, daß er, um das Andenken an alle seine Vorgänger in ewige Vergessenheit zu begraben, und allein in der Geschichte zu glänzen, bei Todesstrafe befahl alle Bücher der Geschichte, so wie alle klassischen und wissenschaftlichen Werke, mit einziger Ausnahme der medicinischen Bücher, in allen seinen Staaten zu verbrennen. Dieser unbesonnene Befehl ward eben so unbesonnen vollzogen; es wurden eine Menge trefflicher Werke, und darunter vorzüglich die mathematischen ein Raub der Flammen. Zwar wurden durch den klugen und thätigen Eifer der noch wenigen übrigen Gelehrten eine sehr große Anzahl der besten Bücher gerettet; andere aber in Gräbern, Höhlen und andern verborgenen Orten

*) Dieses vielleicht größte, von Menschenhänden ausgeführte und seit beinahe zwei Jahrtausenden bestehende Werk hat eine Länge von mehr als 325 Meilen von der Westgränze der Provinz Schen-si bis zur Ostgränze der Provinz Pe-tscha-ti und es geht dieser ungeheure Mauerwall über Hochgebirge und tiefe Thäler. Er besteht aus zwei parallel laufenden Mauern, deren Zwischenraum mit Erde und Schutt ausgefüllt ist, das Fundament besteht aus großen rohen Steinen; die Mauern selbst sind aus Ziegelsteinen erbaut; die Höhe derselben beträgt 24, und die Breite 13 Fuß. Thürme, mit vielen gegossenen Kanonen besetzt, erheben sich in einer Entfernung von hundert Fuß von einander.

der Vertilgungswuth der Tyrannei entzogen; dessen ungeachtet jedoch gingen die gründlichsten Werke über die Mathematik zu Grunde; und es erübrigte den künftigen Astronomen nicht viel mehr als einzelne Formeln; der Schlüssel zu den Wissenschaften aber blieb verloren.

Man wird sich vielleicht wundern, daß nicht wenigstens einige scharfsinnige Köpfe den Regeln auf die Spur kamen, und weiter in diesen Wissenschaften fortschritten. Doch diese Verwunderung hört für Jeden auf, der China genauer kennt. Denn man liest in ihren Büchern wohl, daß die Astronomen öfters für Fehler bestraft wurden, die sie in ihren Berechnungen begingen; niemals aber, daß sie für richtige Berechnungen belohnt wurden; daher also hielten sie sich ängstlich an die bestehenden Formeln; und richten die Sterne sich nicht mehr darnach, so ist es ihre Schuld, und nicht der Fehler der Astronomen. Ueberdies führt dies Studium weder zu Reichthum noch zu hohen Ehren; immer zwar bestand ein Tribunal der Mathematik; doch gehört dasselbe nicht zu den höhern Stellen, und die Mathematiker sind so karg besoldet, daß sie kaum vor Armuth geschützt sind.

Daß es den Chinesen übrigens nicht an Genie fehle, und daß sie diese Wissenschaften nur darum vernachläßigten, weil keine sonderlichen Belohnungen damit verknüpft sind, dies beweisen die großen Kunstwerke, die sie ausführten, und welche die Bewunderung aller Kenner verdienen. Dazu gehören

zumal die herrlichen Kanäle und ihre Brücken, die den größten europäischen Hydrotechnikern zur Ehre gereichen würden. Um nur von zweien derselben zu sprechen, ist die Brücke zu Fu-tschu in der Provinz Fo-kien durchaus von weißem Marmor erbaut, in ihrer ganzen Länge mit einem doppelten Geländer verziert, und hat nicht weniger als hundert Bogen; unbezweifelt gehört dies Prachtwerk zu den größten und schönsten in der Welt. Noch wunderbarer ist eine andere Brücke, deren Beschreibung man bei du Halde sehen kann, und die sie die eiserne Brücke nennen. Diese Brücke ist über zwei Berge gespannt und führt über schreckliche Abgründe; öfters zogen zahlreiche Kriegsheere darüber; und ihr Anblick erregt ein Erstaunen, das an Schauder und Entsetzen gränzt.

Auch sind sie in andern Künsten ausgezeichnet. Mit ihrer Pyrotechnik sind nach der einstimmigen Versicherung der Missionäre, unsre kunstreichsten Feuerwerke in Europa nicht zu vergleichen. Den Seidenbau kennen sie seit zwei Jahrtausenden, und verfertigen darin die ausgezeichnetsten Stoffe. Sprengel erzählt von langen Seidengewanden, die er selbst gesehen, und deren Gewebe so fein war, daß man ein solches Gewand in die Schalen einer wälschen Nuß einschließen konnte. Des außerordentlich zarten Fadens wegen, spricht er, webten sie solche in unterirdischen Gewölbern; der Preis eines solchen Gewandes aber, fügt er bei, kostete im Lande selbst eine Summe, die acht hundert Piastern gleichkommt. Ihre

Porzellainarbeiten haben eine solche Vollendung, daß man dieselbe erst seit wenigen Jahren in Europa erreichte. Eben so sind auch ihre kunstreichen Blumen noch unübertroffen, und haben eine so vollkommne Aehnlichkeit mit den natürlichen, daß man sie beinahe nur durch den Geruch unterscheiden kann. Auch wird ihre lebendige, wunderschöne und untilgbare Farbengebung in Europa vielleicht niemals erreicht werden; von ihren kunstreichen Fächern, Elfenbeinarbeiten, Gefäßen und andern Dingen nicht zu sprechen. Wer auch kennt nicht ihre Tusche, ihre trefflichen Baumwollstoffe, die unter dem Namen Nankin in der ganzen Welt bekannt sind, und in Europa nur sehr unvollkommen nachgeahmt werden?

Bei weitem die meisten, sowohl dieser als unzähliger anderer Artikel sind ein Gegenstand des innern Handels. Denn ist auch der Handel mit andern Ländern, zumal mit England und Amerika bedeutend, so ist er doch beinahe als nichts zu achten gegen den Handel, der im Innern des Landes selbst getrieben wird; ja es läßt der Handel von ganz Europa sich nicht damit vergleichen. Denn von den Provinzen dieses großen Reiches sind mehrere gleich großen Königreichen; und die Produkte und Manufacturen der einen sind von denen der andern so verschieden, und dabei so nothwendig, daß keine Provinz die Erzeugnisse der andern entbehren kann. Dieser riesenhafte Tauschhandel beschäftigt und ernährt allein einen großen Theil des Volkes; und wird durch die Kanalverbindungen und die zahlreichen Flüsse, unter

welchen der Yang-tsche-kiang als der König aller Flüsse majästetisch hervorragt, gar sehr erleichtert.

Uebrigens ist auch das Land reich an Naturerzeugnissen aller Art. Es bringt Weizen, Gerste, Hirse, Roggen und Reis, die gewöhnliche Nahrung der Chinesen, hervor; ja das Erdreich ist in manchen Provinzen so fruchtbar, daß es jedes Jahr zwei Ernten bringt; und auch die Seidenwürmer spinnen zweimal im Jahre. Nach den Berichten der Missionäre aus den südlichen Provinzen bringt die Provinz Tschu-kiang allein mehr Seide hervor als ganz Europa zusammen genommen. Nicht nur findet man hier alles europäische Obst und Gemüse, sondern auch eine große Anzahl anderes, das in Europa gänzlich unbekannt ist. Granatäpfel, Ananas und Pomeranzen kommen zu einer Größe und zu einem Wohlgeschmack, den sie vielleicht in keinem andern Lande der Welt haben; letztere aber sind in so großer Anzahl und so wohlfeil, daß man um zehn unsrer Kreuzer eine ganze Pferdelast derselben erkaufen kann.

Auch das Zuckerrohr wird in den südlichen Provinzen gebaut; und den Thee und viele Arzeneikräuter, Rinden und Wurzeln lernten wir erst durch die Chinesen kennen. Zu den letzten gehört vorzüglich die Rhabarber; die sie indessen nur zur Färberei gebrauchen. Nur der Weinstock wird hier nicht sonderlich gepflegt; sie bereiten sich eine Art Wein aus Reis, den sie bei ihren Mahlzeiten trinken; mit welchem sie aber auch ziemlich oft sich berauschen; doch warten sie dazu die Nacht ab; da sie sich schämten, wenn die

Sonne Zeuge ihrer Unmäßigkeit wäre. Uebrigens findet sich auch hier alles europäische Geflügel und Wildpret, und die Flüsse, zumal der Yang-- tsche kiang liefern ihnen Fische in reichlicher Anzahl.

Die chinesischen Bergwerke sind ergiebig an Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei und Zinn. Es gibt darin auch weißes und so feines Kupfer, daß es dem Silber sehr ähnlich sieht. Die Japanesen führen desselben noch eine andere Art an, das gelb ist, in Stangen verkauft wird, und das Nichtkenner leicht für Gold halten dürften. Es besteht im Lande die Sage, die Kaiser der frühern Zeiten hätten ihren Unterthanen die Bearbeitung der Goldminen untersagt, weil sie es für unnatürlich gehalten, einen Staat in blühenden Zustand zu bringen, wenn man die Völker dem Tode aussetzte, den die vergifteten Dünste der Erde aushauchten. Doch nimmt man dies jetziger Zeit nicht mehr so genau; auf alle Fälle treiben die Chinesen einen starken Handel mit Golde, jedoch muß, wer in diesen Handel mit ihnen sich einläßt, der so eben angeführten Ursache des japanesischen Kupfers wegen, auf seiner Hut seyn, um nicht von ihnen betrogen zu werden. P. Martini versichert ihre Beherrscher hätten auch darum nie erlaubt, Gold und Silbermünzen zu prägen; weil sie den Betrügereien zuvorkommen wollten, die bei dieser sehr gierigen Nation etwas Gewöhnliches sind. Sie haben auch keine andern laufenden Münzen als gewisse flache und runde Kupferbleche, die durchlöchert sind, damit man sie bequem an einen Faden reihen könne.

Das zum Handel bestimmte Silber ist in kleine Stücke zerhackt, von welchen tausend einen Tael (ungefähr zwei Gulden unsrer Münze) betragen.

Bei dieser so reichen Fülle an Kunst- und Naturproducten genügte dies große Reich allerdings sich selbst, und bedurfte in keiner Beziehung des Verkehrs mit benachbarten Völkern. Dadurch auch wird es erklärlich, daß die chinesische Nation durch eine so lange Reihe Jahrhunderte in sich selbst abgeschlossen, und andern Nationen fremd und unbekannt verblieb. Hätten nur ihre Herrscher auch den Jüngern des Lao-kium und des Fo, diesen Stiftern und Verbreitern der Abgötterei, den Eingang verschlossen! Dann hätte die Nation in der Reinheit des Naturgesetzes nach den Ueberlieferungen der Patriarchen sich erhalten, das zum Christenthum sie vorbereitet hätte; dem sie dann gewiß mit Freuden entgegen gekommen wären.

III.

Hungersnoth in China, Kinderaussetzung, Niederlassung der Portugiesen zu Macao.

Wer, nach dem, was von dem Reichthum und der Fruchtarbeit Chinas errinnert wurde, sollte je glauben, das reichste und blühendste Reich des Erdkreises sei zugleich das ärmste und elendeste der Welt? Gleichwohl scheint es dies in gewissem Sinne also. Wie groß und wie fruchtbar auch das Land ist, spricht der Missionär P. Martini, genügt es dennoch

nicht, alle seine Inwohner zu nähren; es würde viermal so viel Erdreich erfordert, sie alle zu ersättigen. Die Stadt Canton allein zählt über eine Million Seelen; und der vier Stunden davon entfernte Flecken Fo-chan zählt derselben noch mehr. Peking, die gewöhnliche Residenz des Kaisers, hat eine Bevölkerung nahe an zwei Millionen; und in den nämlichen Verhältnissen sind alle großen Städte bevölkert. Wer aber vermag es, die zahllose Menge der achtzehn Provinzen dieses ungeheueren Reiches anzugeben? Missionäre der letztern Zeit glaubten nicht zu übertreiben, wenn sie die Bevölkerung zu drei hundert Millionen annähmen. Nun würde aber der dritte Theil dieses unübersehbaren Volkes sich glücklich achten, wenn sie nur so viel Reis erhielten, als zu ihrer Nahrung genügte.

Bekanntlich führt die äußerste Noth zu schrecklichen Schritten. Nicht wundern dürfen wir uns daher, daß bei einem solchen Elende die Mütter ihre Kinder tödten oder aussetzen; daß sie ihre Töchter verkaufen; daß bei dem ganzen Volke Eigennutz die herrschende Leidenschaft ist; und daß es eine große Menge Räuber im Lande gibt. Vielmehr muß man sich verwundern, daß nicht noch Unglückseligeres sich ergibt; und daß in Zeiten der Hungersnoth, die hier nichts Seltenes ist, Millionen Menschen vor Hunger umkommen, ohne zu den entsetzlichen Gewaltthätigkeiten zu schreiten, von welchen man in Europa so viele Beispiele liest.

Man kann übrigens in China die Armen nicht der Faulheit beschuldigen, wie man derselben die europäischen Bettler meist mit Recht beschuldigt; da sie ihr Brot verdienen könnten, wenn sie zur Arbeit greifen wollten. Die Arbeiten und Mühsale dieser armen Leute übersteigen allen Glauben. Oft bringt ein Chinese den ganzen Tag damit zu, das Erdreich umzugraben, und steht dabei nicht selten im Wasser bis an die Knie; am Abende aber ist er sehr froh und zufrieden, wenn er sein Schüsselchen Reis verzehren und das geschmacklose Wasser dazu trinken kann, worin solcher gekocht ward. Dieser Anblick rührte die gefühlvollen Glaubensboten oft bis zu Thränen; die ihre Mühsale so gern durch den Trost des Evangeliums ihnen erleichtert hätten, das so große Belohnungen den Armen im Geiste verheißt, die ihre Arbeiten und Leiden Gott zu Liebe geduldig ertragen.

Eben diese so entsetzliche Noth ist, wie bereits erinnert wurde, Ursache der barbarischen Sitte, daß Arme, Sclavinnen, und überhaupt Solche, welchen es an Mitteln gebricht, ihre Kinder zu erziehen, dieselben öffentlich aussetzen und dem Tode preis geben. Nicht selten werden diese unglückseligen Opfer von Hunden und anderen Thieren zerrissen, und gehen auf die jammervollste Weise zu Grunde. Indessen ist diese ruchlose Grausamkeit weniger auf dem Lande als in den Städten üblich. Die Kaiser, zumal der jetzt regierenden Dynastie, ließen zwar Hospitäler errichten und bestimmte Leute besolden, welche täglich die unglücklichen Neugebornen sammeln, die sie

noch am Leben finden, und in diese Zufluchtstätten bringen, wo sie von eigens dazu bestellten Ammen gepflegt werden. Dennoch aber beläuft sich die Anzahl derjenigen, welche auf so elende Weise umkommen, jedes Jahr auf einige hundert Tausende; in Mißjahren aber ist sie noch weit bedeutender.

Der Grund dieser so oftmaligen Hungersnoth ist, weil, von der Provinz Yun-nan angefangen nordwärts durch die Provinzen Sut-thuen und Schan-si hindurch bis zur großen Mauer nur furchtbare, meist von den wilden Völkerstämmen der Miat-ße bewohnte Gebirge sind; die umliegenden Länder aber kaum so viel Reis und Getreide bauen, als für sie selbst hinreicht; und daher keines an China abgeben können; weshalb denn dies Reich auf sich selbst beschränkt ist, und seine zahllosen Inwohner aus seinen verschiedenen Provinzen erhalten muß. Die guten Kaiser waren zu jeder Zeit bedacht, Fürsorge zu treffen, und in allen Provinzialstädten von einiger Bedeutung Magazine anzulegen, um in schweren Zeiten der Noth des Volkes zu Hilfe zu kommen. Rührend sind die Ausdrücke dieser alten Herrscher über die Leiden ihrer Unterthanen, die sie ihre geliebten Kinder nennen; gewiß auch waren solche aufrichtig bei den Kaisern aus chinesischem Geblüte, und sie drangen darauf, daß ihre Befehle, der Noth des Volkes abzuhelfen, unverzüglich vollzogen würden.

Zwar haben auch die jetzigen Kaiser aus dem Stamme der Mantschu-Tartaren väterliche Gesinnungen gegen ihre Völker; doch nicht eben so die Be-

fehlshaber, die dem Kaiser nicht gern traurige Nachrichten hinterbringen; sich auch wohl Zeit lassen, die Hofbefehle zu vollziehen; erst Untersuchungen einleiten; dann an die Gerichtshöfe berichten, die hierauf Rath halten, und gewöhnlich des Kaisers Majestät bitten, getreue Mandarinen des Hofes abzusenden, welche dann abermal, besonders wenn sie auf eigene Kosten reisen sollen, sich anfragen, wo sie Gelder zu Verräthen hernehmen sollen; und Zeit begehren, zur Reise sich vorzubereiten. Unterdessen werden die Befehle des Kaisers veröffentlicht, und die Völker bis zur nahen Ankunft der Mandarinen vertröstet, welche zuletzt Verweise bekommen, daß sie noch nicht abgereist sind. Endlich reisen sie ab; und das Volk, das nicht vom Hunger geplagt ist, ruft gerührten Herzens: Sehet da, die edlen Commissäre, welche der Noth der Provinzen abhelfen! Die Armen der Provinzen aber, wo die wirkliche Hungersnoth wüthet, sterben unterdessen größtentheis aus; und die dies letzte Elend nicht abwarten wollen, schleppen sich mühsam an andere Orte, indeß unter Weges immer ein Theil der Ihrigen wirklich verhungert.

Dies Spiel ist in China nichts Seltenes. Es würden auch, wenn nicht von Zeit zu Zeit die Hungersnoth die unübersehbare Menge der Inwohner lichtete, diese Völker schwerlich in Ruhe verbleiben. Träfe man indessen gar keine Vorkehrungen, so würde die Anzahl der Diebe und Straßenräuber in den Provinzen allzu sehr überhand nehmen; und es würde unfehlbar Aufruhr entstehen. Darum also werden Be-

fehle ertheilt; man reist hin und her, ordnet an, sendet da und dorthin, Vorräthe anzuschaffen, und scheint sich viele Mühe zu geben. Darüber verläuft die Zeit; man tröstet und macht Hoffnungen, bis zuletzt der Hungernden nur noch so viele am Leben bleiben, als man versorgen kann, oder versorgen will. Uebrigens gilt dies meist nur von den entfernteren Provinzen; denn zu Peking selbst und in den näheren Provinzen sind Vorräthe für viele Jahre aufgehäuft. Wahrlich, wo nicht die christliche Liebe, sondern blos Staatsgründe oder natürliches Mitleid anregen, den Armen zu Hilfe zu kommen, da werden Nothleidende selten zu gehöriger Zeit und auf die gehörige Weise unterstützt.

P. Parennin indessen, der so lange Jahre in China lebte und das Land sehr genau kannte; da er solches auf Befehl des Kaisers öfters bereiste, versichert, nicht die große Bevölkerung sei Schuld an diesem Elende, wiewohl auch sie dazu beitrage; denn das Reich sei fruchtbar genug, alle seine Inwohner zu nähren; sondern die Ursache liege theils in der schlechten Verwaltung der öffentlichen Magazine und der Veruntreuung Derjenigen, welchen dieselben anvertraut sind; theils aber, und zwar noch mehr, in der ungeheuern Menge Reis, der jedes Jahr zur Bereitung des sogenannten Weines, besonders aber des Araks verwendet wird. Dies sei der vorzügliche Quell des Uebels in allen Provinzen. Es ist dies Denjenigen, denen die Staatsverwaltung obliegt, auch nicht unbekannt; und sie erlassen sogar desfalls

strenge Verbote; dringen aber nicht auf die Befolgung derselben. Denn sie lassen die öffentlichen Schanken bestehen; und täglich wird dies scharfe Getränke in vielen hundert Karren allenthalben hin verführt; ohne daß Jemand es hinderte; wofern nur der Zoll dafür bezahlt wird. Denn die Großen selbst, welche das Verbot erlassen, lieben den Arak zu sehr, als daß sie durch Enthaltung von demselben dem Volke mit ihrem Beispiele vorgingen.

Wo das Licht des Evangeliums Eingang fand, da hörte das Laster der Trunkenheit auf. Die Segnungen des Christenthums allein auch würden diese so oftmalige, nicht selten gleichsam durch Muthwillen herbei geführte Hungersnoth abwenden, und das Elend des bedrängten Volkes bedeutend mildern, wo nicht gänzlich heben. Dies sahen auch in neuerer Zeit manche weise Mandarinen in Gegenden ein, wo christliche Gemeinden bestehen, und umgingen eben darum, so sehr nur möglich, die Befehle zu ihrer Verfolgung. Gewiß aber ist die Zeit nicht mehr fern, wo das heilige Licht die heidnische Finsterniß aus diesem großen Reiche verscheuchen wird; ja es scheint als wäre die Morgenröthe des Tages seines Heiles bereits aufgegangen; denn unverkennbar sind die Zeichen der Zeit in diesem Lande, das den Europäern so lange Jahrhunderte hindurch fremd und unbekannt blieb.

Der erste bekannte Europäer, der im zwölften Jahrhunderte, wie durch ein Wunder in dasselbe eindrang, war ein polnischer Franziskaner, Namens

Johann Carpin, der eine Relation seiner Reise hinterließ. Auch haben wir eine Reisebeschreibung von Pater Rubruquis, einem französischen Kapuziner, der um dieselbe Zeit nach China kam. Beide erzählen wunderbare Dinge von diesem Wunderlande, von seinem Reichthum, und von seinen Künsten, Wissenschaften und Manufacturen, die darin im höchsten Flor blühten. Als der eigentliche Entdecker des chinesischen Reiches aber wird der Venetianer Marco Paolo betrachtet, und nicht minder auch Mattheo Paolo aus der nämlichen Familie, die beide zweimal eine Seereise dahin unternahmen. Aus den etwas dunklen Berichten, die sie von dieser Reise gaben, erkannte Heinrich III., König von Portugal, ein scharfsinniger und kühner Fürst, die Möglichkeit, auf einem kürzern und sichreren Wege als dem bisher bekannten nach Asien zu kommen. Es ließ also i. J. 1418 zwei stattliche Schiffe ausrüsten, um das Meer und seine Vorgebirge zu erkennen; und so ward der Weg nach Indien gefunden; wo die Portugiesen auch alsbald einige Länder entdeckten und in Besitz nahmen.

Nicht lange hierauf ließ Loppez Zuza, Vice-König dieser Länder, es sich angelegen seyn, eine Handelsverbindung mit China anzuknüpfen; und sandte von Goa aus ein Geschwader von acht, mit Waaren beladenen Schiffen unter den Befehlen Ferdinands von Andrada dahin ab. Diesem Befehlshaber gab er Thomas Pereira bei, der als Bothschafter des Königs von Portugal zu dem Kaiser sich be-

geben sollte. Andrada, ein feingebildeter Mann von sanfter Gemüthsart, gewann die Freundschaft des Vice-Königs von Canton, der auch einen vortheilhaften Handelsvertrag mit ihm abschloß. Unterdessen reiste Pereira zu seiner Bestimmung ab.

In dieser Zwischenzeit aber benahmen sich die Portugiesen, die auf dem Flusse bei Canton sich aufhielten, mit großer Ungebühr, beleidigten die Chinesen, verübten Gewaltthaten und zwangen sie, die Waffen zu ergreifen; ja sie gingen in ihrem tollen Wahnsinn so weit, daß man nahe daran war, alle diese Fremdlinge festzunehmen. Der Kaiser, der in Eile von dem Vorgang dieser Dinge berichtet wurde, empfing Pereira sehr übel, und sandte ihn mit Fesseln beladen nach Canton zurück; wo er sein Leben in Gefängnisse endigte.

Loppez indessen, dem an dieser Handelsverbindung ungemein gelegen war, ward über diesen Ausgang der Dinge nicht wenig betroffen; er bestrafte die Schuldigen mit aller Strenge, und war auf alle Art und Weise bedacht, diesen Fehler wieder gut zu machen. Dazu ergab sich nach einigen Jahren eine gute Gelegenheit. Seit längerer Zeit nämlich machte ein gewaltiger Seeräuber die chinesischen Meere unsicher, und verheerte die Küsten derselben. Alle Anstrengungen der Chinesen gegen ihn waren vergeblich; ja er bemächtigte sich ihrer Tschonken uud fügte ihnen täglich größern Schaden zu. In dieser Bedrängniß kamen die Portugiesen ihnen zu Hilfe; sie lauerten dem Räuber auf; waren so glücklich, seiner sich zu

bemächtigen, und lieferten ihn an die Chinesen aus.

Dies Ereigniß erregte große Freude; auch ward die Hilfeleistung der Portugiesen dankbar erkannt. Der Kaiser gestattete ihnen, eine Niederlassung zu Macao, einer kleinen Insel in der Gegend von Canton zu gründen; doch setzte er dabei Beschränkungen, die von der Klugheit und dem natürlichen Mißtrauen der Chinesen zeugen. Auf solche Weise also ward der erste feste Schritt in das chinesische Reich gethan. Handelsgewinn war die Absicht der Europäer, als sie diesen Weg sich eröffneten; eine unendlich höhere Absicht aber hatte die göttliche Vorsehung, die diesen Weg sie nur darum finden ließ, damit auf demselben die Boten des Evangeliums den Heiden, die daselbst in den Schatten des Todes sitzen, das Licht des ewigen Heiles brächten, das wir bald darin werden leuchten sehen.

IV.

Chinesische Sprache.

Eines der größten Hindernisse bei der Verkündigung des Evangeliums unter den Völkern dieses großen Reiches war, und bleibt, ihre eigene, höchst sonderbare Sprache, die durchaus nichts mit den übrigen, weder lebenden noch todten Sprachen gemein hat, welche auf dem Erdkreise üblich sind; da weder in der Betonung, noch in der Aussprache der Worte, noch selbst in der Reihefolge der Gedanken

auch nur die mindeste Anologie mit derselben Statt findet. Wer hat nicht von den zahllosen Schriftzeichen der Chinesen gehört, die ihre Gelehrten selbst ihr halbes Leben hindurch beschäftigen? und wer wird hieraus nicht schließen, ihre Sprache sei bei weitem die reichste in der Welt? Dennoch verhält der Fall sich gerade umgekehrt; denn die Anzahl ihrer Worte beträgt höchstens drei hundert. Alle diese Worte sind einsilbig; und ein fähiger Kopf kann diese Ausdrücke in einigen Stunden erlernen, dennoch aber werden Jahre erfordert, solche zu sprechen.

Eine beinahe unüberwindliche Schwierigkeit in der Erlernung dieser mysteriösen Sprache liegt vorzüglich darin, daß ihre kurzen Worte unabänderlich die nämlichen sind, so daß in den Stammwörtern weder Geschlecht, noch Zahl, noch Endung, in den Zeitwörtern aber weder Personen noch Zeiten noch Zahlen unterschieden werden. Zudem ist auch ein und dasselbe Wort zugleich Hauptwort, Fürwort, Beiwort und Bindewort; männlich, weiblich, einfach, mehrfach u. s. w.; und hat überdies vielfältige Bedeutungen. Ein berühmter Missionär, der, nach unsäglicher Anstrengung diese räthselhafte Sprache endlich nothdürftig erlernt hatte, erzählt unter andern sehr naiv: „Man hatte mir gesagt Schu bedeute ein Buch. Nun dachte ich mir, so oft der Ausdruck Schu vorkomme, sei offenbar von einem Buche die Rede. Doch ich täuschte mich nicht wenig. Das Wort Schu kehrte wieder; und sieh da, es bedeutete einen Baum. — So hat denn, erachte ich, dieser Ausdruck

eine zweifache Bedeutung. Aber wie sehr verwunderte ich mich als ich vernahm, dies nämliche Schu bedeute eine große Hitze, die Morgenröthe, Regen, Liebe, Erzählen, Gewöhnen, eine Wette verlieren, und wer weiß wie viele andere Dinge? Alles Verständniß hängt daher von der Stellung der Worte und von der verschiedenen Betonung ab;*) eine Verwirrung, die für einen Europäer kaum lösbar ist; zumal da die Versetzung der Worte keiner bestimmten Regel zu folgen scheint; und man, nachdem man die Worte erlernt hat, auch noch jede einzelne Phrase insbesondere studieren muß; da bei der mindesten Unrichtigkeit in der

*) Als einst ein Missionär, der so eben aus Europa kam, nach vielen Mühsalen endlich bei einem guten christlichen Greise eingetroffen war, wo man ihn erwartete, sprach dieser ihm einige chinesische Worte vor, damit er dieselben nachsprechen lernte. So deutete er unter Andern auf seinem ziemlich dicken Bauch und sprach dabei so deutlich als möglich: Pa = tha = an (Bauch.) „Ich wiederholte," spricht der Missionär, die Hand auf den Bauch legend, das Wort Pa = tha = an, u. s. w. hatte ich den Ton recht getroffen, so winkte er mir Beifall zu; fehlte ich aber, was bei aller Aufmerksamkeit mir dennoch öfters widerfuhr, so fingen die Umstehenden an, überlaut zu lachen; und zwar lachten sie nicht immer ohne Ursache. So sagte er mir einmal, als er mich schläfrig sah: Tu Kong (Du schläfst;) ich aber gab dem Worte Tu, das zugleich Du und Schwein bedeutet, eine unrechte Betonung, und so hieß der Ausdruck nach meiner Aussprache Schwein schlafe! Wer hätte da des Lachens sich erwehren können.

Stellung der Worte aus zehn Chinesen kaum Einer den Sinn des Satzes verstehen würde."

„Auch hilft das Lesen der Bücher nichts zur Erleichterung dieser furchtbaren Arbeit, da die Büchersprache von der gewöhnlichen Umgangssprache gar sehr verschieden ist. Man kann es dahin bringen, alle Bücher zu lesen und wohl zu verstehen; ohne daß man etwas daraus verstände, wenn ein Anderer solche vorliest; ja es kann ein Gelehrter ein Werk mit großer Reinheit und Zierlichkeit verfassen, und dennoch nicht selten in Verlegenheit kommen, wenn er in der gewöhnlichen Unterredung über einen Gegenstand sich aussprechen will. Dazu kommt auch noch, daß die nämlichen Worte oft entgegengesetzte Dinge bedeuten, so daß sie, wenn zwei Personen solche sprechen, in dem Munde der Einen eine Höflichkeit, in dem Munde der Andern aber eine schmähliche Beleidigung ausdrücken.

Gar sehr wird auch die Erlernung dieser Sprache durch die verschiedene Betonung der nämlichen Worte erschwert. Denn man muß nicht etwa glauben, jeder Ton sei so bestimmt, daß das Ohr ihn leicht unterscheide. Diese einsilbigen Worte fließen mit aller Schnelligkeit vorüber; und damit es ja nicht allzu leicht werde, solche im Fluge zu erhaschen, lassen die Chinesen unzählige Male die Vocale aus, so daß von diesen Silben beinahe gar nichts erübrigt. Ueberdies muß man von einem gehauchten Tone sogleich zu einem festen, von einem pfeifenden zu einem tiefen Ton übergehen, und bald durch die Gurgel, bald durch

den Gaumen, beinahe immer aber durch die Nase sprechen. Der nämliche Missionär, von welchem so eben die Rede war, erzählt von seiner ersten chinesischen Predigt: „Ich wiederholte solche wenigstens fünfzig Mal vor meinem Diener, ehe ich solche öffentlich vortrug; und gab ihm Vollmacht, mich zurecht zu weisen, so oft er es nothwendig fände; ja ich ward auch nicht müde, solche zu wiederholen. Dennoch verstanden manche meiner chinesischen Zuhörer, wie sie mir aufrichtig sagten, unter zehn Theilen kaum drei."

Es ist dies aber auch kein Wunder; denn aus der verschiedenen Betonung eines und desselben Wortes entsteht nicht selten ein Doppelsinn, und eine solche Zweideutigkeit, daß selbst geborne Chinesen einander nicht verstehen; und nicht nur ihre Worte wiederholen, sondern auch ihre Zuflucht zur Schrift nehmen müssen, um sich bestimmt und unzweideutig auszudrücken. Dazu hat auch jede einzelne Provinz ihre eigene, nur dort verständliche Mundart; so daß diese verschiedenen Völkerschaften, die einen großen Handel im Binnenlande mit einander treiben, oft die größte Mühe haben, einander zu verstehen. Doch wird dies Hinderniß alsbald gehoben, wenn sie sich Zeit nehmen können, zu schreiben, denn ihre Schriftzeichen sind die nämlichen im Umfang des ganzen Kaiserreiches. Ja nicht nur China, sondern auch Tonkin, Thibet, Cochin China und Japan haben die nämlichen Schriftzeichen, welche auch die nämlichen Dinge bedeuten, ohne daß diese Völker auf gleiche Weise

sich ausdrückten. Sind also auch ihre Sprachen so sehr von einander verschieden, daß sie einander nicht verstehen können, wenn sie mit einander sprechen, so verstehen sie doch einander vollkommen, wenn sie einander sich schriftlich mittheilen; und alle ihre Bücher sind ihnen gemeinschaftlich. Diese Schriftzeichen haben hierin einige Aehnlichkeit mit unseren arithmetischen Ziffern, deren zahlreiche Nationen sich bedienen; und die, ob auch jede aus ihnen sie anders nennt, dennoch überall die nämliche Bedeutung haben.

Sehr denkwürdig auch ist was P. Pareninn über die Buchstaben und Schriftzeichen der Chinesen berichtet; und geeignet, einen richtigen Begriff von dieser ganz eigenthümlichen Sprache zu geben. „Ich glaubte Anfangs, spricht er, die chinesische Sprache sei die reichste auf dem ganzen Erdkreise; je größer aber meine Fortschritte darin wurden, um so mehr nahm ich wahr, daß vielleicht in der Welt keine Sprache so arm an Ausdrücken ist. Die Chinesen haben mehr als 60,000 Schriftzeichen; dennoch können sie dadurch bei weitem nicht ausdrücken, was wir in unsern europäischen Sprachen ausdrücken, und sind nicht selten genöthigt, ihre Zuflucht zur Schrift zu nehmen, um sich zu verständigen. Jedes Wort hat seinen besonderen Buchstab, oder sein hieroglyphisches Zeichen. Denken Sie einmal, in welche Verwirrung unsre Sprache versinken würde, wenn wir jedes Wort, jeden Namen, jede Zeit ꝛc. durch ein besonderes Schriftzeichen bezeichnen wollten! Noch ärger wäre dieser Wirrwarr, wenn man die

Ausdrücke der einzelnen Wissenschaften und Künste, der Malerei, der Baukunst, der Geometrie, der Philosophie u. s. w. also bezeichnen wollte. Welche Zeit und Anstrengung würde es kosten, alle diese verschiedenen Zeichen zu studieren! Also aber verhält es sich genau mit der chinesischen Sprache."

Gewiß würden, wenn wir alle Worte, aus welchen unsre Sprachen bestehen, durch besondere Zeichen ausdrücken wollten, diese Schriftzeichen die Anzahl der chinesischen ohne allen Vergleich übertreffen. Wie weit einfacher und gründlicher sind daher unsre Sprachen; da wir durch vier und zwanzig Buchstaben alle unendlichen Modificationen unsrer natürlichen Sprache ausdrücken; indeß die Chinesen, ungeachtet der ungeheuern Anzahl ihrer Hieroglyphen, nicht einmal im Stande sind, ihre Aussprache, weit weniger noch den wahren Sinn der Ausdrücke ihrer Sprache zu bestimmen.

Von diesen zahllosen Schriftzeichen sind einige einfach, andere zusammengesetzt. Gewöhnlich sind sie zusammengesetzte Hieroglyphen; und erhalten durch Punkte zur Rechten oder zur Linken, oder durch kleine Striche ihren Sinn und ihre Bedeutung. Dies ist zumal der Fall bei gelehrten oder sinnbildlichen Gegenständen; denn die Anzahl der gewöhnlichen Buchstaben beträgt nur 365; von welchen jedoch jeder einzelne fünf verschiedene Inflexionen hat; etwa wie wir unsre kurzen oder langen Silben bezeichnen. Mit diesen Biegungen belaufen sich diese 365 Buchstaben ungefähr auf 825. Läßt also die Anzahl

der Buchstaben sich auch nicht mit der Menge der Schriftzeichen vergleichen, so bezeichnen dennoch die Chinesen die ersten so vielfältig, daß beinahe jedes Wort seinen besondern Hieroglyph erhält.

Es ist aber diese, dem Anschein nach so reiche Sprache so arm, daß sie nicht ein einziges Zeichen hat, das die Grundsätze unsrer Philosophie, und die Geheimnisse des Glaubens ausdrückt; weshalb die Missionäre, um den Chinesen die Geheimnisse der christlichen Religion zu erklären, sich genöthiget sehen, ein eigenes Alphabet zu verfassen, um mit ihnen über den Sinn und die Bedeutung der Ausdrücke überein zu kommen. Wahrlich nur der feurigste Eifer und das lebendigste Verlangen, die unsterblichen Seelen ihrer Brüder aus den Schatten des Todes in das himmlische Licht des Evangeliums zu führen, konnte viele wahrhaft apostolische Männer mit Muth erfüllen, die beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten zu besiegen, die mit der Erlernung dieser Sprache verknüpft sind; welche kein anderer Europäer vollkommen erlernte. Dennoch brachten es nicht Wenige aus ihnen dahin, daß sie sogar die gelehrtesten Chinesen selbst an Kenntnissen in ihrer eigenen Sprache noch übertrafen; und die chinesischen Werke eines Ricci, Schall, Verbiest, Parennin und Anderer werden selbst von den größten Gelehrten des Kaiserreiches unter die vorzüglichsten klassischen Werke der Nation gerechnet.

V.

Erste Missionen in China. P. Ricci.

Ungefähr um die nämliche Zeit, da die Portugiesen in Indien sich niederließen, ließ die göttliche Vorsehung einen wunderbaren Morgenstern für diese Länder aufgehen, der mit himmlischem Lichte sie erleuchten sollte. Dies war der große Apostel Franz von Xavier, der seine apostolische Laufbahn zu Goa begann; und, nachdem er das Evangelium in verschiedenen Königreichen, zumal aber in Japan gepredigt und zahllose Seelen zum heiligen Glauben bekehrt hatte, seinen riesenhaften Lauf auf der Insel Sanzian beschloß. Sehnsüchtig waren seine letzten Blicke auf China gerichtet. Sein feuriges Verlangen aber nach der Bekehrung dieses großen Reiches fand Erhörung vor dem Allerhöchsten; denn in eben demselben Jhhr (1552) und beinahe um dieselbe Zeit erblickte, zu Macerate in der Mark Ancona, P. Matthäus Ricci das Licht der Welt, dem die göttliche Vorsehung den erhabenen Beruf bestimmte, der Erste zu seyn, der die frohe Bothschaft des Heiles in China verkündigen, und andern Glaubensboten die Bahn zu dieser glückseligen Verkündigung eröffnen sollte *.)

*) Nach dem Berichte des P. Tauron Hom. illust. Tom. VI. waren zwar schon i. J. 1556, Dominikaner nach China gekommen; allein die meisten wurden verkannt, die wenigen andern aber richteten nichts aus. (Siehe an. Dominic. p. 258.

Schon in seinen Jugendjahren fühlte er von den Missionsberichten aus Indien und Japan sich wundersam angezogen; und hegte ein heimliches Verlangen, selbst an der Bekehrung dieser Völker zu wirken. Dies Verlangen gewann immer größere Kraft in seinem Herzen; darum auch verließ er späterhin das Studium der Jurisprudenz, und trat in den Orden der Gesellschaft Jesu; woselbst er von P. Valignan, unter dessen Leitung er das Noviziat zurücklegte, und der selbst ein Missionär von großem Rufe war, noch mächtiger in seinem gottseligen Verlangen bestärkt wurde. Kaum hatte er die nothwendigen Studien vollendet, als P. Valignan abermal nach Indien abreiste; P. Ricci aber erhielt auf seine dringende und wiederholte Bitte die Erlaubniß ihn dahin zu begleiten.

Als sie nach einer langen Seereise endlich nach Macao gekommen waren, wo, wie bereits erinnert wurde, eine portugiesische Colonie sich niedergelassen hatte, ging die große Blindheit der Heiden, die er nun anschaulich sah, ihm tief zu Herzen. Was ihm aber ins besondere schmerzlich fiel, war die gleichsam unüberwindliche Schwierigkeit, in das Innere des chinesischen Reiches einzudringen. Viele Versuche, die er desfalls wagte, liefen vergeblich ab; und oft rief er gegen dasselbe hingewendet, seufzend aus: „O Felsen, Felsen, wann wirst du endlich dich aufthun!"

P. Valignan war zu seiner Bestimmung nach Indien abgereist. P. Ricci aber, den er mit zwei Gefährten zu Macao zurückgelassen, flehte mit ihnen

unablässig zu dem Herrn der Ernte, sie als Arbeiter in dieselbe zu senden. Um aber zu diesen Arbeiten sich vorzubereiten, verlegte er sich unterdessen mit großem Eifer auf die Erlernung der überaus schweren Sprache der Chinesen; und brachte es auch durch seine rastlose Anstrengung in kurzer Zeit dahin, daß er darin leidlich sich ausdrücken konnte. Als es ihm endlich nach unzähligen Schwierigkeiten gelungen war, nach China zu kommen, brachte er die ersten sieben Jahre meist unter den Bonzen zu, kleidete sich beinahe auf dieselbe Weise, und führte mit seinen Gefährten ein sehr armes Leben. Die Bonzen gewannen seiner großen Sanftmuth und Sittsamkeit wegen ihn lieb und ehrten seine Tugend. Von ihnen erlernte er die chinesische Sprache und ihre Schriftzeichen; doch bekehrte er während dieser langen Zeit beinahe keinen einzigen Heiden zum christlichen Glauben.

Es konnte aber ein Mann von so ausgezeichneten Kenntnissen und Wissenschaften nicht lange verborgen bleiben. Die Mandarinen hörten von ihm, und waren neugierig ihn zu sehen. Da er ihnen mit großer Achtung begegnete, und durch seine freundliche Beredsamkeit die Herzen zu gewinnen verstand, besuchten sie ihn öfters, unterredeten sich gerne mit ihm, und verwunderten sich über seine großen Kenntnisse. Ja sie lobten auch die Absicht, in welcher er aus weiter Ferne gekommen war, die Chinesen zur Erkenntniß des wahren Gottes zu führen; und fingen allmälig an, die christliche Religion zu ehren

deren vorzügliche Wahrheiten Ricci ihnen im schönsten Lichte entfaltete.

Da diese Mandarinen die edlen Fremdlinge täglich mehr achten lernten, machten sie ihnen Vorstellungen über ihre Lebensweise; und riethen ihnen dieselbe zu ändern. „In dem armseligen Stande, den ihr da angenommen habet, sprachen sie, werden Wenige euch Gehör geben; ja man wird euch auch nicht lange in China dulden. Da ihr gelehrte Leute seid, so schlaget die Lebensweise unserer Gelehrten ein; dann werdet ihr überall mit Ehren erscheinen können; und man wird euch anhören. Selbst die Mandarinen, welche gelehrte Männer in Ehren halten, werden euch mit Achtung begegnen und eure Besuche annehmen. Sieht aber das Volk, daß seine Vorgesetzten euch ehren, so wird es desgleichen euch ehren, und eure Belehrungen mit Vergnügen anhören.“ P. Ricci, der bereits die Wahrheit alles dessen erfahren hatte, was sie ihm sagten, und täglich mehr einsah, daß er auf dem Wege, den er eingeschlagen, wenig ausrichtete, und seine Zeit beinahe verlor, fügte sich, nachdem er die Sache Gott im Gebet empfohlen hatte, ihrem Rathe; er fing an, gleich den chinesischen Gelehrten anständig und in Seide sich zu kleiden; und erfuhr, wie die Mandarinen ihm vorhergesagt hatten, bald die heilsamsten Folgen dieser Aenderung.

Seinem Beispiele folgten späterhin alle Missionäre der Gesellschaft Jesu; die deshalb in Europa vielfältig getadelt wurde; und die man des Stolzes

und der Eitelkeit beschuldigte. Indessen war dies dennoch der einzige Weg, Achtung und Zutritt bei Denjenigen sich zu erwirken, die durch ihr Ansehen und ihren Einfluß das Werk Gottes zu fördern vermochten. Ueberdies ist es auch in China allgemeine Sitte, in Seide sich zu kleiden; zumal wenn man Besuche gibt; da dies als ein Beweis gilt, daß man Diejenigen ehrt, welchen man Besuche abstattet; und daß man weder in der Noth, noch aus verächtlichem Stande ist. Viele Jahre hernach, als die Jesuiten bereits zahlreiche christliche Gemeinden gebildet hatten, kamen von den philippinischen Inseln fromme Religiosen aus den Orden des heiligen Franziskus und Dominikus; die desgleichen von dem Verlangen sich angezogen fühlten, in den Missionen dieses Reiches zu arbeiten. Da sie jedoch der Demuth nicht zu nahe traten, und es besser machen wollten, traten sie in ihrem armen Ordenskleide auf, und predigten, das Cruzifix in der Hand, den christlichen Glauben öffentlich auf den Gassen. Indessen ernteten sie von ihren Arbeiten keine andern Verdienste, als daß sie verspottet, mißhandelt, geschlagen, in Gefängnisse geworfen und endlich aus dem Lande verwiesen wurden, ohne auch nur einen Menschen zu bekehren. Dies erfuhren sie so oft, und immer zum Nachtheile ihrer guten Absicht, daß sie zuletzt alle, und zwar auf wiederholten Befehl ihrer Vorgesetzten sich entschlossen, dem Beispiele der Jesuiten zu folgen, und sich wie sie zu kleiden und zu leben. Doch kehren wir zu unserm Gegenstande zurück.

Nach vielfältigen Bemühungen erhielt endlich im J. 1583 P. Ricci die Erlaubniß, zu Choakin sich niederzulassen und einem Platz zu einem Hause zu erkaufen. Doch gar sehr mußten die Missionäre auf ihrer Hut vor dem Volke seyn, das alle Fremden als Barbaren verachtet. Ja ungeachtet aller Vorsicht wurden sie nicht selten schwer mißhandelt, mit Steinen geworfen und verfolgt. Indessen brachten sie es dennoch nach und nach dahin, daß sie ihre Widersacher besänftigten; und da sie ihre Capelle prächtig schmückten und Gemälde darin aufstellten, welche Andacht erweckten, fingen die Chinesen, die sehr schaulustig sind, und für die dies etwas ganz Neues war, an, dieselbe zu besuchen, und sahen sie mit einigem Vergnügen. Vorzüglich aber erregte P. Ri cci Bewunderung durch seine mathematischen Kenntnisse. Er hatte diese Wissenschaft unter dem berühmten Clavius studirt, und besaß darin ausgezeichnete Kenntnisse. Eine Landkarte, die er verfertigte, und auf welcher er, — nach der Meinung der chinesischen Astronomen sich zu richten, den ersten Mittagskreis in China angenommen hatte, gefiel den Mandarinen und Gelehrten ungemein. Auch berichtigte er ihre irrigen Begriffe über viele Dinge; denn Manche aus ihnen hielten unter andern die Erde für einen großen viereckigen Würfel; und hatten von den Ursachen und Wirkungen der Sonnenfinsternisse Meinungen, die man den wildesten Völkern Amerikas kaum verzeihen würde. Durch den Unterricht, den dieser eifrige Missionär einigen Chinesen in den mathematischen Wissenschaf-

ten ertheilte, bereitete er sie vor, und bildete sie allmälig für den Unterricht in der heiligen Lehre empfänglich; ja es fingen auch seine Arbeiten bereits an, einige Früchte des Heiles zu tragen.

Unterdessen hatte die Anzahl seiner Mitarbeiter sich vermehrt; und es leuchtete ihnen bereits die Hoffnung auf eine reiche Ernte. Doch der Feind des menschlichen Heiles, der da fürchtete, seine Leibeigenen zu verlieren, erregte so heftige Stürme, daß sowohl P. Ricci als seine Gefährten mehr als Einmal vertrieben wurden. Eingedenk jedoch der Worte des Erlösers: „Wenn sie in einer Stadt euch verfolgen, so fliehet in eine andere;" begaben sie sich in die Stadt Ch o a = ch u; wo es ihnen aber nicht viel besser erging, und sie sowohl von dem Geize der Mandarinen als von dem Hasse des Volkes Vieles zu erdulden hatten.

Die geringe Frucht so vieler apostolischen Arbeiten und Leiden bewog P. Ricci zu dem Entschlusse, nach Peking zu reisen; da er hoffte, die Religion Jesu Christi würde, wofern es möglich wäre, den Kaiser dafür zu gewinnen, weit größere und schnellere Fortschritte machen. Da er wußte, daß in dieser Hauptstadt des Reiches die mathematischen Wissenschaften sehr hoch geachtet wurden, bedünkte ihn dies ein sicherer Weg, bis zu dem Herrscher zu gelangen. In dieser Absicht beschwor er einen Kriegsmandarin, der ihm sehr gewogen war, und den der Kaiser nach Hofe berufen hatte, um die Erlaubniß, ihn dahin begleiten zu dürfen; welche dieser ihm auch

gewährte. Unter Weges jedoch besann der Mandarin sich anders; denn er fürchtete, einen bösen Handel sich zuzuziehen, wenn er es wagte, einen Fremden bis in die Hauptstadt zu führen; und er wollte den Missionär in die Provinz Canton zurücksenden; indessen erhielt P. Ricci dennoch durch anhaltendes Bitten so viel, daß er ihn bis Nankin mitnahm.

Hier war sein Ruf ihm vorangegangen; er ward von dem Vice-Könige, von den Mandarinen und von den Gelehrten sehr gut aufgenommen. Nun verfaßte er einige wissenschaftliche Werke in chinesischer Sprache; und verfaßte auch ein Werk über die christliche Sittenlehre. Diese Bücher wurden in ganz China verbreitet, und allgemein bewundert. Der Vice-König that ihm den Vorschlag, seinen bleibenden Wohnsitz hier aufzuschlagen; indessen gründete der apostolische Mann daselbst nur eine Mission, und wartete unterdessen eine Gelegenheit ab, nach Peking zu reisen; die sich auch nicht lange hernach erbot. Denn es ward ihm immer deutlicher, das einzige Mittel, das Licht des Evangeliums mit Erfolg zu verbreiten, sei, den Kaiser günstig dafür zu stimmen. Ein Mandarin vom ersten Range und Präsident des Tribunals zu Nankin nahm ihn mit sich dahin. Der Herr aber prüfte die Geduld seines Dieners aufs Neue, und ließ es zu, daß seine Absicht vereitelt wurde; weshalb er denn nach Nankin zurückkehrte. Es begaben sich aber in dieser Hauptstadt viele Gelehrte und Große zu ihm, die er in den Wissenschaften unterrichtete, und deren Irrsal er mit so großer Sanftmuth als unwi-

derstehlicher Klarheit widerlegte; so daß seine Aussprüche gleich Orakeln aufgenommen wurden. Weit siegreicher noch widerlegte er die Götzendiener, die über die Natur Gottes und die wahre Religion mit ihm disputiren wollten. Da diese Streitreden öffentlich abgehalten wurden, erntete P. Ricci so großen Beifall, daß wenn nicht Leidenschaften und andere Hindernisse sie abgehalten hätten, alle seine Zuhörer den wahren Gott erkannt, und seine heiligen Offenbarungen aufgenommen hätten. Indessen segnete dennoch der Allmächtige seine Arbeiten sichtbar; denn er legte hier den Grund zu einer Kirche, die so zahlreich und so blühend ward, daß sie nicht sehr lange Jahre hernach zu einem Bisthum erhoben wurde.

Dessen ungeachtet ließ der apostolische Mann den Gedanken nicht aus dem Sinne, den Kaiser selbst für die Religion günstig zu stimmen; denn er war innig überzeugt, daß er ohne seinen Schutz nie wirksam genug an der Verbreitung derselben in diesem Reiche wirken könne. Sobald also die Anzahl seiner Mitarbeiter groß genug war, diese neue Kirche aufrecht zu erhalten und ihr Wachsthum zu fördern, bereitete er die Geschenke, und alle kostbaren europäischen Seltenheiten für den Kaiser, die er von lange her in dieser Absicht sich verschafft hatte, und begab sich zum dritten Male auf die Reise.

Nach zahllosen Mühsalen, Widersprüchen, Gefahren und Hindernissen aller Art, die jeden Andern als einen wahren Gottesmann entmuthiget hätten, kam er endlich in der Hauptstadt des chinesischen Rei-

ches an. Gottes Vorsehung bahnte ihm nun den Weg bis zum Throne des Herrschers, der ihn mit herablassender Güte empfing; die Geschenke, worunter zwei sehr schöne Gemälde, von welchen das eine den göttlichen Heiland, das andere die heiligste Jungfrau darstellte, eine Schlaguhr mit einem Spielwerke, eine Taschenuhr und andere Seltenheiten sich befanden, freundlich aufnahm; und dem Missionär erlaubte, in Peking sich niederzulassen, und viermal im Jahre mit seinen Gefährten in einer Stätte seines Pallastes sich einzufinden, wo nur die Großen des Reiches und die ersten Herren des Hofes das Recht hatten zu erscheinen.

Was der Diener Gottes in prophetischem Geiste vorgesehen hatte, traf bald nach seiner Ankunft ein. Seit zwanzig Jahren hatte er von seinen Arbeiten und von seiner heldenmüthigen Geduld beinahe keine andern Früchte geerntet als entweder grausame Verfolgungen oder unfruchtbare Lobsprüche; kaum aber waren die heiligen Lehren und die Verkündiger derselben bei Hofe bekannt geworden, so bekamen die Dinge eine andere Gestalt. Der Kaiser Van-lie konnte sich nicht erwehren, die Schöne und Erhabenheit des christlichen Sittengesetzes zu bewundern; das Licht der Gnade öffnete Vielen die Augen, und begann die Finsternisse zu zerstreuen, welche Furcht und falsche Scham manchen zaghaften und stolzen Gemüthern bisher gesetzt hatten, ein fremdes Gesetz anzunehmen; ja nicht Wenige aufrichtige und weise Gemüther, selbst unter den Großen des Rei-

ches und den ersten Mandarinen, gingen durch das Sacrament der Wiedergeburt in die heilige Kirche ein.

Zu ihrer Anzahl gehörte auch Paul Sin, der späterhin erster Minister ward, und die Verbreitung der christlichen Religion ungemein begünstigte; da er die Missionäre mit seinem ganzen Ansehen unterstützte. Diese aber vertheilten sich nun, gleich den Aposteln, in die verschiedenen Provinzen, verkündigten das Evangelium, und bekehrten Heiden in großer Anzahl; die an Reinheit der Sitten, an Frömmigkeit und christlicher Liebe den Gläubigen der ersten Kirche beinahe gleich kamen; und durch ihre Geduld, ihre Sanftmuth, Uneigennützigkeit und ihren keuschen Wandel ihren Brüdern eindringlicher predigten als selbst die Missionäre. Denn ihre so gänzliche Umwandlung überzeugte sie, die Religion, die aus Europa zu ihnen gekommen, sei die einzig wahre, die das Herz bekehrt, den Menschen auf den Weg zum Himmel versetzt, und seiner ewig glückseligen Bestimmung ihn zuführt.

Bald erhoben sich allenthalben zahlreiche und blühende Kirchen, die durch ihren Eifer im Dienste Gottes den ersten apostolischen Gründer derselben mit dem süßesten Troste erfüllten. Da jedoch die Väter mit aller Vorsicht zu Werke gingen, und der Gebräuche des Landes so sehr nur möglich schonten, zogen sie dadurch sich manche ungerechte Vorwürfe zu. Denn mit einer Art Eifersucht sahen, zumal ihre Gegner in Europa, diese so großen Fortschritte in die-

sem Reiche. Auch fehlte es ihnen selbst in ihren Missionen nicht an vielfältigen Leiden und Drangsalen; denn nicht wenige starrsinnige Götzendiener und Ungläubige erhoben sich, wie einst in den ersten Zeiten, mit Wuth gegen die Verbreitung des Christenthums; boten Alles auf, was ihr Haß wider den heiligen Gottesmann und seine Gefährten ihnen eingab, verfolgten die Gläubigen auf die boshafteste Weise, und legten dem Werke des Heiles so schwere Hindernisse, daß fürwahr die starkmüthigste Liebe, die selbst das Opfer des Lebens nicht scheut, dazu gehörte, diese schweren Kämpfe fortwährend zu ertragen.

Doch der unüberwindliche Eifer und das sehnsüchtige Verlangen nach dem ewigen Heile der Seelen besiegte und verschlang selbst die bittersten Drangsale. Die apostolischen Arbeiter wußten allzu wohl, daß die Kirche zu allen Zeiten unter Verfolgungen sich verbreitete; sie schöpften daher selbst aus ihren Leiden neue Kraft und wandelten festen Schrittes auf den Spuren des gekreuzigten Heilandes, den sie den Völkern verkündigten. Unterdessen aber nahm das Werk Gottes zu, und die Anzahl der Gläubigen vermehrte sich mit jedem Tage.

Die bei weitem schwerste Last der Arbeit aber trug der Lenker dieses heiligen Werkes; Alles fiel auf ihn zurück; er war nothgedrungen, über alle Kirchen zu wachen, neue Jünger zu bilden, die fähig wären, die apostolischen Arbeiten fortzusetzen; zu unterweisen, zu predigen, Kranke zu besuchen, der Wissenschaften zu pflegen, Unterricht in der Ma-

thematik und in der Geographie zu ertheilen, Zweifel zu lösen, auf die Einwendungen zu antworten, welche die Gelehrten aus allen Theilen des Reiches ihm zusandten, den Schutz der Großen zu erhalten, für den Unterhalt der Missionäre und der Armen zu sorgen, Allen Alles zu seyn, und seiner selbst beinahe gänzlich zu vergessen, um nur Gottes und seines Werkes zu gedenken. So viele unablässige Arbeiten erschöpften endlich die Kräfte dieses großen evangelischen Arbeiters; er erlag, ungeachtet seines ziemlich starken Temperamentes, nach dem Verlauf einiger Jahre, und ging endlich in seinem sieben und fünfzigsten Lebensjahre in die Freude seines Herrn ein, dessen Ehre er sein ganzes Leben zum Opfer gebracht hatte.

Der Biograph dieses wahrhaft apostolischen Mannes, dessen Andenken im ewigen Segen fortbesteht, beschließt die Lebensbeschreibung desselben mit folgenden Worten: „Ein muthiger, unermüdlicher, aber dabei weiser, geduldiger Eifer, vorsichtig und langsam, um desto kräftiger zu wirken; und furchtsam, um desto mehr zu wagen: dies war der Grundzug in dem Charakter des Mannes, den Gott zum Apostel einer Nation bestimmt hatte, welche reizbar, argwöhnisch und eine natürliche Feindin alles dessen ist, was nicht bei ihr einheimisch ist. Wahrlich es bedurfte dieses hochsinnigen Herzens, ein Werk, das so oft zerstöret ward, immer wieder aufs Neue zu beginnen, und selbst die geringfügigsten Mittel weise zu benützen; — es bedurfte dieses erleuchteten Genie's,

dieser seltenen und tiefen Wissenschaft, Menschen Achtung einzuflößen, die nur sich selbst achten; und ein neues Gesetz Solche zu lehren, die bis dahin fest geglaubt hatten, Niemand sei im Stande sie etwas zu lehren. Allein es bedurfte auch einer Demuth und Sittsamkeit gleich der seinigen, einem so stolzen Volke das Joch der Ueberlegenheit des Geistes zu versüßen, dem Niemand gern sich unterwirft, wofern er es nicht empfängt, ohne es zu fühlen. Erfordert ward endlich eine heldenmüthige Tugend und unablässige Vereinigung mit Gott, wie die dieses apostolischen Mannes, um durch die Salbung des innerlichen Geistes, die Arbeiten eines so mühe- und gefahrvollen Lebens sich erträglich zu machen, das er führte so lange er in China war, und das fürwahr einer langen Marter gleich kam.

VI.

Kriege. Regierungswechsel. Verfolgung der Gläubigen. P. Adam Schall.

Der Geist des ehrwürdigen Vaters Ricci ruhte auf seinen geliebten Missionen. Er, der auf Erden nur für sie gelebt, gewirkt und gelitten hatte, ward nun ihr Beschützer bei dem Throne Gottes. Seine Nachfolger fuhren fort, das heilige Feuer zu unterhalten und zu nähren, das die Gnade des heiligen Geistes in den Herzen der neuen Gläubigen angefacht hatte; die christlichen Gemeinden nahmen fortwährend zu; und der Glaube faßte so tiefe Wurzeln und

gedieh zu einer solchen Stärke, daß die Stürme, die bald erfolgen sollten, ihn nicht mehr zu entreißen vermochte. Denn nicht lange, und es entstanden Unruhen in den Provinzen; es entspann sich ein Bürgerkrieg; und Viele der angesehensten Mandarinen, die dem Christenthum von Anfang an abhold gewesen waren, ersahen diese Gelegenheit, die Missionäre, als Urheber oder doch als Theilnehmer an denselben zu verrufen. Es war auch dieser, gegen alle Fremden ohnehin äußerst mißtrauischen Nation nicht unbekannt, daß die Europäer der philippinischen Inseln und großer indischer Länderstriche sich bemächtiget hatten, daß sie zu Formosa und zu Goa sich festgesetzt hatten; und daß der Kaiser von Japan die Religion der Christen mit Feuer und Schwert vertilgte, weil man daselbst die Missionäre für Kundschafter der europäischen Mächte hielt, die da gierten, sich in den Besitz dieses Reiches zu setzen. Dies Alles also erweckte eine sehr schwere Verfolgung wider die Verkündiger des Evangeliums in China; die zuletzt gezwungen wurden nach Macao sich zu entfernen.

Da die Verwirrungen täglich mehr überhand nahmen, beschlossen die Tartaren, diesen Zeitpunkt zu benützen, um in das Reich einzufallen, und dasselbe zu erobern. Sie unterließen auch nicht, diesen Vorsatz auszuführen; ihr Heer rückte (i. J. 1608) unaufhaltsam vorwärts, und sie waren nur noch sieben Stunden von Peking entfernt. Die Kriegsmandarinen des Kaisers Van-lie setzten ihnen zwar ein ziemlich stattliches Heer entgegen; da jedoch die Chinesen

wenig zum Kriege angeübt waren, ward es dem kleinen Heere der Tartaren leicht, sie zu überwinden, und ihnen eine Hauptschlacht abzugewinnen; worüber der Kaiser so sehr sich entsetzte, daß er aus der Hauptstadt entflohen wäre, wenn nicht sein Rath ihm vorgestellt hätte, diese Flucht würde ihm zur Schmach gereichen, und seine Unterthanen gänzlich entmuthigen.

Indessen dauerte der Krieg, mit abwechselndem Glücke fort; Van-lie starb während desselben, und sein Enkel Tien-ki sah sich nothgedrungen, solchen fortzusetzen. Er verlor auch keineswegs den Muth, und bot alles auf, die Tartaren zurückzudrängen; sah jedoch bald ein, daß die gewöhnlichen Mittel nicht hinreichten, diesen tapfern Kriegsvölkern tüchtigen Widerstand zu thun. Er versammelte also seinen Kriegsrath, und es ward dem jungen Kaiser der Vorschlag gethan, Kanonen gegen die Tartaren anzuwenden. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall; doch war es eine schwere Aufgabe ihn auszuführen. Zwar fehlte es den Chinesen nicht an einer Art dieses schweren Geschützes; doch war dasselbe nicht in brauchbarem Zustande; überdies wußten sie nicht damit umzugehen. Aus dieser Verlegenheit sich zu helfen, sandten sie nach Macao, die Handhabung dieser Waffe von den Portugiesen zu erlernen; und da man die großen Fähigkeiten der Missionäre in allen mechanischen Künsten kannte, ward als rathsam befunden, die Rückkehr in das Reich ihnen wieder zu gestatten.

Tien-ki hatte bald Ursache, dieser Maßregeln sich zu erfreuen; denn unter der Anleitung der Missionäre wurden nun neue Kanonen gegossen, auch leisteten die Väter ihnen so wesentliche strategische Dienste, daß der König der Tartaren am Ende sich nothgedrungen sah, auf seine Gränzen sich zurückzuziehen, woselbst diese unruhige Nation nun längere Zeit sich ruhig verhielt. Diese großen Dienste erwarben den Vätern die Achtung, das Vertrauen und die Gewogenheit des Kaisers und der Großen; sie aber säumten nicht, diese so günstige Stimmung zu benützen, ihre indeß verwaisten christlichen Gemeinden zu besuchen, die Gläubigen zu stärken, das Evangelium allenthalben zu verkündigen, und die Herde Christi durch die Bekehrung einer großen Anzahl Heiden zu vermehren.

Kaiser Tien-ki überlebte seinen glänzenden Sieg nicht lange. Sein Nachfolger Zun-chi, welcher schon früher Gelegenheit gehabt hatte, die großen Kenntnisse der europäischen Väter in den mathematischen Wissenschaften, zumal in der Astronomie, zu bewundern, und der selbst diesen edlen Wissenschaften alle Zeit widmete, die von der Regierung seines großen Reiches ihm erübrigte, faßte eine besondere Zuneigung zu P. Adam Schall, einem deutschen Jesuiten, der mit den übrigen Missionären zurückgekehrt, und in dieser Hinsicht besonders ausgezeichnet war, überdies aber durch den Adel und die Liebenswürdigkeit seines persönlichen Charakters von allen Großen des Reiches geehrt wurde. Oft

arbeitete er mit den Kaiser, berechnete mit ihm den Lauf der Gestirne, die Verfinsterungen der Sonne und des Mondes, und berichtigte die Zeitrechnungen der Chinesen.

Doch während der Kaiser diesen friedlichen Arbeiten sich hingab, bereiteten sich Dinge ganz anderer Art im Reiche vor. Die frühern Unruhen waren nicht gänzlich gedämpft worden; es hatte sich eine Partei Unzufriedener gegen den zwar wohlgesitteten und verständigen, aber vielleicht unbehutsamen Monarchen gebildet; die, nach der Weise aller revolutionären Köpfe, statt auf rechtmäßigem Wege durch bescheidene Vorschläge Abhilfe bestehender Mängel zu erwirken eigener Vortheile wegen auf den Umsturz aller Ordnung hinarbeiteten. Das Feuer der Zwietracht griff in der Stille immer mehr um sich, bis endlich (i. J. 1636) der Aufruhr in vollen Flammen wogte. Ja von zwei Rebellen ward der Eine so mächtig, daß er den Kaiser in seiner Hauptstadt belagerte. Es war unmöglich, den bevorstehenden, schrecklichen Schlag abzuwenden; denn die Verschwornen hatten sogar geheime Anhänger im Pallaste, die ihnen die Pforte desselben öffneten; der unglückliche Zun-chi aber, der keinen Ausweg mehr vor sich sah, und den Rebellen nicht lebendig in die Hände fallen wollte, erhenkte sich aus Verzweiflung.

Die schreckliche Empörung zu dämpfen und Rache an diesem Hochverräther zu nehmen, rief Ucsanzuai, der die Truppen an den nördlichen Gränzen befehligte, die Tartaren zu Hilfe. Diese ließen sich

nicht zweimal bitten; sondern brachen sogleich auf. Es gelang auch ihrem Könige Xunta, den Rebellen eine gänzliche Niederlage beizubringen; doch zog er hierauf ungesäumt auf Peking los, das Kaiserreich für sich selbst in Besitz zu nehmen. Er fand jedoch statt einer prachtvollen Residenz nur eine Brandstätte; denn die Rebellen hatten vor ihrem Abzuge von der Hauptstadt solche in Brand gesteckt und zu einem Aschenhaufen verwandelt.

Unter diesen so unglückseligen Begebenheiten fühlten die Missionäre sich nothgedrungen, sich zu entfernen. Nur P. Schall bestand, trotz aller Gefahren und Mühsale, fest auf seinem Vorsatze, Noth und Tod mit den Schafen seiner Herde zu theilen. Es vergingen mehrere Jahre bis die Unruhen gestillt, und die neue Ordnung der Dinge begründet war. Endlich vollendete Xun-chi, der Sohn des tartarischen Königes, was sein Vater begonnen hatte; ließ (i. J. 1644) zum Kaiser von China sich ausrufen, und ward auch ohne sonderlichen Widerstand als solcher anerkannt.

VII.

Fortschritte der Missionen. Neue Verfolgungen. Verdienste und Tod des P. Adam Schall. P. Ferdinand Verbiest. Große Huld des Kaisers Can-chi.

Der große Ruf, den P. Adam Schall durch seine mathematischen Kenntnisse, so wie nicht minder durch seine, unter dem Wechsel aller Ereignisse sich immer

gleichbleibende Redlichkeit erworben hatte, war unterdessen keineswegs verklungen. Der neue Herrscher, der von ihm gehört hatte, verlangte ihn zu sehen; und es erbot sich bald eine Gelegenheit, wo seine Wissenschaft im glänzendsten Lichte sich zeigte. Dies war eine Sonnenfinsterniß, wobei das pünktlichste Eintreffen seiner Vorherberechnung die Bewunderung sowohl des Kaisers als des ganzen Hofes erregte. Die Verbesserung des chinesischen Kalenders vermehrte seine Ehre und sein Ansehen in noch höherem Grade bei den Großen und Gelehrten des Reiches. Wider seinen Willen ward er zum obersten Mandarin des mathematischen Tribunals erhoben; und wie feierlich er auch gegen diese Würde sich verwahrte, ward keine Rücksicht auf seine Weigerung genommen. Der Kaiser selbst ehrte uud liebte ihn, wie seinen Vater, und setzte das größte Vertrauen auf seinen Rath, den er sogar in wichtigen Regierungsangelegenheiten einholte; und nicht nur gestattete er ihm zu jeder Zeit freien Zutritt in seinen Pallast sondern er besuchte ihn oft selbst in seiner Wohnung, und unterredete sich zuweilen Stunden lang mit ihm.

Der so eifrige als gelehrte Missionär aber, der immer nur das Eine Ziel vor Augen hatte, um welches willen er nach China gekommen war, wußte auf sehr gewandte Weise die Rede so oft nur möglich auf die Wahrheiten des ewigen Heiles zu richten; und versuchte es auf alle Art, dem Fürsten die Augen über diesen unendlich wichtigen Gegenstand zu öffnen. Gelang es ihm jedoch nicht, wie er so sehnlich es wünschte, den Kai-

ser zur Annahme der christlichen Religion zu bewegen, so flößte er ihm wenigstens eine so hohe Achtung für dieselbe ein, daß er sie immer beschützte, und den Missionären volle Freiheit gestattete, sie überall zu verkündigen; ja seine Verehrung gegen dieselbe öffentlich zu bezeugen, erlaubte er sogar einen christlichen Tempel in Peking zu erbauen. Dieß war der erste Tempel, der dem wahren Gott in diesem großen Reiche errichtet ward; und bei dieser Gelegenheit wurden nicht wenige, selbst aus der nächsten Umgebung des Hofes, zum Glauben der heiligen Kirche angezogen; wie denn überhaupt unter diesem Kaiser die christliche Religion die erfreulichsten Fortschritte machte, und allenthalben im schönsten Flor zu blühen begann.

Die so glückselige Verbreitung des Evangeliums in diesem fernen Reiche immer mehr zu fördern, erließen die Väter der Gesellschaft Jesu dringende Schreiben um Mitarbeiter nach Europa. Es verklangen auch ihre Einladungen nicht eitel in die Luft; denn es kamen bald Missionäre aus verschiedenen geistlichen Orden, welchen sie Einlaß erwirkten, und die sie mit großer brüderlicher Liebe aufnahmen. Hätten P. Schall und seine Gefährten, wie man sie beschuldigte, nur aus politischen Rücksichten gehandelt, und die Kirche in China allein regieren wollen, nimmer hätten sie dann Mitarbeiter aus einem andern Orden als dem ihrigen verlangt, noch auch ihre Arbeiten mit so eifriger Liebe unterstützt. Denn nichts wäre ihnen leichter gewesen, als ihre Erscheinung in die-

sem Reiche zu verhindern, und ihnen sich zu widersetzen; vielmehr aber boten sie alles auf, Allen, die zur Arbeit in diesem Weinberge des Herrn erschienen, mit Rath und That an die Hand zu gehen; und sie zu ermuthigen und zu vertheidigen; wie wir dessen im Verlauf dieser Geschichte Beispiele zur Genüge sehen werden.

Indeß aber der Baum der Kirche in diesem Erdreiche so kräftig emporwuchs, und anfing die edelsten Früchte zu tragen, ließ Gottes Vorsehung es zu, daß seine Aeste beschnitten würden, damit sie dann zu ihrer Zeit mit noch reichlicheren Früchten aufsproßten. Mitten unter den eifrigsten Arbeiten der Missionäre nämlich, und während sie den erfreulichsten Hoffnungen für die Zukunft sich überließen, starb der Kaiser, ihr Beschützer. Da sein Sohn und Thronfolger, der in der Folge weltberühmte Kaiser Canghi erst acht Jahre alt war, wurden, den Sitten des Reiches gemäß, Statthalter ernannt, die dasselbe bis zu seiner Großjährigkeit in seinem Namen regierten. Schon bei Lebzeiten Xun-chi's hatten viele es diesem Kaiser verargt, daß er die Religion der Europäer, wie sie das Christenthum nannten, mit seinem ganzen Ansehen beschützt hatte. Sowohl die angesehensten Bonzen als andere Götzendiener von hohem Range hatten feierliche Einsprache wider dasselbe gethan, und es als eine Sekte verschrien, die alle guten Gewohnheiten des Landes umstürze. Sei es nun, daß die Statthalter selbst persönliche Feinde des Christenthums und seiner Verkündiger waren;

oder daß sie einen neuen Aufstand in dem kaum beruhigten Lande fürchteten; oder aber daß sie den falschen Gerüchten Glauben beimaßen, die Missionäre gingen darauf aus, das Reich den europäischen Mächten zu unterwerfen, wessen vorzüglich ihr unversöhnlicher Feind Yam-kam-siem, einer der ersten Statthalter sie beschuldigte, genug sie erließen die schärfsten Edikte, und verboten bei Todesstrafe, die christliche Religion anzunehmen.

Diese Befehle wurden mit der größten Strenge ausgeführt. Fünf Mandarinen wurden zum Tode verurtheilt, weil sie standhaft sich weigerten, dem christlichen Glauben zu entsagen. Und die Verbreitung des Christenthums um so wirksamer zu verhindern, wurden alle europäischen Missionäre mit Fesseln beladen und größtentheils nach Canton verwiesen; der ehrwürdige Vater Schall aber, als ihr Oberhaupt, ward aller seiner Würden entsetzt, mit Schmach überhäuft, gefesselt in den Kerker geworfen, und endlich zum Tode verdammt. Der starkmüthige Bekenner pries Gott in seinen Banden; und hielt es mit dem Apostel für seine höchste Ehre und Freude, um des Namens Jesu Willen sein Blut zu vergießen. Indessen ward das Todesurtheil nicht vollzogen; ja er ward sogar seiner Haft entlassen, doch lösten seine vielfältigen Leiden vereint mit seinem vor Arbeiten erschöpften Alter bald hernach die Bande seines sterblichen Lebens; und er ging in die Freude seines Herrn ein, die Krone der Glorie für seine starkmüthigen Kämpfe zu empfangen.

Diese Verfolgungen dauerten während der ganzen Minderjährigkeit Cang-hi's fort; der Glaube vieler Neubekehrten ward auf die blutigsten Proben gestellt, und bestand dieselben siegreich. Allenthalben auch hatte dieser heilige Glaube so tiefe Wurzeln in den Herzen seiner Bekenner gefaßt, daß alle Versuche der Mächtigen, ihn zu vertilgen, fruchtlos abliefen. Endlich ward die Verfolgung milder; ja als der junge Kaiser selbst die Zügel der Regierung ergriff, hörte sie gänzlich auf. Gottes Vorsehung hatte es sogar diesem großen Monarchen vorbehalten, die, durch so schwere Drangsale geprüfte Religion Jesu Christi wiederherzustellen und zu noch weit höherem Glanze zu erheben. Dazu aber erbot sich folgende Gelegenheit.

Es ward bereits erinnert, daß der jährliche Kalender in China, als eine Hauptangelegenheit des Staats betrachtet wird; die höchsten Obrigkeiten wachen mit aller Sorgsamkeit darüber, und der Kaiser selbst hält es nicht unter seiner Würde, sich damit zu beschäftigen. P. Adam Schall hatte durch die gute Einrichtung desselben ein Ansehen erworben, das diese stolze Nation bis dahin kaum jemals einem Fremden zuerkannt hatte. Seit seiner Entfernung aber von dem mathematischen Tribunal hatten durch die Unwissenheit des Mandarins, der an seine Stelle gekommen war, so viele Fehler sich eingeschlichen, daß die betreffenden Autoritäten in die größte Verlegenheit geriethen, und keine Abhilfe zu finden wußten. Da man den Hochsinn des Kaisers kannte, und

sich nicht mehr fürchten durfte, ihm guten Rath zu ertheilen, fanden sich einige billig denkende Herren des Hofes, die muthig genug waren, ihm vorzustellen, die europäischen Mathematiker, die man während seiner Minderjährigkeit theils verbannt, theils in Gefängnisse gelegt habe, und von welchen noch drei zu Peking wären, besäßen, wie es in ganz China bekannt sei, so erstaunliche Kenntnisse in der Astronomie, daß es ihnen gewiß ein Leichtes wäre, diese Angelegenheit in kurzer Zeit in Ordnung zu bringen.

Ueber diese Nachricht ward der Kaiser sehr erfreut, und ließ die drei Europäer auf der Stelle zu sich bescheiden. Es nahm sie auch der Kaiser mit so großer Güte auf, daß sie schon bei dieser ersten Audienz die Hoffnung hegten, der Herr würde das Herz dieses Herrschers stimmen, ihre Absichten für die Verbreitung seines Reiches zu fördern. Unterdessen ward der Kalender, der bereits für das nächste Jahr verfaßt war, dem P. Verbiest zur Prüfung übergeben; dieser aber entdeckte darin mehr als zwanzig, und darunter so grobe Fehler, daß man darüber allgemein sich verwunderte. Als er dem Kaiser seinen Bericht ablegte, erstaunte derselbe über den Scharfsinn des Europäers, der durch seine große Bescheidenheit bei so umfassenden Kenntnissen die ganze Achtung und das Vertrauen des Monarchen erwarb. Auch glaubte er dem Tribunal der Mathematik nicht besser aufhelfen zu können, als wenn er den europäischen Gelehrten zum Vorsteher desselben einsetzte; welches Amt P. Verbiest auch willig über-

nahm, weil er dadurch Gelegenheit erhielt, oft mit dem Kaiser zu sprechen.

In einer dieser Unterredungen wagte es P. Verbiest die gütige Stimmung des Kaisers zu benützen, und ihn anzuflehen, die christliche Religion verkündigen zu dürfen; und überreichte ihm in dieser Absicht ein schriftliches Gesuch. Der Fürst nahm dasselbe mit gewohnter Leutseligkeit an. Da er jedoch die übliche Form nicht übergehen wollte, übergab er solches einem der Gerichtshöfe zur Begutachtung. Der Gerichtshof wies die Bitte als unstatthaft zurück. Der Missionär indessen ließ dadurch sich nicht abschrecken; er bat Seine Majestät, andere Richter zu ernennen, die minder gegen die christliche Religion eingenommen wären. Niemand glaubte, daß der Kaiser dem Europäer willfahren würde; aber nicht wenig erstaunte der ganze Hof, als er diese Sache dem Gerichtshof der Stände des Reiches zur ernstlichen Prüfung übersandte. Dieses hohe Tribunal, das die Absicht des Kaiser wohl einsah, prüfte die Sache mit größter Aufmerksamkeit, und seine Entscheidung lautete, die christliche Religion enthalte durchaus nichts, das dem Wohl des Staates entgegen sei; vielmehr sei das Sittengesetz derselben vortrefflich, und es sei mit Unrecht verdammt worden. Demnach also sollte das Andenken des Adam Schall, das man geschändet habe, wieder zu Ehren erhoben werden; es sollten die Großen, die ihrer Würden wären entsetzt worden, weil sie die christliche Religion angenommen, dieselben wieder erlangen; man sollte die europäischen Priester aus ihrer Verbannung

zurückberufen, und es Niemand untersagen, diese Religion anzunehmen.

Die Entscheidung dieses hohen Gerichtshofes stimmte vollkommen zu den Ansichten des Kaisers; der, abgesehen davon, daß er die Missionäre, je näher er sie kennen lernte, auch immer um so höher achtete, durch seine Unterredungen mit P. Verbiest eine hohe Idee von der christlichen Religion bekam, und solche aufrichtig verehrte. Es erfreute sich daher dieser noch junge Monarch über eine solche Entscheidung; weil sie ihm einen Schild gegen die lästigen Zudringlichkeiten der Christenfeinde darbot; und er befahl sogleich derselben Folge zu geben. Dies geschah i. J. 1671. Es kehrten daher die vertriebenen Missionäre aus ihren Gefängnissen und aus der Verbannung in ihre Kirchen zurück; wo sie alsbald sich bemühten, die Schafe ihrer Herden abermal zu sammeln, von welchen die Furcht vor Verbannung und dem Verlust ihres Vermögens eine große Anzahl weit umher zerstreut hatte. Als i. J. 1671 die Kirchen wieder geöffnet wurden, zählte man in den verschiedenen Provinzen noch über zwanzig tausend Christen; Diejenigen nicht mitgerechnet, welche die Neubekehrten selbst in Abwesenheit ihrer Hirten getauft hatten. Nachdem aber das Verbot aufgehoben war, zu dem christlichen Glauben sich zu bekennen, machte das Evangelium schnelle Fortschritte in ganz China. Im folgenden Jahre empfing selbst ein Oheim des Kaisers das Sacrament der Wiedergeburt. Gewiß auch wäre die Ernte ohne Vergleich reichlicher

ausgefallen, wenn der Arbeiter für ein so großes Reich nicht zu Wenige gewesen wären.

Vater Verbiest, der würdige Nachfolger der Väter Ricci und Schall, war die Stütze dieser chinesischen Kirche, die auch ihre Wiederherstellung in diesem Reiche, nach Gott, nur ihm verdankte. Er war der Vater der Missionäre, und beschützte sie so lange er lebte, gegen die Mandarinen, die in den Provinzen sie beunruhigten oder verfolgten. Er auch bemühte sich mit wahrhaft apostolischem Eifer, viele Arbeiter aus Europa anzuziehen; zumal aber suchte er gebildete und gelehrte Jesuiten aus Frankreich für China zu erhalten; ließ solche nach Peking kommen, und stimmte den Kaiser, sie gütig aufzunehmen und ihnen mit Auszeichnung zu begegnen. Er starb jedoch gerade als sie ankamen, und hatte nicht mehr den Trost, sie selbst bei Hofe vorzustellen.

Sein Tod war der Tod eines Gerechten; er hatte während seines ganzen Lebens durch apostolische und religiöse Tugenden sich dazu vorbereitet. Vieles hatte er in der letzten Verfolgung um des Glaubens willen gelitten; er war mit schweren Ketten beladen, in das Gefängniß geworfen worden; wo er auch länger als die übrigen Väter zurückgehalten wurde. Sein Tod fiel dem Kaiser Cang-hi, der ihn wie einen Freund geliebt und geehrt hatte, sehr schmerzlich; und er bezeugte seine Trauer dadurch, daß er ihm ein prächtiges Leichenbegängniß halten ließ; dessen Feierlichkeit in den lettres édifiantes ausführlich geschildert wird. Wir führen daraus

nur an, daß eine große Anzahl hoher Mandarinen, die der Kaiser eigens ernannt hatte, sein Andenken zu ehren, seinen Sarg begleiteten. Sie waren sämmtlich zu Pferde. Der Erste derselben war der Schwäher des Kaisers, der zweite der Befehlshaber seiner Leibwache, der dritte Einer der Großen seines Pallastes. Die Christen aus der Hauptstadt und den Umgegenden gingen mit Kerzen und mit Fahnen voran; und ihnen folgten die Missionäre in weißen Gewanden, der Trauerfarbe der Chinesen. Dieser sehr lange Zug schritt in schönster Ordnung und mit einer Sittsamkeit, welche die Heiden bewunderten, durch die Gassen der Stadt. Fünfzig Reiter der kaiserlichen Wache beschlossen den Leichenzug. Die Gassen waren voll eines zahllosen Volkes, das zu beiden Seiten gereiht stand, und eine tiefe Stille beobachtete. Viele Thränen flossen bei diesem Begräbnisse; denn die Christen hatten an ihm einen liebreichen Beschützer, die Missionäre einen Vater, und die einzelnen zerstreuten Kirchen eine mächtige Stütze verloren.

VIII.

Abreise gelehrter Missionäre aus Frankreich. Ihr Aufenthalt zu Ningpo und ihre Ankunft zu Peking.

Die Missionen in China hatten viel Anziehendes für die Jesuiten in Frankreich; es meldeten sich bei der ersten Aufforderung dazu viele wahrhafte Gottesmänner, die nicht nur bereit waren, Freunde,

Vaterland und alle Bequemlichkeiten des Lebens auf immer zu verlassen, sondern auch ihr Leben für das Heil der Seelen zu opfern. Waren aber auch heldenmüthige Tugenden eine wesentliche Eigenschaft für die Missionen in China, so waren sie doch nicht die einzigen; es wurde überdies gründliche wissenschaftliche Bildung erfordert, um sich Achtung und Gehör bei einer Nation zu erwirken, die sich gebildeter als alle übrigen Nationen bedünkte. Der verewigte P. Verbiest hatte sich überzeugt, daß die französischen Missionäre mehr als Andere für die Verbreitung des heiligen Glaubens in China geeignet seien; die Wenigen aus ihnen, die in diesem Reiche sich befanden, hatten auch am meisten gewirkt, und waren durch ihre gelehrten Kenntnisse und ihr weises Betragen bei dem Hofe zu Peking beliebt, und beinahe unentbehrlich geworden.

Allerdings auch stand Frankreich zur Zeit Ludwigs XIV. auf dem Höhepunkte seines Glanzes, und übertraf die übrigen europäischen Nationen an Wissenschaften und an feiner Bildung. Darum auch waren die französischen Jesuiten gefügiger als andere in das unendliche Ceremoniel des chinesischen Hofes sich zu finden. Diesen Vorzug kann man den erwähnten Vätern billig zugestehen, ohne denen der andern Nationen zu nahe zu treten. Denn nichts von den drei ersten, großen Stiftern der chinesischen Missionen zu sprechen, wirkten auch die portugiesischen und deutschen Väter der Gesellschaft Jesu mit wahrhaft apostolischem Eifer; und glänzten dabei nicht minder

durch große wissenschaftliche Bildung. P. Kästner hatte zu Fo-chan eine zahlreiche christliche Gemeinde gebildet; P. Kögler war durch seine Kenntnisse in der Physik und in der Astronomie so ausgezeichnet, daß der Kaiser zum Vorsteher des mathematischen Tribunals ihn erhob; den Vater Sickelbart aber zeichnete er durch die höchsten Ehren aus.

Ludwig XIV. hatte, wie verschieden auch die Geschichte ihn beurtheilt, dennoch Eine Eigenschaft, die Niemand in Abrede stellen wird; nämlich einen wahren Eifer für die Verbreitung des Christenthums in heidnischen Ländern; ja dieser Fürst allein that mehr für die außereuropäischen Missionen als alle europäischen Fürsten zusammengenommen, und unterstützte sie mit wahrhaft königlicher Großmuth. Er hatte Vieles von dem großen Genie und den trefflichen Eigenschaften des Kaisers Cang-hi gehört; und beide Monarchen achteten einander gegenseitig und sandten sich königliche Geschenke zu. Es sah auch der König besonders darauf, daß nur solche Missionäre nach China gesandt wurden, die geeignet waren, Frankreich zur Ehre zu gereichen.

Als i. J. 1684 auf Veranlassung des P. Verbiest, P. Fontenay nach Europa zurückreiste, theils seinem Ordensgeneral Bericht von dem Stande der chinesischen Missionen zu geben, theils neue Arbeiter aus Frankreich zu holen, war die Akademie der Wissenschaften, auf Befehl des Königs, gerade mit der Verbesserung der Geographie beschäftigt. Diese berühmte gelehrte Gesellschaft hatte in dieser Absicht

bereits geübte Mitglieder in verschiedene Seehäfen des Mittelmeeres, nach England, Dänemark, Afrika und auf die amerikanischen Inseln zu Vermessungen gesandt. Schwieriger jedoch war es, geeignete Männer zu finden, um sie nach Indien und nach China zu senden; da diese Länder damals in Frankreich minder bekannt waren; zudem auch Niemand aus ihnen die Sprachen derselben kannte; und überdies die Abzuordnenden bei diesen mißtrauischen Völkern offenbaren Gefahren sich aussetzten. Es war daher die Ankunft des P. Fontenay sehr willkommen; und man gab ihm aus den zahlreiche Vätern des Ordens, die zur Mitreise nach China sich meldeten, nur solche bei, die in den mathematischen Wissenschaften ausgezeichnet und im Stande waren, diese schwierigen Aufgaben und geographischen Vermessungen vollkommen zu lösen.

Es waren auch die erwähnten Väter in der That Männer, die sowohl in religiöser als in wissenschaftlicher Beziehung zu dem edelsten Kern ihres Ordens gehörten; viele hatten beinahe ihr halbes Leben mit dem Studium der Wissenschaften zugebracht; andere waren selbst Professoren derselben gewesen; und die Absendung so vieler ausgezeichneter Männer, die fähig waren, die ersten Aemter im Vaterlande selbst zu verwalten, erregte Erstaunen und Murren. Diejenigen, die ihre Abreise zu hintertreiben suchten, führten die Worte des großen Apostels der Indier, des heiligen Franz von Xavier an, welcher sagte, „es bedürfe für die indischen Missionen weder großer

Theologen noch Prediger; sondern Männer von erprobter Tugend, die sanftmüthig, liebreich, geduldig, abgetödtet und bereit seien, Hunger und Durst, Verfolgungen und Mühsale aller Art um des Namens Jesu willen mit Freuden zu leiden. Doch man erwiederte ihnen was eben dieser apostolische Heilige von Missionären forderte, die für Japan und China sollten bestimmt werden. Denn für diese Länder verlangte er geistvolle und in allen Spitzfindigkeiten der Schule geübte Männer, die im Stande seien, die Irrthümer und Widersprüche der Bonzen aufzuhellen; Philosophen, welche die Ursachen der Meteore und die verborgenen Wirkungen der Natur erklären, Mathematiker, die den Himmel kennen, und die Sonnen- und Mondsfinsternisse vorhersagen könnten." Sie bewunderten uns, sprach er, wenn wir diese Dinge ihnen erklärten; und schon der Gedanke, daß wir gelehrte Männer seien, stimmte sie dahin, über Dinge uns anzuhören, welche die Religion betreffen. Dazu kam auch noch, daß nur solche Männer geeignet waren, den Absichten des Königs über die Abfassung einer richtigen Geographie zu entsprechen, eine genaue Kenntniß dieser Länder zu verschaffen, und eine nützliche Verbindung mit ihnen anzuknüpfen; was auch durch ihre Bemühungen großentheils erreicht ward. Denn wirklich verdanken wir vorzüglich den französischen Jesuiten unsre Kenntnisse von China, so wie von manchen wohlthätigen Arzeneien und andern nützlichen Artikeln dieses Reiches.

Nachdem nun alle Hindernisse gehoben, und alle Anstalten getroffen waren, reisten die Väter im Jahre 1685 zu ihrer Bestimmung ab. Der König hatte sie mit den trefflichsten Instrumenten für ihre geographischen und astronomischen Beobachtungen versehen lassen, von welchen sie auch selbst noch auf ihren Reisen Gebrauch machten. Dies geschah unter andern auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung; besonders aber in dem Königreiche Siam, wo sie im September desselben Jahres ankamen, und mit großer Freude von dem Könige aufgenommen wurden. Dort beobachteten sie in Gegenwart dieses Fürsten, nach einer Verabredung, die sie zu Paris mit dem berühmten Cossini getroffen, am zehnten Dezember eine Mondfinsterniß; die, weil sie total war, zu gleicher Zeit zu Paris und zu Siam gesehen wurde; und daher sehr geeignet war, den Unterschied der Länge beider Meridiane aufs genaueste zu bestimmen. Diese Berechnungen sandten sie nebst verschiedenen andern als die ersten Früchte ihrer Arbeiten nach Europa.

Nach einem längern Aufenthalt an diesem Hofe segelten sie endlich nach China ab, und langten nach mancherlei Mühsalen und Stürmen endlich zu Ningpo an, wo einst eine Kirche und eine kleine christliche Gemeinde bestanden hatte; die aber während der großen Verfolgung war zerstört und zerstreut worden. Der Vicekönig war ein erklärter Feind der christlichen Religion, und verhinderte ihre Weiterreise. Da er jedoch wußte, daß der Kaiser die Missionäre beschützte, wagte er es nicht, ihnen irgend Leides zu

thun; sondern beschränkte sich darauf, an den Gerichtshof der Religionsgebräuche sich zu wenden, um ein Edikt zu erwirken, in Kraft dessen es den chinesischen Schiffen verboten würde, Europäer ans Land zu setzen. Unterdessen aber verlegten sich die Väter mit allem Eifer auf das Studium der chinesischen Sprache; und kleideten sich auch als Chinesen. Denn dies ist sowohl für sie als selbst für die Kaufleute bei ihrer Ankunft unerläßlich. Ja die Europäer müssen auch immer chinesische Familiennamen annehmen, und vom Kopf bis zu den Füßen in Chinesen sich umwandeln, so wie auch nach der Art und Weise der Chinesen sich richten; was fürwahr keine geringe Aufgabe ist.

Nichts verräth einen Europäer so leicht als blaue Augen. Sonst sind die Chinesen so ziemlich wie man in Europa sie zu schildern pflegt; nur daß man in den Gemälden ihre kleinen Augen etwas übertreibt. Indessen finden sich doch unter hundert Chinesen zwanzig, die man leicht als Europäer verkleiden könnte. Verhielte sich dies nicht also, so wäre es den Missionären unmöglich, in die Provinzen einzudringen; weil sie sehr oft vor den Zollbeamten erscheinen müssen, die ein scharfes Gesicht haben, und sie auf der Stelle als Fremde erkennen würden.

Während die Väter zu Ning-po sich aufhielten, ließ P. Fontenev, der die chinesische Sprache vollkommen in seiner Gewalt hatte, keine Gelegenheit vorüber, sein Amt als Missionär zu üben, und sprach oft mit den Mandarinen über die Größe und Allmacht Gottes. Die Hitze war damals aufs Aeußerste gestie-

gen; schon seit drei bis vier Monaten war kein Tropfen Regen gefallen; die ganze Ernte war versengt, und es stand eine allgemeine Hungersnoth bevor. Man hatte Fasttage in der ganzen Stadt, und Gebete in allen Götzentempeln angeordnet. Der Gouverneur, der in Angst gerieth, kam auf den Gedanken, bei den Missionären über diese furchtbare Trockenheit sich Raths zu erholen; und er fragte sie, ob auch in Europa zuweilen eine solche Hitze sich ereigne, und was sie in solchen Fällen zu thun pflegten. Sie antworteten ihm, der Gott, den sie anbeteten, sei allmächtig; deshalb nähmen sie ihre Zuflucht zu Ihm, und flehten in ihren Kirchen Ihn um seine barmherzige Hilfe an. — „Dies, erwiederte er, thun wir selbst auch seit länger als einem Monate; täglich gehen wir in alle Pagoden der Stadt, und können dennoch nichts erhalten." Sie aber antworteten: „Dies wundert uns keineswegs, gnädiger Herr; und wenn Sie es uns erlauben, wollen wir Ihnen die Ursache dessen sagen. Unser Gott ist der einzige wahre Gott, der Himmel und Erde und Alles erschaffen hat; und von dessen Willen Gutes und Böses, Regen und Trockenheit, Gesundheit und Krankheit, Ueberfluß und Hunger abhängt; wodurch Er die Menschen belohnt oder bestraft. Und darum flehen wir Ihn als den Herrn aller Dinge an; da Er Macht hat, unsre Bitten zu erhören. Doch nicht also verhält es sich mit Ihren Göttern; sie haben Augen, und sehen nicht; Ohren, und hören nicht. Die meisten dieser Götter waren sterbliche Menschen, und erhielten den Namen

ihrer Gottheit entweder auf Anordnung der Kaiser, oder aber durch den Aberglauben der Völker. Dieser Name aber gibt ihnen keine Macht, über die Witterung zu verfügen, oder etwas zum Wohl oder Wehe der Menschen zu thun."

Der Statthalter hörte sie ruhig an; und bat sie, ihren Gott um Regen anzuflehen. Die Väter antworteten ihm, dies wollten sie sehr gern thun; da jedoch das ganze Volk dieser Wohlthat bedürfe, gezieme es sich nicht wohl, daß sie allein Gebete verrichteten. „Nun denn, sprach er, so werde ich morgen zu euch kommen, den Gott des Himmels anzubeten und Ihm Weihrauch zu opfern." Das Vertrauen der Väter auf die göttliche Güte war sehr lebendig; und schon bereiteten sie sich zu der kirchlichen Ceremonie vor, als sie erfuhren, der Statthalter wolle am folgenden Tage mit allen Mandarinen der Stadt auf einen nahen Berg sich begeben, daselbst dem Wasserdrachen zu opfern. Hierüber wurden sie tief betrübt, und ließen durch ihren Dollmetscher ihm sagen, man könne nicht zwei Herren dienen; wenn er die Ehre ihnen erzeigen und zu ihnen kommen wolle, so möchte er nirgend anders hingehen. Er antwortete, da es ihm nicht gänzlich frei stände, am folgenden Tage mit den Andern auf dem Berge sich einzufinden, ließe er sich entschuldigen; er könne nicht zu ihnen kommen. Einige Tage hernach fiel etwas Regen; doch erfolgte darauf ein so wüthender Sturm, daß alle Felder verheert wurden, und eine große Anzahl Schiffe an den Küsten zu Grunde gingen. „Also, schließt

P. Fonteney diese Erzählung, läßt Gott es zuweilen zu, daß die Mittel, welche seine Verächter anwenden, und auf welche sie ihr größtes Vertrauen setzen, eine zweite, und zwar noch größere Strafe nach sich ziehen.

Unterdessen langte die Antwort des Kaisers an, dem die Väter ihre Ankunft durch einen Missionär ihrer Gesellschaft hatten kund thun lassen; und der sie mit vieler Güte an seinen Hof einladen ließ. Sobald dieser Befehl des Kaisers angekommen war, statteten die ersten Mandarinen ihnen Besuche ab; sie aber begaben sich alsbald auf den Weg, von einem Mandarin begleitet; der den Auftrag hatte, sie bis Peking zu begleiten und für alles Nothwendige zu sorgen. Die Ehre, die ihnen allenthalben erwiesen wurde, ob solche ihnen auch höchlich zuwider war, gereichte vielen Missionären, deren friedliche Arbeiten man bisher feindselig gestört hatte, zu großem Nutzen, und hielt ihre Verfolger in Schranken. Auch mußten sie diese Ehrenbezeigungen sich gefallen lassen; da, wer in diesem Lande der Ceremonien auf Befehl des Kaisers nach seiner Residenz sich begibt, und diese Auszeichnungen verschmähte, als ein Verächter der Majestät betrachtet würde.

Es kamen aber diese Väter, wie bereits erinnert wurde, gerade zur Zeit an, wo P. Verbiest, der Superior der chinesischen Missionen auf der Bahre lag; so daß sie noch seinem Leichenbegängnisse beiwohnten. Da aber auch der Kaiser selbst, wegen des Todes der Kaiserin seiner Großmutter, noch in der

tiefen Trauer war, konnten sie ihm nicht sogleich vorgestellt werden. Unterdessen aber sandte er einen Mandarin seines Hofes zu ihnen; und ließ ihnen sagen, ob er sie auch noch nicht persönlich kenne, habe er dennoch das nämliche Wohlwollen für sie, wie für die übrigen Väter. Er bewundere den Muth, mit welchem sie Aeltern und Vaterland verlassen hätten, und an das äußerste Ende der Welt gekommen wären, die Erkenntniß des wahren Gottes zu verbreiten; dies allein schon sei ein Beweis der Wahrheit ihrer Religion. Ja er ließ es auch dabei nicht bewenden; sondern er erzeigte ihnen die Ehre, ihnen von seinem eigenen Thee und Wein zu senden.

In dieser Zwischenzeit besahen die neuen Ankömmlinge die Stadt Peking, die eigentlich aus zwei Städten besteht, von welchen die eine die Stadt der Tartaren, die andere die Stadt der Chinesen genannt wird. Beide sind mit einander vereint; und jede hat, die zwölf Vorstädte nicht mitgerechnet, zwei deutsche Meilen im Umkreis. Es wimmelt darin von einer so ungeheuern Volksmenge, daß es kaum möglich ist, durch die Gassen sich hindurch zu drängen; ob solche auch sehr breit sind und keine Person des Frauengeschlechtes darin erscheint. Die Häuser sind niedrig, bestehen meist aus Einem Stockwerke; und statt des Glases sieht man nur Papier in den Fenstern. Aber die Pracht und Manchfaltigkeit der Waaren in den Kaufläden, die für die Vorübergehenden zur Schau ausgelegt sind, die verschiedenen prächtigen Verzierungen und reich vergoldeten

Bilderwerke bezaubern in jedem Stadtviertel das Auge. Der Pallast des Kaisers ist vielleicht die größte Herrscherwohnung in der Welt. Die Menge Pavillons, Tempel, Säulengänge, Gemächer und Wohnzimmer, die darin einander an Reichthum und Schöne überbieten, sind über alle Beschreibung erhaben. Auch besahen sie die weltberühmte große Glocke, deren Gewicht zehntausend Zentner betragen soll; die Sternwarte und verschiedene andere Denkwürdigkeiten Pekings; die, ob auch von dem europäischen Geschmack sehr verschieden, dennoch durch ihre Originalität, und ihre besondere unvergleichbare Schönheit hohe Bewunderung verdienen.

Einige Tage nach dem Begräbnisse des P. Verbiest ließ das Tribunal der Religionsgebräuche die neuangekommenen Väter berufen und bedeutete ihnen, Seine Majestät werde sie am folgenden Tage sehen; und der Vorgesetzte ihres Hauses sollte sie ihm vorstellen. Vor diesem furchtbaren Tribunal waren einst alle Missionäre in Fesseln erschienen; doch dieser nämliche Gerichtshof empfing sie nun mit großer Auszeichnung, und wünschte ihnen Glück zu der Gnade, den hohen Beherrscher des himmlischen Reiches zu sehen. Der Kaiser nahm sie sehr gütig auf, machte ihnen freundliche Vorwürfe, daß sie nicht alle an seinem Hofe bleiben wollten, behielt die Väter Gerbillon und Bouvet zu seinem Dienste zurück; und gestattete den übrigen, in die Provinzen sich zu vertheilen und die christliche Religion zu verbreiten.

IX.

Reise des Kaisers. Unterhandlungen der Missionäre mit den Moscoviten. Mathematische Studien des Kaisers.

Kurze Zeit hierauf bereiste der Kaiser die südlichen Provinzen des Reiches, wo er von den Völkern mit Jubel empfangen ward, für deren Wohl er Manches anordnete und schlichtete. Die Väter der Missionen, die in diesen Gegenden Kirchen hatten, säumten nicht, ihm ehrerbietig entgegen zu kommen; und der Kaiser nahm sie mit so liebreicher Güte auf, daß Alle darüber erstaunten. So lange er zu Nankin sich aufhielt, mußten sie täglich im Pallaste erscheinen; und er selbst auch erzeigte ihnen die Ehre, beinahe jeden Tag einen oder den andern Herrn seiner Kammer zu ihnen zu senden. Einmal ließ er sie fragen, ob der Canopus zu Nankin sichtbar sei. Diesen schönen Stern des südlichen Himmels nennen die Chinesen Lao-gin-sing, den Stern der Alten, oder Derjenigen, welche lange leben. Da nun die Missionäre antworteten, er sei bei Anbruch der Nacht sichtbar, begab er sich mit ihnen auf die alte Sternwarte, solchen zu sehen. Diese und andere Auszeichnungen, die der Kaiser in Gegenwart des ganzen Hofes und der ersten Mandarinen ihnen erzeigte, die dann abermal in ihre Provinzen zurückreisten, stimmten diese Herren sehr günstig für die Missionäre und die heilige Lehre, die sie verkündigten.

Vor seiner Abreise hatte der Monarch einige Male mit den beiden Vätern Gerbillon und Bouvet

sich besprochen, die durch ihr ausgezeichnetes Sprachtalent in kurzer Zeit so bedeutende Fortschritte in der chinesischen Sprache gethan hatten, daß sie bereits anfingen, in der Seelensorge der großen christlichen Gemeinde zu Peking zu arbeiten. Der Kaiser bewunderte ihren durchdringenden Verstand, und ward sehr für sie eingenommen. Da er aber lieber in der Mantschu-Sprache sich ausdrückte, verhielt er sie, diese Sprache zu erlernen; gab ihnen eigene Meister, und ließ diese Sache sich so angelegen seyn, daß er oft selbst sie ausfragte und die Aufsätze las, die sie in dieser tartarischen Sprache verfaßten, welche ohne Vergleich leichter als die chinesische zu erlernen ist.

Es hatten sich aber unterdessen schwere Zwistigkeiten zwischen den Moscoviten und den Chinesen entsponnen; und es war nahe daran, daß ein Krieg zwischen beiden Nationen ausgebrochen wäre. Die Moscoviten waren nämlich von Moscau aus gegen Sibirien hin, dann aber auf verschiedenen Flüssen in die große Tartarei eingedrungen, und bis zu dem Flusse vorgerückt, den die Tartaren Sangalien-ula, die Chinesen aber Helon-kiam, den Fluß des schwarzen Drachen, nennen. Dort nun fingen sie an, um sich in den Besitz dieser Gegenden zu setzen, hin und wieder Forts und Städte, zumal längs der Flüsse anzulegen; von welchen Selenga, Nipchu und Yacsa zunächst an China gränzten. Den ersten dieser Plätze hatten sie an dem Flusse Selenga, den zweiten an dem Helon-kiam, unter dem 52. Grade nördlicher Breite, und beinahe in dem

nämlichen Meridian wie Peking erbaut; der dritte stand bei dem nämlichen Flusse, nur etwas mehr östlich.

Es erstaunten aber die Bewohner der östlichen Tartarei, welche den ganzen großen, zu dem chinesischen Kaiserreiche gehörigen Länderstrich inne haben, der zwischen der großen Mauer und dem Flusse Helon-kiam liegt, nicht wenig, daß die Moscoviten die Jagd der Zobeln in ihrem eigenen Lande ihnen wollten streitig machen, und Forts erbauten, desselben sich zu bemächtigen. Sie widersetzten sich ihnen mit bewaffneter Macht, und nahmen Yacsa zweimal ein. Die Maskoviten dagegen bestanden hartnäckig darauf, dies Fort zu behaupten, eroberten dasselbe abermal, und befestigten es noch mehr. Die Streitigkeiten nahmen täglich mehr überhand; und es war hohe Zeit sich zu verständigen, wenn man es nicht wollte aufs Aeußerste ankommen lassen.

Um also die Sache, wo möglich, noch in Güte zu schlichten, und die Gränzen zwischen den großen Reichen festzusetzen, sandte der Czar von Moscau Bevollmächtigte nach Nip-chu. Desgleichen ordnete auch der Kaiser Gesandte dahin ab; welchen er die Väter Gerbillon und Thomas Pereyra (einen portugiesischen Jesuiten) als Dollmetscher beigab. Beiden Vätern seine Achtung zu bezeigen, gab er ihnen zwei seiner eigenen Kleider, und befahl ihnen, ihren Sitz unter den Mandarinen zweiten Ranges zu nehmen. Da aber diese Mandarinen eine Art Rosenkranzes als Zeichen ihrer Würde um den Hals tragen, und

die Christen diese Zierde nicht gänzlich frei von Aberglauben halten, erlaubte er den Jesuiten, statt derselben ihren eigenen Rosenkranz um den Hals zu tragen; so daß es, wegen des Kreuzes und der Medaillen, die daran hingen, leicht war, sie zu unterscheiden und als Christen zu erkennen.

Es gibt wichtige Gelegenheiten, wo eine gewisse weltliche Bildung und ein zuvorkommendes Betragen einem Missionär oft sehr zu Statten kommen; und P. Gerbillon besaß beides im hohen Grade. Da in Gesellschaften so oft von den verschiedenen Interessen der Fürsten, von ihren Kriegen und Friedenstraktaten die Rede ist; was zu verschiedenen Gedanken über das Wohl und Wehe der Nationen Anlaß gibt, hatte er selbst öfters über solche Dinge nachgedacht; und war daher bei dem Nachsinnen über die gegenwärtige Angelegenheit so glücklich, auf ein Mittel zu kommen, die Chinesen und die Moscoviten zu vereinigen, die über nichts sich verständigen konnten, und im Begriffe waren, die Unterhandlungen abzubrechen. Die Moscoviten waren von Stolz aufgedunsen und stimmten einen hohen Ton an; andererseits aber hielten die Chinesen sich für die Stärksten; da sie mit einem stattlichen Heere gekommen waren, und noch ein zweites aus der östlichen Tartarei erwarteten, das auf dem Flusse Helon-kiam heran kam. Dessen ungeachtet waren sie nicht gesonnen, es zu einem Kriege kommen zu lassen; weil sie fürchteten, die östlichen Tartaren möchten etwa an die Moscoviten sich anschließen; oder aber letztere möchten den

Tartaren Hilfe leisten, wofern sie feindselige Absichten gegen China hätten. Aus diesem Grunde also wünschten sie den Frieden; konnten ihn jedoch nicht zu Stande bringen.

Als nun die beiden Väter die Verlegenheit der Chinesen sahen und mit ihnen über die Schwierigkeiten sich unterredeten, die diese Unterhandlung aufhielten, äußerten sich diese, der Kaiser würde keinen Anstand nehmen, den Moscoviten zu erlauben, jedes Jahr ihres Handels wegen nach Peking zu kommen. Hierauf aber antwortete P. Gerbillon und sprach: „Wenn dies der Fall ist, so seien Sie versichert, meine Herren, daß es wegen des Friedens keine Schwierigkeiten absetzen wird, und daß wir bald einig sein werden.“ Ueber diese Antwort bezeigten die Chinesen große Freude; und ersuchten ihn, in das Lager der Moscoviten sich zu begeben, und ihnen diesen Vorschlag zu thun. P. Gerbillon übernahm den Auftrag mit Vergnügen; und der Herr segnete seine Worte; denn nach der Erörterung, die er mit den Moscoviten hielt, sahen sie deutlich ein, daß die Freiheit jedes Jahr des Handels wegen nach Peking zu kommen, von keinem größern Vortheile könne aufgewogen werden; weshalb sie denn sich herbei ließen, Yacsa zu räumen, und die Gränzen anzunehmen, die der Kaiser ihnen vorschlug.

Die ganze Verhandlung hatte nur wenige Stunden gedauert; der Vater kehrte am späten Abend zurück, und brachte einen ganz fertigen Friedenstractat mit, den die Bevollmächtigten zwei Tage hernach un-

terzeichneten, und an der Spitze ihrer Truppen feierlich beschworen; wobei sie den Gott der Christen, den wahren Herrn des Himmels und der Erde, zum Zeugen nahmen, daß sie denselben getreu halten würden.

Dieser Friedensschluß gereichte den beiden Missionären zu großer Ehre; alle hohen Mandarinen statteten ihnen ihre Glückwünsche darüber ab. Mit größter Herzlichkeit aber begegnete ihnen zumal der Prinz Sosan, das Oberhaupt der Gesandtschaft; er überströmte sie mit Lobsprüchen; dankte ihnen mehrmahls in den verbindlichsten Ausdrücken, daß sie ihm aus einer so großen Verlegenheit geholfen, und sagte ihnen ins besondere, sie könnten sicher auf ihn rechnen, wenn sich jemals eine Gelegenheit ergebe, wo er ihnen einen wesentlichen Gefallen erweisen könne. Da nahm P. Gerbillon das Wort und sprach also zu ihm: „Sie kennen, erlauchter Herr, die Gründe, die uns bewogen haben, Alles zu verlassen was in Europa uns lieb und theuer war, um in dies Reich zu kommen. Unser ganzes Verlangen beschränkt sich darauf, die Menschen zur Erkenntniß des wahren Gottes und zur Haltung seiner heiligen Gebote zu führen. Zwar erlaubt uns der größte und gütigste Monarch unser heiliges Gesetz zu verkündigen, doch schmerzt es uns über allen Ausdruck, daß die alten Edikte noch nicht aufgehoben sind, welche den Chinesen die Annahme desselben verbieten, was unsre neubekehrten Christen zumal in den entferntern Provinzen, oft schweren Bedrängnissen und Verfolgungen aussetzt.

Da sie uns also mit so großer Huld zugethan sind, bitten und beschwören wir Eure Hoheit für die Aufhebung dieser Edikte zu wirken, sobald Sie eine günstige Gelegenheit dazu ersehen. Unendlich höher werden wir diese Gnade achten als wenn Sie mit Reichthum und Ehren uns überströmten; da die Bekehrung der Seelen das einzige Gut ist, das uns wahre Freude gewähren kann." Diese Rede erbaute den Prinzen ungemein; und er verhieß, er würde die edlen Väter bei jeder Gelegenheit wirksam unterstützen. Er hielt auch redlich Wort, als die geeignete Zeit dazu erschien, wie wir in der Folge sehen werden.

Auch der Kaiser empfing nach ihrer Rückkehr die Väter mit ausgezeichneter Ehre. Da nun das ganze Reich in tiefem Frieden war, gab er seinem längst gehegten, edlen Verlangen nach, die europäischen Wissenschaften zu erlernen. Er selbst wählte zu seinen Studien die Arithmetik, die Elemente des Euklides, die praktische Geometerie und die Philosophie. Die Väter Gerbillon, Thomas und Bouvet mußten Abhandlungen über diese Gegenstände schreiben, und ihre Demonstrationen in tartarischer Sprache verfassen, welche die Meister, die der Kaiser für die Erlernung dieser Sprache ihnen gegeben hatte, durchsahen; worauf sieselbst solche ihm überreichten und erklärten. Der Kaiser faßte mit großer Leichtigkeit Alles was sie ihn lehrten; bewunderte, je tiefer er in diese Wissenschaften eindrang, immer um so mehr die Gründlichkeit derselben, und ergab sich dem

Studium mit immer mehr Eifer. Täglich mußten die Väter im Pallaste erscheinen, und zwei Stunden in der Frühe, und eben so zwei Stunden am Abende bei dem Kaiser zubringen. Er ließ sie neben sich setzen, die Figuren ihm mit um so größerer Leichtigkeit zu erklären.

Es fand aber der Kaiser so großes Gefallen an diesem Studium, daß er sogar, wenn er in seinem Pallaste nach Tschan-tschun-yven sich begab, der zwei Stunden von Peking entfernt liegt, seine Arbeiten nicht unterbrach. Täglich mußten, was immer für Wetter es war, die Väter sich dahin begeben. Sie machten sich um vier Uhr früh auf, und kamen erst bei einbrechender Nacht zurück. Kaum aber zu Hause angekommen, waren sie nothgedrungen, aufs Neue zu arbeiten, und mußten oft einen Theil der Nacht damit hinbringen, die Vorlesungen des folgenden Tages vorzubereiten und schriftlich zu verfassen. Diese beständigen Hin- und Herreisen und überdies die Nachtwachen erschöpften sie zuweilen so sehr, daß sie kaum sich bewegen konnten. Nur das Verlangen den Kaiser zu befriedigen und die Hoffnung ihn dadurch für die Religion Jesu Christi günstig zu stimmen, konnte sie aufrecht erhalten, und ihre Anstrengungen ihnen versüßen. Es blieb aber der Kaiser, wenn sie aus dem Pallaste sich entfernt hatten, keineswegs müßig; er wiederholte für sich was sie ihn gelehrt hatten; überlas die Demonstrationen; ließ einige seiner Prinzen kommen, erklärte ihnen selbst solche, und gönnte sich keine Ruhe, bis

er vollkommen wußte, was er die Absicht gehabt hatte zu erlernen.

Dies Studium setzte der Kaiser vier bis fünf Jahre mit unermüdlichem Fleiße fort; ohne darum seine angestrengte Aufmerksamkeit auf die Staatsgeschäfte im geringsten zu vermindern; und ohne auch nur Einen Tag vorübergehen zu lassen, an welchem er nicht den Großen des Reiches, den Mandarinen des Hofes und den souveränen Gerichtshöfen Audienz gegeben hätte. Ja er ließ es auch in Beziehung auf die Wissenschaften nicht bei der bloßen Theorie bewenden; er vereinte damit die Ausübung. Dadurch ward das Studium ihm angenehm; und dies auch war das Mittel, alles Erlernte wohl zu begreifen. Erklärte man ihm z. B. die Eigenschaften fester Körper, so nahm er eine Kugel zur Hand, ließ solche genau abwägen, und maß den Durchmesser derselben. Dann berechnete er, welches Gewicht eine andere, aber von einem kleinern oder größern Durchmesser, oder welchen Durchmesser eine Kugel von kleinerm oder größerm Gewichte haben müsse. Mit der nämlichen Aufmerksamkeit beobachtete und berechnete er die Verhältnisse und den Inhalt eines Viereckes, eines Cylinders, eines spitzigen oder stumpfen Kegels, einer Pyramide, Sphäre u. s. w.

Er selbst nivellirte den Abfall eines Flusses auf eine Weite von drei bis vier Stunden; maß zuweilen geometrisch die Entfernung der Orte, die Höhe der Berge, die Breite der Flüsse und Teiche; wählte die Standpunkte, richtete seine Instrumente auf be-

stimmte Orte, und machte seine Berechnungen genau. Hierauf ließ er diese Entfernungen messen; und hatte große Freude, wenn er sah, daß die Messungen mit seinen Berechnungen vollkommen übereinstimmten. Die Herren seines Hofes, die dabei zugegen waren, säumten nicht, ihre Bewunderung ihm zu bezeugen; er nahm auch ihr Lob beifällig auf; doch führte er solches meist auf die europäischen Wissenschaften, und auf die Väter zurück, die solche ihn lehrten.

Also beschäftigte der Kaiser sich Jahre lang, und lebte mit den Vätern in einer Art Vertraulichkeit, die wahrlich bei den chinesischen Herrschern höchst ungewöhnlich ist. Die Väter aber, die man dieser Vertraulichkeit wegen beneidete, seufzten darüber wie über ein schweres Joch, das nur die Anordnung der göttlichen Vorsehung ihnen zu erleichtern vermochte; denn ihr sehnsüchtigstes Verlangen war, das Evangelium zu verkündigen und Seelen zu bekehren; wiewohl sie auf solche Weise den Fortgang der Missionen mehr förderten, als wenn sie selbst die mühsamsten Arbeiten, Leiden und Entbehrungen darin ertragen hätten.

X.

Apostolische Arbeiten der Missionäre. Stand der Missionen.

Unterdessen arbeiteten die eifrigen Glaubensboten mit unverdrossener Liebe an der Verbreitung des Reiches Gottes und der Bekehrung der Seelen; und zwar sowohl zu Peking selbst, als in verschiedenen

Provinzen und ihren Hauptstädten. Zu Peking war die Menge der Gläubigen so groß, daß die geringe Anzahl der apostolischen Arbeiter vom frühen Morgen an bis in die sinkende Nacht vollauf beschäftiget waren, Katechumenen zu unterrichten und zu taufen, die Beichten der Gläubigen anzuhören, Kranke zu besuchen, die Sacramente ihnen zu spenden, Zweifel und Streitfragen der Gelehrten zu lösen, und andere Verrichtungen ihres heiligen Amtes zu vollbringen. Sie hatten auch daselbst eine eigene Kirche für die Personen des weiblichen Geschlechtes errichtet; was durchaus nothwendig war; da es der beständigen Sitte und Gewohnheit der Chinesen durchaus zuwiderläuft, daß Männer und Frauen an einem und demselben Orte sich einfinden. Versammlungen dieser Art würden als die größte Schändlichkeit verabscheut werden. Ja selbst in diesen besondern Capellen erschienen die Missionäre nur mit größter Vorsicht und Behutsamkeit. Die Frauen sind darin wie in unsern Nonnenklöstern durch ein Gitter abgeschlossen und getrennt. Dort hören sie die Predigt, wohnen dem heiligen Opfer bei, und empfangen die Sakramente des Heiles.

Da das Frauengeschlecht in China überhaupt unschuldig und frommen Sinnes ist, findet die Religion leicht Eingang in ihrem Herzen, und sie üben dieselbe auch mit großem Eifer und mit zarter Sittsamkeit. Es läßt sich auch der Glaube unter ihnen nicht anders als wieder durch Frauen verbreiten. Denn da sie von Natur sehr furchtsam sind, würden sie vor

keinem Manne, am wenigsten vor einem Fremden erscheinen. Daher auch wurden in allen größern Städten eigene Versammlungsorte für sie bestimmt; und die Missionäre gaben sich viele Mühe, die Verständigsten aus ihnen gründlich in den Glaubenswahrheiten zu unterrichten; weil sie dann selbst treffliche Katechistinnen sind, welche die Personen ihres Geschlechtes unterweisen, und zur Taufe vorbereiten. Die zu Peking ließen es sich mit großem Eifer angelegen seyn, ihre Kirche mit Allem zu schmücken, was sie Kostbares besaßen; Einige aus ihnen verwendeten ihre Perlen, ihre Diamanten, und anderes Geschmeide, gleich den edlen Frauen des alten Bundes, mit großer Liebe zu dem Schmuck des Altars.

Als einen reichen Theil ihrer Ernte betrachteten die Väter der Missionen zu Peking die Taufen der neugebornen Kinder, welche die Grausamkeit fühlloser Aeltern ohne Bedenken auf öffentlichen Gassen aussetzt, und meist einem gewissen Tode preisgibt. Es ist fürwahr erstaunlich, daß in einem Lande, dessen Polizei sonst sehr gut eingerichtet ist, ein so himmelschreiender Unfug geduldet wird. Indessen vergeht kein Tag, wo nicht derselben eine bedeutende Anzahl in Gassen und auf öffentlichen Plätzen gefunden werden. Man zählt zu Peking allein jährlich bis dreißig Tausende dieser unglückseligen Opfer der Armuth oder des Muthwillens gewissenloser Aeltern.

Es war also der Eifer der Väter bemüht, dieser verlassenen Geschöpfe so viele zu retten, als die Möglichkeit ihnen gestattete; und sie sandten jedes

Jahr zu Peking allein drei bis sechs Tausende derselben, durch das Wasser der Wiedergeburt gereinigt, dem Himmel zu. Wären ihre Mittel hinreichend gewesen, eine größere Anzahl Katechisten zu diesem heiligen Werke zu halten, gewiß würde dann diese Ernte weit ergiebiger gewesen seyn. Gottes Vorsehung wirkte oft wunderbar zur Rettung Einzelner dieser kleinen Auserwählten; und es ließen dessen sich viele Beispiele anführen. Aber ein tiefes Geheimniß des göttlichen Rathschlusses liegt hier verborgen; der so viele Kinder dieser Götzendiener zur himmlischen Erbschaft erwählt, indeß Er die Aeltern derselben ihrer freiwilligen Blindheit überläßt. So öffnete auch Bruder Fraperie, den der Kaiser wegen seinen großen Kenntuissen in der Arzneikunde sehr hoch achtete, eiuem kleinen Söhnlein desselben, zu dem er ihn hatte berufen lassen, und dessen zeitliches Leben nicht mehr zu retten war, durch die heilige Taufe die Pforte des Paradieses, dort für das Heil des chinesischen Reiches und seines Beherrschers bei dem Throne Gottes fürzubitten.

Aber nicht nur zu Peking, auch in andern großen Städten des Reiches brachte die Aussaat des Evangeliums gesegnete Früchte. Die Mission zu Nankin, die P. Ricci, der Patriarch der chinesischen Missionen, vor mehr als hundert Jahren gestiftet hatte, blühte in wunderbarem Flor. Diese einzige Provinz zählte hundert Kirchen, und mehr als hundert tausend eifrige Gläubige. Cam-hai, eine Stadt der nämlichen Provinz, war größtentheils von

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Christen bewohnt. Diese blühende Gemeinde verdankte ihren Ursprung der Bekehrung eines chinesischen Gelehrten, der den Doctorgrad erlangt hatte, und noch zur Zeit des P. Ricci, seiner großen Fähigkeiten und Verdienste wegen, zur Würde eines Mandarins vom ersten Range war erhoben worden. Da er von wahrem Eifer für Gottes Ehre und das Heil seiner Brüder beseelt war, zog er eine sehr große Anzahl derselben zum Christenthume an. Denn die Chinesen haben eine so hohe Verehrung für ihre Gelehrten, daß wenn einer aus ihnen zum Glauben sich bekehrt, sein Beispiel niemals ohne Nachfolge bleibt. „Unsere Gelehrten, sprechen sie, geben dem Gesetze des Herrn des Himmels den Vorzrg vor der Religion der Bonzen und vor allen andern Religionen in China, gewiß also muß es die beste seyn." Also urtheilt das Volk allenthalben; wo daher Einer oder der Andere aus den Gelehrten die christliche Religion annimmt, blüht beinahe immer in Kurzem eine schöne christliche Gemeinde. Hieraus wird ersichtlich, wie nothwendig zu ihrer Bekehrung gelehrte Männer sind, die ihre Bücher gründlich studieren und ihre Gebräuche genau kennen, um ihre Fragen zu beantworten, und von der Wahrheit der göttlichen Offenbarung sie zu überzeugen.

Auch zu Canton, der dritten Hauptstadt des Reiches, bestanden damals sieben Kirchen, welchen Missionäre der Gesellschaft Jesu, des Franziskaner-Ordens und Priester der auswärtigen Missionen vorstanden. Von dieser großen Stadt spricht ein Missionär, der daselbst sich aufhielt: Canton ist keine

Stadt; es ist eine Welt. Es wimmelt darin von Menschen aller Nationen; so daß man zu den gewöhnlichen Tagesstunden kaum fortkommen kann. Ihre Größe übertrifft Paris bei weitem. Die Häuser sind niedrig; man sieht darin nichts als Kaufgewölbe. Die Gassen sind so enge, daß man keines Fuhrwerks sich bedienen könnte; statt derselben sind Tragsessel im Gebrauche. Die Leute, die man hier in ungeheurer Menge auf den Plätzen und in den Gassen sieht, sind meistens arme Lastträger, welche Waaren hin und herschleppen. Denn es gibt hier keine andere Gelegenheit, Erkauftes oder Verkauftes fortzubringen, als die Schultern der Menschen. Diese Lastträger gehen, der großen Hitze wegen, halbnackt umher, und tragen große und breite Strohhüte, die vor dem Regen und den Sonnenstrahlen sie schützen. Dies alles gibt der Stadt ein sonderbares Ansehen, das mit unsern europäischen Städten nichts gemein hat.

Auf dem Flusse, der bei Canton ins Meer sich ergießt, steht eine andere, schwimmende Stadt; wo Barken an Barken sich reihen, und förmliche Gassen bilden. Jedes einzelne Fahrzeug beherbergt eine ganze Familie; und ist gleich einem kleinen Wohnhause in Gemächer abgetheilt. Das gemeine Volk, das in diesen beweglichen Kasernen wohnt, macht sich in aller Frühe auf, dem Fischfang oder dem Bau des Reißes nachzugehen, der in dieser Provinz gewöhnlich drei Ernten im Jahre gibt.

Ungeachtet der nicht unbedeutenden Anzahl frommer und eifriger Missionäre und ihrer Kirchen in die-

ser großen Seestadt, machte dennoch das Christenthum nur sehr wenig Fortschritte darin. Die Hauptursache dessen liegt in dem Umgang der Chinesen mit den Europäern. Schon der heilige Franz Xavier klagte, er fände beinahe unüberwindliche Hindernisse, den Glauben zu verbreiten an allen Orten, wo die Portugiesen sich niederließen. Die bösen Beispiele aber, deren unglückselige Folgen der Apostel Indiens so schmerzlich betrauerte, vereiteln auch die Arbeiten der Missionäre in allen Seestädten dieses Reiches. Die Chinesen, die daselbst wohnen, und die argen Sitten der Europäer sehen, verlieren alle Ehrfurcht vor dem göttlichen Gesetze, das ihnen gepredigt wird. „Sind denn, sprechen sie, die Europäer keine Christen? Sind sie aber darum keuscher, mäßiger, gerechter als wir? oder sind sie minder zornig oder uneigennützig?" Auch das eingezogene und erbauliche Leben der Missionäre machte nur geringen Eindruck auf sie; denn sie glauben, diese Väter seien ihres besondern Standes wegen verpflichtet, also zu leben, oder aber ihr strenges Leben sei eitle Heuchelei.

Nicht also verhält es sich in den Städten im Innern des Landes, wo die Inwohner keine bösen Beispiele sehen, und die heilige Lehre durch das gottesfürchtige Leben der Missionäre bekräftiget wird; wiewohl auch dort manche Bekehrungen sehr schwierig sind. Dies ist zumal der Fall bei den Mandarinen; denn da dieselben meist von Erpessungen und Ungerechtigkeiten leben, überdies aber so viele Wei-

der haben dürfen als sie derselben ernähren können, werden sie durch diese beinahe unzerbrechlichen Fesseln zurückgehalten. Ueberhaupt sind der Wucher und die Habsucht der Chinesen Hindernisse, an welchen zahllose Bekehrungen scheitern. Denn erklärt man ihnen, man könne die Taufe ihnen nicht ertheilen, bis sie nicht früher alles unrecht erworbene Gut zurückgestellt hätten, so kehren sie gleich jenem Jünglinge des Evangeliums traurig zurück, und sagen, es sei ihnen unmöglich, ihre Familie auf Eimnal an den Bettelstab zu bringen. Es gehört fürwahr ein Wunder der Gnade dazu, solche Gemüther dem Heidenthum zu entreißen.

Nicht minder schwierig ist die Bekehrung der Frauen; da sie niemals ausgehen, noch auch Besuche von Männern annehmen. Ja um sie zu nöthigen, das Haus zu hüten, beredet man sie, die Schönheit eines Frauenzimmers liege nicht in den Zügen des Angesichtes, sondern in der Kleinheit der Füße. Aus diesem Grunde sind sie vor allen Dingen bemüht, sich selbst um die Möglichkeit des Gehens zu bringen; und ein Kind von einem Monat hat zuweilen einen größern Fuß als eine Person von vierzig Jahren *). Da also ein Missionär, weder durch sich selbst noch durch seine Katechisten eine chinesische Frau unter-

*) Die Frauen der Mantschu-Tartaren haben indessen diese chinesische Sitte nicht angenommen; auch befolgen die gemeinen Landweiber dieselbe nicht.

weisen kann, müssen sie, um ihre Bekehrung zu bewirken, bei dem Manne beginnen; damit derselbe dann seine Frau belehre, oder einer wohl unterrichteten Christin erlaube, sich zu ihr zu begeben, um die Geheimnisse der Religion ihr zu erklären. Weil sie aber, wie schon vorhin erinnert ward, nicht mit den Männern zugleich in einer Kirche sich einfinden dürfen, ward, so sehr die Möglichkeit es gestattete, in den Städten dafür gesorgt, daß sie wenigstens sechs oder siebenmal im Jahre, nämlich an den höchsten Festtagen, entweder in eine gesonderte Kirche, oder aber in das Haus irgend eines angesehenen Christen sich tragen lassen, um daselbst dem heiligen Opfer beizuwohnen, und die Sacramente zu empfangen. Bei dieser Gelegenheit werden dann auch jene aus ihnen getauft, die in den Zwischenzeiten sich dazu vorbereitet haben.

Alles dessen ungeachtet sind dennoch in den Städten der Provinzen die Bekehrungen ohne Vergleich zahlreicher als in den Seestädten. Noch reicher aber ist der Segen auf dem Lande, weil daselbst die Freiheit größer ist. Denn in Städten hängen die Missionäre von dem Gouverneur und von den Mandarinen ab, die nicht selten feindselig gegen sie gestimmt sind; und denen sie Besuche abstatten, und nach dem bestehenden Ceremoniel Geschenke bringen müssen; was auf dem Lande nicht der Fall ist. Da überdies die Sitten der Landleute, im Ganzen genommen, schlicht und einfach sind, findet auch das Evangelium leichter Eingang bei ihnen; und sie sind zumal im Anfang ihrer

Bekehrung sehr eifrig; die Missionäre aber wissen diese kostbare Zeit weise zu benützen; da dies immer mehrere Bekehrungen nach sich zieht.

Am lieblichsten blühten die Missionen in der Provinz Chiam-si; wiewohl sie Anfangs beinahe unüberwindliche Hindernisse in dieser Provinz gefunden hatten. Endlich aber siegte das Licht des Evangeliums über die Nacht der heidnischen Finsternisse, so daß in den letztern Zeiten kaum eine Stadt war, wo nicht eine christliche Kirche stand; und die Religion nahm mit jedem Tage zu. Auch erregte die Unschuld und der Eifer der Gläubigen Bewunderung. Manche derselben machten an allen Sonn- und Festtagen eine Reise von zehn Stunden Weges, den heiligen Geheimnissen beizuwohnen; und ihr Bußeifer war so groß, daß die Väter sich genöthigt sahen, solchen zu mäßigen.

Sehr sinnreich auch war der Eifer dieser neuen Christen für die Bekehrung der Ungläubigen. Ein armer Blinder zu Nan-gan bat einmal den Vater der Mission um zwei oder drei christliche Bücher. Da dieser nicht begreifen konnte, was er damit beginnen wollte, sagte er ihm, seine Absicht sei, zwölf Heiden dadurch zu bekehren, die er unterdessen, so gut er gekonnt, in der Religion unterwiesen habe. Oft kamen Kinder und befragten die Väter, was sie auf die Einwendungen ihrer Ältern antworten sollten, die noch in ihrem Götzendienste verharrten; und es war nichts Seltenes, daß ein Sohn seine Aeltern und seine Geschwister bekehrte.

Gar sehr auch ward der Glaube und die Andacht dieser eifrigen Neugläubigen durch den oftmaligen Zutrittt zu den Sacramenten gekräftiget. Denn die Väter der Gesellschaft Jesu hatten sowohl hier als zu Peking, so wie überhaupt in den Städten, und wo immer es thunlich war, fromme Congregationen eingeführt, die in wundersamer Frömmigkeit blühten. Ob auch die meisten Christen Handwerker unt Ackerleute waren, erschienen sie dennoch in den Versammlungen; und alle auch trugen ihr Schärflein zur Unterstützung der Kranken und Derjenigen bei, die in der äußersten Noth schmachteten; so daß die Heiden sich daran erbauten, und wie in den Zeiten Julians sprachen: „Sehet doch, wie sie einander lieben!" Nach den gewöhnlichen Andachtsübungen wurden dann Einige der eifrigsten und fähigsten Mitglieder der Congregation erwählt, welche die Häuser der Christen besuchen und sich erkundigen mußten, ob man die Gebete regelmäßig verrichte, den Kranken Hilfe leiste, ob jedes Haus mit Weihwasser versehen sei, und ob man es sich angelegen seyn lasse, durch fromme Gespräche und Beispiele die Ungläubigen zu gewinnen. Diese Abgeordneten gaben dann bei der nächsten Versammlung Rechenschaft von ihren Besuchen, und die Erfahrung zeigte, daß durch solche gottselige Congregationen die Kirchen wundersam in der Eintracht und in der Frömmigkeit erhalten wurden.

Indessen waren sowohl diese Provinz als einige wenige andern dennoch nur gleich freundlichen Oasen

in einer Sandwüste; denn es waren noch viele Provinzen in diesem ungeheuern Reiche, wo der Name Jesu Christi noch nicht ertönt hatte, und die Obern der Missionen erwarteten mit heiliger Ungeduld neue Arbeiter aus Europa, um sie auch dorthin zu senden, und auf solche Weise allmälig das ganze Reich dem Heidenthume zu entreißen und dem König der Könige zu unterwerfen.

XI.

Fortsetzung.

Da bei dem so großen Mangel an Arbeitern ein einziger Missionär oft eine ganze Provinz besorgte, und seine Ortschaften nicht selten ganze Tagreisen von einander entfernt lagen, hatte sein apostolischer Eifer allerdings einen großen Wirkungskreis; und er war meist immer auf Wanderungen begriffen. Kam er an einem Orte an, wo eine kleine christliche Gemeinde bestand, dann versammelten sich alle Christen in der Kirche, im Falle daselbst eine errichtet war; oder aber in dem Hause eines der Angesehensten aus ihnen. Alsbald begann das allgemeine Gebet; und war dasselbe zu Ende, dann hielt der Vater eine Ermahnung und hörte die Beichten der Gläubigen; indeß seine Katechisten die neuen Katechumen zur Taufe vorbereiteten. Am folgenden Tage wurde das heilige Opfer gefeiert, die Communion ertheilt und es wurden die Heiden eingeschrieben, die zur Annahme des Christenthums sich meldeten. Waren die Ortschaften groß, so wur-

den die ersten Tage den Personen des männlichen, die folgenden aber denen des weiblichen Geschlechtes zugewendet; hierauf folgten die Katechumenen, von welchen die gehörig vorbereiteten die Taufe empfingen, und zu den göttlichen Geheimnissen zugelassen wurden. Endlich wurden Ehen eingesegnet, und Streitigkeiten geschlichtet, im Falle sich einige ergeben hatten. In jeder Ortschaft bestimmten die Missionäre zwei bis drei der vorzüglichsten Christen, die in ihrer Abwesenheit die andern unterrichteten. Auch wurden Kalender an sie ausgetheilt, worin die Sonn- und Feiertage, an welchen die Gemeinde zum Gebete sich versammelte, so wie nicht minder die gebotenen Fasttage aufgezeichnet waren. Gewöhnlich theilte bei seinem Abschiede der Vater kleine Andachtsbücher, Rosenkränze, Weihwasser, Bilder und Anderes aus, das geeignet war, die Frömmigkeit der Gläubigen zu unterhalten, und ihren Glauben anzueifern.

Wie anstrengend und ermüdend aber auch diese Arbeiten waren, kamen sie dennoch in keinen Vergleich mit jenen, welchen ein apostolischer Arbeiter sich unterziehen mußte, wenn es galt, das Licht des Evangeliums an Orte zu bringen, wo dasselbe noch niemals leuchtete. Nicht nur bedurfte es hierzu eines thätigen und weisen Eifers, sondern auch einer muthigen und unermüdlichen Geduld. Wie oft kamen nach nothwendigen und mühsamen Reisen über hohe Gebirge und durch unwegsame Gegenden, oder auf Flüssen und reißenden Strömen, wo Fahrzeuge vor ihren

Augen zerschellten, und Gefahren mit Gefahren wechselten, die eifrigen Boten des Heiles an Orte, die vom Fluche getroffen schienen, und wo sie gleich fremden Wunderthieren angegafft und verhöhnt wurden; zumal da sie oft kaum nothdürftig in der Landessprache sich ausdrücken konnten! Nicht selten durchwanderten sie viele Ortschaften, bis der Herr hin und wieder einem Einzelnen das Ohr für die Worte des Heiles erschloß.

Dazu setzte auch, von der Vielweiberei nicht zu sprechen, die Verachtung der Chinesen für alles Fremde, ihren Bemühungen oft unüberwindliche Hindernisse. Denn eingenommen für ihr Vaterland, für ihre Sitten, Gebräuche und Grundsätze, bedünkt es sie unglaublich, daß, was nicht in China einheimisch ist, irgend Aufmerksamkeit verdiene. Es geschah zuweilen, daß die Väter der Missionen von der Albernheit ihrer blinden und tauben Götzen sie überzeugten, und die Schönheit, Wahrheit und Heiligkeit der Religion Jesu Christi ihnen in so klarem Lichte darstellten, daß sie selbst bekannten, es lasse sich nichts dagegen einwenden. Glaubten aber die Väter, sie seien nun gestimmt, dieselbe anzunehmen, dann wurden sie nicht wenig über den Widersinn dieser Heiden betroffen. Sie antworteten ihnen mit größter Kaltblütigkeit: „Was ihr saget, ist nicht übel; aber eure Religion steht nicht in unsern Büchern; es ist eine fremde Religion. Gibt es je etwas Gutes außerhalb China? oder irgend Wahres, das unsern Gelehrten unbekannt wäre?“ — Und fanden sich auch — was

öfters geschah, — unter ihren Zuhörern Einige, die wirklich von der Wahrheit ihrer Verkündigung sich überzeugt und angezogen fühlten, so wollte doch Niemand der Erste seyn; Alle warteten erst ab bis Andere mit ihrem Beispiele vorangingen; und es wurden wahrlich oft Wunder der Gnaden erfordert, diese Menschenfurcht zu besiegen.

Zu diesen Schwierigkeiten kamen auch noch die Verleumdungen der Bonzen, welche alles Erdenkliche aufboten, die Verbreitung der christlichen Religion zu verhindern; weil solche nicht nur ihre Betrügereien enthüllte, sondern sie auch um das Almosen und um die Gaben brachte, die sie diesem blinden Volke abdringen, und aus welchen ihr Unterhalt besteht. Diese schamlosen Verleumdungen streuten sie mit großer Arglist unter dem Volke aus, die Väter der Missionen verhaßt zu machen. Ohne Unterlaß auch suchten sie, gleich den alten Heiden, dies so leicht- als abergläubige Volk zu bereden, Krankheiten, Dürre und andere öffentliche Drangsale aller Art seien unausbleibliche Folgen der Taufe; der Schrecken aber, den sie ihnen dadurch einflößten, hielt unglaublich Viele von der Annahme des Christenthums zurück.

P. Barborier, ein berühmter Missionär, erzählt von einer seiner apostolischen Wanderungen hierüber Folgendes. „Ich verkündigte das Evangelium an zwei Orten. In dem ersten fand ich kein Gehör; in dem andern jedoch, Y u n - t s ch u genannt, gewann ich Christo innerhalb sieben Tagen vierzehn

Personen. Von dort begab ich mich auf ein benachbartes Dorf, wo fünfzig Katechumenen die Taufe empfingen. Schon hegte ich die zuverlässige Hoffnung, das ganze Dorf würde sich bekehren; denn Alle liefen in Menge herbei, das Wort Gottes zu hören; als plötzlich ihr Eifer durch die fluchwürdige Lüge eines solchen Verleumders angehalten wurde. Dieser Elende schrie öffentlich, die Christen ließen die Eingeweide eines Verstorbenen in einem Kessel sieden, ein abscheuliches Oel daraus zu bereiten, das sie bei den Ceremonien ihrer Taufe anwendeten. Er selbst habe dies mit eigenen Augen zu Manilla gesehen, wo er sich drei Jahre lang aufgehalten. Dies alberne Gerede wirkte einen unbeschreiblichen Eindruck auf dies ganze Volk, das nahe daran gewesen war, dem Heidenthum zu entsagen. Vergeblich erhob ich mich, und zeigte in unsern Büchern und gedruckten Katechismen die gräuliche Lüge dieses Betrügers, es war mir nicht möglich, sie dahin zu bringen, diesen Wahn ihnen zu benehmen."

Der nämliche Missionär erzählte noch eine andere ähnliche Begebenheit, die in einem andern Orte seiner Mission ihm widerfuhr. „Einmal, spricht er, als ich im Begriffe war, ein Weib zu taufen, das auf dem Todbette lag, kam ein Katechist zu mir in die Kirche und sagte mir, ich möchte mich nicht dahin begeben; weil der Mann dieses Weibes, — der am Tage zuvor selbst zu mir gekommen war, mich zu bitten, daß ich die Taufe ihr ertheilen möchte, — sich anders besonnen habe. „Geh hin, zu dem Ver-

kündiger deines Gesetzes" sprach der Mann zu mir, „und sage ihm, er soll zu Hause bleiben; ich weiß seine Absicht; er will die Augen meines Weibes haben, Ferngläser daraus zu machen. Er mag sich desfalls an Andere wenden; denn nimmermehr werde ich erlauben, daß er meine Frau taufe, sie soll mit ihren beiden Augen begraben werden." Der Katechist, der diese seine Worte anführte, fügte bei, er habe, von Mitleid über eine so jämmerliche Blindheit gerührt, alles Mögliche versucht, von dieser Albernheit ihn abzubringen; doch seien seine Bemühungen vergeblich gewesen. Die Frau starb ohne die Taufe. „Also, schließt der Missionär, bethört der böse Geist dies unglückselige Volk, dessen Leichtgläubigkeit für die ungereimtesten Fabeln ins Unglaubliche geht; während es die Augen den deutlichsten Wahrheiten und Allem verschließt, was geeignet ist, es zur Erkenntniß des einzigen wahren Gottes zu führen."

Es führte jedoch zuweilen die göttliche Vorsehung die Ungläubigeu auf wunderbare Weise zum Glauben. Denn erweckten auch die Missionäre in China keine Todten, wie der Apostel Franz Xavier, und wirkten sie auch sonst keine hocherstaunlichen Wunder, so ergaben sich doch nicht selten Dinge, wobei der Finger Gottes nicht zu verkennen war, und die viele Heiden zum Glauben anzogen. Es ist aus allen Missionsberichten aus Indien, Japan und Cochinchina bekannt, daß in diesen und in andern heidnischen Ländern, wo der öffentliche Götzendienst besteht und die Dämonen in den Tempeln angebetet wer-

den, diese bösen Geister, wie in den frühesten Zeiten, ihre Anbeter auf vielfältige Weise ängstigen und bedrängen. Was aber Tertullian schon damals den Heiden ins Angesicht sagte, dies ergab sich auch hier oft so sichtbar, daß selbst die Bonzen, welchen doch so sehr daran lag, diese Völker in ihrem Aberglauben zurückzuhalten, der Gewalt der Wahrheit nicht widerstehen konnten. Denn weichen mußten diese Feinde des menschlichen Heiles der Kraft des Kreuzes und andern kirchlichen Mitteln, und nimmermehr konnten ihre Blendwerke in Gegenwart eifriger Christen bestehen.

Auch war es in diesen Missionen eben nichts Seltenes, daß Kranke, nachdem sie das Sacrament der Wiedergeburt empfangen, von ihren Krankheiten frei wurden. Wir lesen in den Schreiben, welche die Väter an ihre Ordensobern und an Bischöfe erließen, auch andere Ereignisse, die wenigstens ans Wunderbare gränzen. Ein Missionär ward zu einer Katechumenin berufen, die auf dem Todbette lag, und den Vater dringend bat, die Taufe ihr zu ertheilen. Da diese Frau gut vorbereitet war, und in offenbarer Todesgefahr schwebte, gewährte er ihr ihre Bitte. Nicht lange hernach starb die Neugetaufte in Gesinnungen großer Frömmigkeit und erschien nach ihrem Tode in lieblichem Glanze ihrem Manne, welcher bekannte, sie habe ihn mit deutlicher Stimme ermahnt, der Gnade Jesu Christi sich theilhaft zu machen, um zu ihr in die himmlische Glückseligkeit zu kommen, in welche sie eingegangen sei. Der Mis-

sionär fügt bei, der Mann habe sich auch wirklich zur Taufe gemeldet; man habe sie ihm jedoch nicht ertheilen können; weil er sich nicht habe entschließen wollen einer sündlichen Verbindung zu entsagen. „Der Verlust dieses Mannes, schließt der Vater, fiel mir um so schmerzlicher, als ich ihn bereits gewonnen glaubte, und sein Beispiel die Bekehrung fünfzig Anderer nach sich gezogen hätte, die mit ihm verwandt waren und im nämlichen Dorfe wohnten."

Es erzählt auch P. Fouquet in einem Schreiben von einem eilfjährigen christlichen Knaben, der in einen tiefen Brunnen fiel, und von einer unsichtbaren Hand gehalten wurde, die ihn ohne die mindeste Beschädigung bis über den Rand des Brunnens erhob. Der nämliche Missionär erzählt von einer furchtbaren Feuersbrunst in einer heidnischen Ortschaft, wo gegen hundert zwanzig Häuser ein Raub der Flammen wurden und nur Ein Haus verschont blieb, das rings von brennenden Häusern umgeben war, und einer christlichen Familie angehörte, der einzigen, die in diesem Dorfe wohnte. Ueber diese wunderbare Begebenheit erstaunten die Heiden und sprachen: „Der Gott der Christen ist fürwahr ein mächtiger Gott, da Er seine Diener so sichtbar beschützt." Dies Ereigniß bewog Mehrere aus ihnen, zu dem Unterricht in der heiligen Lehre sich zu melden. Wir übergehen andere Ereignisse dieser Art.

Zu den vorzüglichsten menschlichen Mitteln aber, welche die Väter der Missionen verwendeten, die Heiden

zu bekehren und die Anzahl der Gläubigen zu vermehren, gehörten besonders die Katechisten, und das Almosen, das bei diesem eigennützigen Volke kaum bekannt ist. Gewöhnlich sendeten sie ihre Katechisten voran, deren jeder Missionär wenigstens Einen sich hielt; und rührend sind die Klagen dieser apostolischen Männer, die keine andern Hifsquellen als ihr geringes Jahrgeld hatten, das kaum für sie selbst genügte, über die Unmöglichkeit mehrere Katechisten zu halten; weil sie dadurch in den Stand gesetzt wären, ohne Vergleich mehr für die Verbreitung des Reiches Gottes zu wirken. Diese Arbeiter wählten sie aus den eifrigsten Christen, und unterrichteten sie mit größter Sorgfalt. Ihr Amt war, den Vätern die Ernte vorzubereiten, die Katechumenen in der heiligen Lehre, im Gebet und den kirchlichen Gebräuchen zu unterweisen; hin und wieder in einzelnen Fällen zu taufen, und überhaupt Alles zu thun, wozu keine geistliche Weihe erforderlich war. Oft entzogen sie sich selbst das Nothwendigste, diese Katechisten zu unterhalten; *) denn ohne sie, welche die Landessprache vollkommen inne hatten, wäre es den Missionären nicht möglich gewesen ihren unglaublichen Arbeiten zu genügen.

---

*) So viel aus den Missionsberichten ersichtlich ist, belief sich der Gehalt eines Katechisten jährlich auf fünfzig bis sechzig Gulden Conventions-Münze, die bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel in China für den mäßigen Unterhalt eines Menschen genügten.

Ueber das Almosen schrieb ein Vater der Missionen an einen frommen Bekannten in Europa, den er dringend ersuchte fromme und freigebige Seelen um milde Beiträge zu bitten, unter Anderm Folgendes: „Sie können sich keine Vorstellung machen, wie fruchtbringend diese Liebesgaben sind; wie gering solche auch seien, und wie sehr sie der Religion zur Ehre gereichen. Sie bestärken die Ungläubigen immer mehr in dem Gedanken, daß wir nicht gekommen sind, ihre Güter, sondern ihre Seelen zu suchen. Dies aber gibt ihnen einen sehr günstigen Begriff von der christlichen Religion. Ja sie werden auch innig von der Nächstenliebe der europäischen Christen gerührt; da wir ihnen sagen, daß, ohne die Freigebigkeit dieser großmüthigen Seelen, weder wir selbst was erhalten, noch ihnen von unserm Wenigen mittheilen könnten. Dieser Eifer so edler Menschen, welche aus so weiter Ferne ihrer denken, die sie niemals gesehen haben, und deren sie nicht bedürfen, geht ihnen zu Herzen, und macht tiefen Eindruck auf sie."

„Es werden aber auch Kranke und Nothleidende dadurch angezogen, unsern Unterricht anzuhören; sie fassen Vertrauen zu Männern, die sie lieben; nach dem Verhältnisse aber als wir ihnen Wohlthaten erzeigen, schließen sie, daß wir sie lieben, und daß wir weit entfernt sind, sie zu betrügen. Ja diese Wohlthaten wirken auch dahin, daß wohlhabende chinesische Christen ihren christlichen Brüdern weit bedeutendere Almosen spenden, als wir derselben ihnen ertheilen könnten. Zwar predigen auch die Bon-

zen von Nächstenliebe und Almosen; doch nur für sich selbst, und nicht für die Armen. Wir aber nehmen für unsre geistlichen Verrichtungen nichts an; und üben selbst was wir predigen. Wären aber die Liebesgaben der europäischen Christen freigebiger; und fänden sich großmüthige Seelen, die gern zu bedeutenden und gesicherten guten Werken beitragen möchten, so könnten wir ihrem guten Willen sehr wirksam willfahren; und die christliche Religion würde dadurch ungemein gewinnen."

Wer sollte aber glauben, daß gerade diese großmüthige Liebe der apostolischen Männer eine Hauptursache der Verfolgungen war, die sich wider sie erhoben? „Die Chinesen," spricht P. Fouquet, einer der ausgezeichnetsten Missionäre, von welchem vorhin Rede war, können es sich nicht denken, daß Jemand bei was immer für einer Unternehmung ein anderes Ziel sich vorsetze als den Eigennutz. Was man ihnen von den Gründen sagt, welche die Verbreiter des heiligen Glaubens zu ihren Arbeiten bewegen, und sie antreiben, Vaterland, Aeltern, Verwandte, alle Bequemlichkeiten des Lebens und Alles zu verlassen, was ihnen lieb und theuer ist, einzig um Gott zu verherrlichen und die Seelen zu retten, bedünkt sie unglaublich, und läßt sie auch höchst gleichgültig. Indessen sehen sie, daß wir unter ungeheuern Gefahren und Mühsalen weite Meere durchschiffen; sie wissen, daß nicht die Noth uns drängt, nach China zu kommen; daß wir hier leben, ohne etwas von ihnen zu begehren, ohne die mindeste Hilfe von

ihnen zu erwarten; und daß auch nicht das Verlangen uns antreibt Reichthum zu erwerben; da wir solchen verschmähen; und daß wir endlich nichts kaufen noch verkaufen."

„Sie erachten also wir hätten geheime politische Absichten, und manche aus ihnen sind so albern, daß sie sich wirklich einbilden, wir kämen, Umwälzungen im Staate anzuspinnen, um des Reiches uns zu bemächtigen. Wie ungereimt aber auch ein solcher Argwohn ist, gab es dennoch, und gibt es auch jetzt solche, die ihn hegen. Dieses Verbrechens beschuldigte sie auch Yam-kam-siem, jener schreckliche Christenfeind, der eine so grausame Verfolgung wider den hochverdienten Vater Adam Schall erregte; und der alle Missionäre in den Untergang dieses großen Mannes verflechten wollte. Seine Beschuldigung fand auch Eingang bei dieser von Natur aus argwöhnischen und mißtrauischen Nation; und hätte Gott den Plan dieses ruchlosen Mannes nicht durch ein unverhofftes Wunder vereitelt, so war es um die Verkündigung des Glaubens in China geschehen."

Wir werden bald sehen, wie wahr der Ausspruch dieses erfahrenen Missionärs ist; denn schon war Eine der schwersten Verfolgungen im Anzuge, welche alle Missionen mit gänzlichem Untergang bedrohte.

XII.

Verfolgung des Vicekönigs von Tsche-kiam. Verwendung des Prinzen Sosan. Edikt des Kaisers.

Die Kirchen von China erfreuten sich im Ganzen genommen eines ziemlich allgemeinen Friedens; der Kaiser liebte und beschützte die Väter, die an seinem Hofe arbeiteten, und auch die Großen des Reiches begegneten ihnen, wegen ihres anspruchlosen und bescheidenen Betragens bei so anerkannten Vorzügen, mit aufrichtigem Wohlwollen. Schon hegte man die allgemeine Hoffnung, die Zeit sei erschienen, wo ganz China allmälig zum Christenthum sich bekehren würde, als plötzlich eine Klagschrift voll der gröbsten Schmähungen wider die christliche Religion von dem Vicekönige von Tsche-kiam einlief, der eine schwere Verfolgung wider die Gläubigen erhoben hatte. Alle Christen der Hauptstadt und der ganzen Provinz hatten von ihm Befehl erhalten, zur Religion des Landes zurückzukehren; man drang mit Gewalt in ihre Häuser ein, erpreßte Geld von ihnen, entriß ihnen die heiligen Bilder, und mißhandelte sie auf alle Art und Weise. Schon war auch ihre Kirche geschlossen; und Vater Intorcetta, welcher derselben vorstand, hatte selbst schwere Mißhandlungen erduldet.

Ueber diese so unerwartete Nachricht wurden die Väter zu Peking aufs Aeußerste bestürzt. Es waren ihnen Abschriften aller Aktenstücke und gerichtlichen

Anordnungen des Vicekönigs zugekommen; und sie sahen dem Ausgang der Sache mit Angst entgegen. Ihre Gönner, die sie um Rath fragten, ermuthigten sie, an die Huld des Kaisers sich zu wenden, und die Abschriften ihm zu überreichen, die sie durch ihren Mitbruder, P. Intorcetta erhalten hatten. Der Monarch, der ihnen ohnehin gewogen war, gab ihnen auch geneigtes Gehör, und er erbot sich, diese Verfolgung durch einen Befehl an den Vicekönig zu ersticken, in dessen Kraft er sein Verfahren einstellen, und sowohl den P. Intorcetta als die Christen in Ruhe lassen sollte. Die Väter jedoch antworteten hierauf in Ehrfurcht: „Wenn Eure Majestät nicht die Gnade haben, den Verfolgungen diesmal einen wirksamen Damm entgegen zu setzen, werden ähnliche Befehle wohl öfters nothwendig werden. Denn läßt man jetzt, wo wir doch täglich Zutritt zu Ihrer allerhöchsten Person haben, und Ihre große Huld gegen uns weltkundig ist, nicht nach, unsre Brüder und unsre heilige Religion so gewaltsam verfolgen: was müssen wir nicht befürchten, wenn diese hohe Ehre uns nicht mehr zu Theil wird?"

Endlich erlaubte, durch die dringenden Vorstellungen und Bitten der Väter gerührt, der Kaiser, daß sie ihm eine Bittschrift überreichten, damit diese Sache durch die Gerichtshöfe feierlich entschieden würde, und diese Entscheidung dann als Richtschnur in den Provinzen bestände. Sie verfaßten also derselben zwei; damit die beste daraus erwählt würde. Der Kaiser wollte sie sehen; und als er sie mit aller Auf-

merksamkeit gelesen hatte, ließ er ihnen sagen, diese Gründe seien nicht stark genug, die Gerichtshöfe zur Gewährung ihrer Bitte zu verpflichten. Ja er ließ es auch dabei nicht bewenden; sondern aus wahrlich unerhörter Güte ließ er ihnen heimlich ein Gesuch zustellen, das die Gerichtshöfe nicht füglich zurückweisen konnten. Hierauf erhielten die Väter Pereyra und Thomas, die damals die Obsorge für das Tribunal der Mathematik trugen, die Weisung, dies Gesuch an einem Audienztage öffentlich zu überreichen. Der Kaiser, als wüßte er nichts um die Sache, nahm dasselbe nebst andern Schriften an, die ihm überreicht wurden, und befahl dem Tribunal der Religionsgebräuche, die Sache nach üblicher Form zu untersuchen, und ihm dann Bericht zu erstatten; ja er ließ den Mandarinen dieses höchsten Gerichtshofes sogar durch einen Herrn seines Hofes bedeuten, sie möchten bei dieser Gelegenheit die europäischen Väter begünstigen.

Aber die Mandarinen nahmen keine Rücksicht auf diesen Wink; vielmehr führten sie alle Edikte, die während der Minderjährigkeit des Kaisers wider die christliche Religion waren erlassen worden, mit allen darin enthaltenen Gehässigkeiten an; und sagten in Folge dessen, die Sache sei bereits entschieden und die Ausübung der christlichen Religion dürfe in China nicht gestattet werden. Aergerlich über diese Antwort, verwarf der Kaiser dieselbe; und befahl ihnen, das Gesuch, das man ihnen übergab, noch einmal zu prüfen. Deutlicher konnte er seinen Wil-

len kaum zu erkennen geben, daß er eine günstige Antwort verlange. Aber sie nahmen in ihrer zweiten Antwort eben so wenig Bedacht auf den Wunsch des Kaisers als in der ersten; und bestanden darauf, die christliche Religion sollte im Reiche nicht feierlich gebilliget werden.

Man wird sich vielleicht darüber wundern, daß in China ein Gerichtshof es wagte, mehrmals solchen Widerstand zu thun; da doch in diesem Lande nicht nur die Befehle, sondern selbst die leisesten Winke des Kaisers für alle Mandarinen gleichsam ein heiliges Gesetz sind. Möglich, daß die Abneigung der Chinesen überhaupt für alles Fremde Einfluß auf ihre Weigerung übte, doch schien dies nicht der eigentliche Grund; denn es zeigte sich nach der Hand, daß die Mitglieder dieses Gerichtshofes den Vätern nicht abhold waren. Sehr wahrscheinlich lag die Ursache ihrer Festigkeit in etwas Anderm. Wenn nämlich der Kaiser die Tribunale befragt, und sie nach den Gesetzen antworten, kann sie weder Vorwurf noch Tadel treffen; antworten sie aber anders, dann haben die Censoren des Reiches (die hier ungefähr das sind, was einst die Censoren des Römerreiches waren,) das Recht, bei dem Kaiser sie anzuklagen, dem es dann zusteht, sie zu bestrafen, daß sie den Gesetzen entgegen handeln.

Wie immer jedoch dies sich verhalten mag, der Kaiser, welcher sah, daß er durch die Tribunale nichts ausrichtete, entschied, — so ungern er es auch that, — sich endlich dahin, dem Ausspruch des Ge-

richtshofes der Religionsgebräuche Folge zu geben. Dieses Tribunal gestattete dem P. Intorcetta, zu Ham-tschu zu bleiben; und den Europäern, den Gott des Himmels in ihrer Kirche anzubeten und ihre Religion zu üben; doch bestätigte es die alten Edikte, und verbot den Chinesen, die christliche Religion anzunehmen. Diese Nachricht war ein schwerer Donnerschlag für die Väter; und er schlug sie so gänzlich nieder, daß der Kaiser darüber erstaunte und innig betrübt ward. Er versuchte mancherlei, sie zu trösten; und that ihnen unter andern den Antrag, Einige aus ihnen mit so ausgezeichneten Ehren in die Provinzen zu senden, daß alle Welt deutlich sehen könne, wie hoch er sie und ihre Religion achte. Aber die Traurigkeit der Väter war zu tief, um durch solchen Trost sich aufrichten zu lassen. Sie sprachen zu Denjenigen, die im Namen des Kaisers zu ihnen kamen: „Wir sind gleich Kindern, welche die Leiche ihrer Aeltern ohne Unterlaß vor Augen haben!" Ein Ausdruck, der bei den Chinesen den tiefsten Schmerz ausdrückt. Als endlich der Kaiser sah, daß ihre Traurigkeit täglich zunahm, und sie theilnahmlos für Alles wurden, sandte er zu dem Prinzen So-san, um sich mit ihm zu berathen, was für ihre Befriedigung sich thun ließe.

Da gedachte dieser eifrige Minister des Wortes, das er bei dem Friedensschlusse zu Nip-chu dem P. Gerbillon gegeben hatte. Er hielt den Vätern eine große Lobrede; stellte dem Kaiser die wesentlichen Dienste vor, die sie dem Staate erwiesen hatten, und

ihm selbst noch jeden Tag erweisen; und fügte dann bei, da sie ihrem Stande gemäß Reichthum und Würden verschmähten, könne man sie nur dadurch belohnen, daß man ihnen erlaube, ihr Gesetz öffentlich zu verkünden. „Ueberdies, sprach er, ist dies Gesetz heilig; da es alle Laster verbietet, und zur Uebung aller Tugenden verpflichtet.“ „Dies Alles ist wahr, antwortete hierauf der Kaiser; aber auf welche Weise kann ich ihnen helfen, wenn die Gerichtshöfe eigensinnig darauf bestehen, ihren Gesetzen keine Aufnahme zu gestatten?“ — „Eure Majestät, sprach der Prinz, müssen ihnen zeigen, daß sie Herr und Gebieter sind! Senden Sie mich zu den betreffenden Mandarinen ab; und seien sie versichert, ich werde eine solche Sprache führen, daß gewiß keiner aus ihnen von den Gesinnungen Eurer Majestät sich entfernen wird!“

Es hielt auch der Prinz in der That eine so bündige, drängende und überzeugende Rede vor dem erwähnten Gerichtshofe, daß seiner hinreißenden Beredsamkeit Niemand widerstehen konnte. Die tartarischen Mandarinen waren die ersten, die seinen gewaltigen Gründen sich ergaben; ihnen folgten die chinesischen; und die Urkunde ward auf der Stelle ausgefertiget. Er ließ so glänzende Lobsprüche der christlichen Religion in dieselbe aufnehmen, daß, wie es verlautete, der Kaiser selbst einige ausstrich. Doch ließ er alle wesentlichen Punkte über die Heiligkeit dieser Religion und das musterhafte Leben der Missionäre stehen, welche dieselbe seit mehr denn hundert

Jahren in China predigten; so wie auch die Erlaubniß, die den Chinesen ertheilt ward, das christliche Gesetz anzunehmen; und den Befehl die Kirchen zu erhalten, welche bereits erbaut waren *). Hierauf bestätigte er die Urkunde in allen ihren Punkten; und das Tribunal der Religionsgebräuche sendete sie der Sitte gemäß, in alle Städte des Reiches, und ließ solche öffentlich anschlagen, und in die ämtlichen Bücher der Provinzialregierungen eintragen.

Die Freiheit, welche die christliche Religion auf diese Weise erhielt, erregte unbeschreibliche Freude, nicht nur bei den Missionären, sondern auch bei allen Christen in China; ja selbst in Europa, wo seit vielen Jahren Gebete für die Bekehrung dieses Reiches abgehalten wurden. Hörten auch in den Provinzen die Neckereien böswilliger Mandarinen nicht gänzlich auf, so wurden sie doch durch diese Verordnung im Zaume gehalten; die Mandarinen dagegen, die den

*) Dieser Befehl gab, gegen die Absicht des Kaisers, den Mandarinen der Provinzen Anlaß zu vielerlei Kränkungen der Missionäre. Denn wo immer sie hernach Kirchen erbauen wollten, bezogen sich die Statthalter, die ihnen übel wollten, auf den Buchstab dieses Aktenstückes, und sagten ihnen, derselbe verbiete zwar, die bestehenden Kirchen zu zerstören; doch gestatte er nicht, derselben neue zu erbauen; so daß in Gegenden, wo feindselige Widersacher zu befehlen hatten, die Väter genöthiget waren, entweder den Bau zu unterlassen, oder aber den Schutz höherer Mandarinen anzuflehen; da sie sorgfältig vermieden, die Sache vor die Gerichtshöfe zu bringen.

Vätern wohlwollten, wendeten dieselbe immer an, ihre Niederlassungen zu beschützen. Der Kaiser selbst auch wußte gar wohl, welche große Gnade er ihnen dadurch erwiesen hatte; denn als ihm gemeldet ward, alle Väter seien gekommen, um die Gnade zu bitten ihre Danksagungen abstatten zu dürfen, sprach er: „Sie haben fürwahr dessen auch große Ursache. Saget ihnen aber, sie sollen ihren Gefährten in den Provinzen zuschreiben, daß sie mäßigen Gebrauch von der ihnen ertheilten Erlaubniß machen, und dieselbe weise anwenden; damit keine Klagen von den Mandarinen einlaufen; weil ich sonst genöthiget wäre, solche auf der Stelle zu widerrufen; woran dann Niemand schuld wäre als sie selbst."

XIII.

Krankheit des Kaisers, durch die Jesuiten geheilt. Dankbarkeit des Kaisers. Taufe eines Kriegsobersten.

Es waren damals nur fünf französische Väter in China; nämlich die Väter Gerbillon und Bouvet, die dem Kaiser bei seinen Studien an die Hand gingen; dann die beiden Väter Visdelou und le Comte, die mit großem Erfolg in den beiden Provinzen Schan-si und Schen-si arbeiteten; und P. Fonteney, der sich nach Canton begeben hatte, Missionäre, zu empfangen, die aus Frankreich erwartet wurden. Letzterer und P. Visdelou, den er mit sich dahin genommen, hatten so eben ein Haus gekauft, das sie unterdessen für die Ankömmlinge einrichten woll-

ten, als sie Befehl vom Kaiser erhielten, sich beide nach Hofe zu begeben. Sie brachen daher alsbald auf; fanden aber bei ihrer Ankunft den Kaiser krank. Die Väter Gerbillon und Pereyra brachten auf seinen Befehl die Nacht im Pallaste zu. Ungeachtet seiner Krankheit sandte der Kaiser, sobald er ihre Ankunft von Canton erfuhr, ihnen diese beiden Väter, nebst einem Herrn seiner Kammer einige Stunden weit entgegen; und sie mußten im Pallaste absteigen; wo sie den noch übrigen Tag in einem Gemache zubrachten, das an die Zimmer des Kaisers gränzte.

Der älteste Sohn des Kaisers erwies ihnen die Ehre, sie dort zu besuchen, und bezeigte sich sehr gütig gegen sie. Eben so besuchte sie auch sein zweitgeborner Sohn, der Kronprinz (denn nach den chinesischen Gesetzen folgt nicht immer der älteste Sohn dem Kaiser in der Regierung nach). Da dieser Prinz in den chinesischen Büchern sehr bewandert war, äußerte er eine besondere Zuneigung gegen P. Visdelou, von welchem es hieß, er sei darin sehr gelehrt. Nachdem er also einige Zeit mit ihm sich besprochen hatte, ließ er einige der alten Bücher bringen, und zeigte solche dem Vater; der sie beim ersten Aufschlagen mit so großer Leichtigkeit und Richtigkeit erklärte, daß der Prinz in nicht geringes Erstaunen gerieth, und zu den Mandarinen, die ihn begleiteten, zwei bis dreimal sagte: „Ta-tug! er versteht sie vollkommen!“

Hierauf fragte er ihn, was er von den chinesischen Buchern hielte; und ob sie mit dem christlichen Glauben übereinstimmten. Der Vater entschuldigte

sich Anfangs mit großer Bescheidenheit; endlich aber sagte er, unsre Religion lasse wohl mit dem Inhalt der ursprünglichen alten Bücher, doch nicht eben so mit den Zusätzen der Ausleger sich vereinbaren. Wirklich auch enthalten, wie wir bereits früher gesehen, die alten chinesischen Bücher ungeachtet vieler darin bestehenden Dunkelheiten und Fabeln, so viele Spuren und Züge der überlieferten Erblehren des menschlichen Geschlechtes, daß solche mit den Lehren des Christenthums öfters übereinstimmen. Darum wirken sie auch oft so tief auf gelehrte Chinesen ein, daß sie die christliche Religion als wahr erkennen; der Hof selbst auch nannte das Christenthum niemals eine falsche Religion; ob auch manche Statthalter und Mandarinen diesen Namen ihr beilegten. — Die Antwort des Vaters Visdelou gefiel dem Kronprinzen, und er erwiederte darauf: „Es läßt sich auch nicht läugnen, daß die neuern Ausleger den Sinn unsrer alten Autoren nicht immer richtig getroffen haben.“ Von diesem Augenblicke an hegte der junge Prinz eine besondere Hochachtung gegen P. Visdelou; und gab ihm dessen auch sprechende Beweise.

Unterdessen verschlimmerte sich die Krankheit des Kaisers, die eigentlich der Anfang eines bösartigen Fiebers war. Dieser Fürst hatte seit einigen Jahren den europäischen Arzeneien eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet; ins besondere aber die heilkräftigen Teigkügelchen (pâtes médicinales) geprüft, die Ludwig XIV. in ganz Frankreich an die Armen vertheilen ließ; und von welchen man wunderbare

Wirkungen erzählt. Der Kaiser selbst hatte die schnelle Wirkung derselben mehr als einmal, besonders aber an einem Menschen gesehen, der bereits dem Tode nahe war; und der, nachdem er derselben genommen, am andern Tage sich außer Gefahr befand; weshalb er auch diese Teigkügelchen Thin-yo d. h. eine göttliche Arzenei nannte. Es erlaubten jedoch die chinesischen Aerzte ihm nicht, dies Heilmittel anzuwenden. Da aber sein Uebel überhand nahm, und er eine Uebersetzung desselben auf das Gehirn befürchtete, ließ er, trotz ihres Verbotes, eine halbe Dosis derselben sich geben, worauf das Fieber gegen Abend ihn verließ; so wie er auch am folgenden Tage sich merklich besser befand. Nichts desto minder bekam er einige Zeit darauf ein dreitägiges Fieber; und ob auch die Anfälle desselben eben nicht stark waren, ward er dennoch ängstlich darüber; und ließ in der ganzen Stadt bekannt machen, wenn Jemand ein Heilmittel wider das dreitägige Fieber wüßte, sollte er dasselbe ungesäumt anzeigen; auch sollten alle, mit dieser Krankheit Behafteten im Pallaste erscheinen, von derselben geheilt zu werden.

Nun wurden jeden Tag eine Menge Versuche angestellt. Unter andern erschien auch ein Bonze im Pallaste, der sich besonders auszeichnete. Dieser ließ einen Eimer frischen Wassers aus einem Brunnen schöpfen; wobei vier der größten Herren des Hofes zugegen waren, die der Kaiser eigens abgeordnet hatte, alle Arzeneien, die man brächte, in Empfang zu nehmen, und den Versuchen beizuwohnen, um ihm

dann Bericht darüber zu erstatten. Es füllte also der Bonze eine Schale mit diesem Wasser an, trat aus dem Saale hinaus, opferte solches mit zum Himmel erhobenen Augen und Händen der Sonne, wendete sich dann gegen die vier Weltgegenden und machte allerlei wunderliche Geberden, welche die Heiden für eben so viele geheimnißvolle Ceremonien hielten. Endlich gab er dies Wasser einem Kranken zu trinken, der so eben in einem Anfall des Fiebers begriffen war, und auf den Knien seine Genesung erwartete, nach welcher er herzlich sich sehnte. Da jedoch dies Heilmittel durchaus keine Wirkung hervorbrachte, ward er als ein Marktschreier mit Schimpf und Schande aus dem Pallaste verjagt.

Dies war der Augenblick, in welchem die erwähnten Väter Fontenay und Visdelou zu Peking ankamen. Sie hatten ein Pfund Chinarinde mitgebracht, die man ihnen aus Pondichery gesandt hatte. Noch war damals dies Heilmittel in China unbekannt. Sie überreichten also dasselbe als die sicherste Arzenei, die man in Europa gegen die Wechselfieber kenne, und theilten auch die Art und Weise mit, dasselbe zu gebrauchen. Die vier Herren des Hofes nahmen dasselbe mit vieler Freude an, und versuchten am folgenden Tage diese Arzenei an drei Kranken. Man gab solche dem Einen, der gerade damals seinen Fiebertag hatte; dem zweiten nach dem Fieberanfall; der dritte aber, dem man sie eingab, war an demselben Tage vom Fieber frei. Gott segnete die Arzenei dergestalt, daß diese drei Kranken, die man nicht

aus den Augen ließ, alle nach dieser ersten Dosis sich vollkommen wohl und gesund befanden.

Dies ward dem Kaiser sogleich berichtet, der auch noch an demselben Tage dies Heilmittel gebraucht hätte, wenn nicht der Kronprinz, der seinen Vater innig liebte, irgend eine nachtheilige Wirkung von einer Arzenei gefürchtet hätte, die man noch nicht genugsam kannte. Er verwies es sogar den Großen, daß sie den Kaiser so schnell davon benachrichtiget hätten. Diese aber entschuldigten sich zwar; um aber zu beweisen, daß dabei nichts zu fürchten sei, erboten sie sich alle vier, derselben einzunehmen; so fest vertrauten sie auf die Versicherung der europäischen Väter. Der Prinz nahm sie beim Worte; ließ alsbald Schalen herbeibringen, mischte das Pulver selbst mit Wein, und die vier Herren tranken solchen in seiner Gegenwart. Dies geschah gegen sechs Uhr Abends. Alle vier aber schliefen ruhig, und ohne die mindeste Beschwerde zu empfinden.

Der Kaiser dagegen, der die Nacht sehr unruhig zugebracht hatte, ließ gegen drei Uhr früh den Prinzen Sosan zu sich berufen. Da nun dieser ihm sagte, sowohl er selbst als die drei übrigen Herren, welche die Arzenei der Europäer genommen, befänden sich vollkommen wohl, nahm er selbst dieselbe, ohne länger zu zögern. Er erwartete das Fieber gegen drei Uhr Nachmittags; es blieb jedoch aus; und eben so auch die folgenden Tage. Die Gesundheit des Kaisers, der den Gebrauch der Chinarinde fortsetzte, besserte sich zur großen Freude des Hofes täglich mehr;

und die vier Großen brachten den Vätern ihren Glückwunsch über die Vortrefflichkeit ihres Heilmittels. Diese aber führten alle Ehre auf Gott zurück, dessen Segen allein den Arzeneien die Heilkraft ertheilt.

Sobald nun der Kaiser vollkommen hergestellt war, ließ er Belohnungen Allen ertheilen, die während seiner Krankheit ihm gedient, so wie auch Jenen, welche Arzeneien gebracht hatten; ob solche auch nicht waren angewendet worden. Ganz ins besondere aber fühlte er sich gegen die europäischen Väter zu Dank verpflichtet. Er sagte öffentlich, die heilkräftigen Arzeneikügelchen der Väter Gerbillon und Bouvet hätten ihm das Leben gerettet; die Chinarinde aber, welche die Väter Fontenev und Visdelou ihm gebracht, hätten von dem dreitägigen Fieber ihn befreit; und er sei Willens sie zu belohnen. In dieser Absicht also ließ er den Plan aller Häuser sich bringen, die im ersten Umkreise seines Pallastes waren, wählte daraus das größte und bequemste, ließ die Väter in den Pallast berufen und durch einen Mandarin seiner Kammer ihnen feierlich sagen: „Der Kaiser macht euch Vieren in dem Umkreise seines Pallastes ein Haus zum Geschenke!“ Die Väter hörten diese Worte, dem chinesischen Ceremoniel gemäß, auf den Knien an; worauf der abgeordnete Mandarin sie in das Zimmer des Kaisers führte, wo sie, ob auch in seiner Abwesenheit, dem nämlichen vorgeschriebenen Ceremoniel gemäß, drei Kniebeugungen und neun tiefe Verbeugungen machten, bei welchen sie die Erde mit der

Stirn berührten, ihre Danksagung für diese ganz besondere Gnade auszudrücken. Die nämliche Ceremonie wiederholten sie am folgenden Tage vor dem Kaiser selbst; der sie hierauf zu sich berief, und auf die freundlichste Weise mit ihnen sich unterredete.

Welchen hohen Werth der Kaiser selbst auf diese Gnade legte, dies gab er bald hernach zu erkennen. Denn als P. Bouvet nach Frankreich abreisen sollte, neue Mitarbeiter zu holen, weil viele der ältern Missionäre aus den Mühsalen ihres apostolischen Lebens und Leidens in die ewige Heimath eingegangen waren, gab der Kaiser ihm Geschenke für den König mit; und befahl ihm ausdrücklich, diesem Monarchen zu sagen, daß er aus besonderer Huld ein Haus in dem Umfang seines Pallastes ihnen geschenkt habe. Die Väter aber bezogen dies Haus, richteten dasselbe auf ihre Weise ein, und erbauten darin eine Capelle, die sie mit großer Feierlichkeit eröffneten. Es fanden sich viele Christen dabei ein; und alle priesen Gott von Herzen, daß in diesem kaiserlichen Pallaste, wo bisher nur sacrilegische Opfer gefeiert wurden, nun Ihm, dem allerhöchsten und allein wahren Gott, ein heiliges und Seiner ewigen Majestät würdiges Opfer dargebracht wurde. Der feierliche Gottesdienst, den die Väter an den Sonn- und Festtagen darin hielten, zog viele Chinesen an, und da die Väter auch ins besondere an diesen Tagen die christliche Lehre ausführlich und auf die anziehendste Weise erklärten, ging eine bedeutende Anzahl derselben in die Kirche ein; und es wurden jeden Sonn-

tag Katechumenen getauft. Manche brachten ihre Götzenbilder mit, und zertrümmerten dieselben.

Zu den Täuflingen, die das Sacrament der Wiedergeburt nicht lange nach der Eröffnung dieser Capelle empfingen, gehörte auch ein tartarischer Kriegsmandarin aus dem Hause des Kaisers, der eine christliche Dame zur Ehe genommen hatte. Diese eifrige Christin lag ihrem Mann oftmals an, dem Heidenthum zu entsagen; und betete ohne Unterlaß für ihn. Er hörte sie auch gern an; aber der Wirrwarr der Geschäfte und allerlei Sorgen und Hindernisse erstickten immer den guten Samen, den sie in sein Herz streute; so, daß solcher keine Wurzel fassen konnte. Nichts desto minder hatte er große Achtung vor der Religion seiner Gemahlin; und rief auch längst schon keinen andern, als den wahren Gott an; der endlich auch seiner sich erbarmte und sein Herz erleuchtete. Als nämlich der Kaiser im Begriffe war nach der Tartarei abzureisen, und dieser Befehlshaber ihn begleiten sollte, kam er am späten Abend zu den Vätern, und bat sie, die Taufe ihm zu ertheilen. So gern indessen die Väter seinem Verlangen Genüge gethan hätten, nahmen sie dennoch Anstand, weil er die kirchlichen Gebete, nämlich das Gebet des Herrn, das apostolische Glaubensbekenntniß und die drei theologischen Tugenden nicht wußte; welche von den Katechumenen vor ihrer Taufe gefordert wurden.

Als P. Visdelou dies ihm vorstellte, sprach er: „Vater, fordern Sie nicht von mir, daß ich alle

diese Gebete auswendig wisse; denn ich habe ein so schlechtes Gedächtniß, daß ich solche nicht behalten könnte; und habe auch Niemand, der mir sie beständig wiederholte. Auch kann ich nicht recht lesen; um sie in einem Buche zu lernen. Aber ich glaube alle Geheimnisse der Religion; ich glaube an Einen Gott in drei Personen; ich glaube, daß die zweite Person Mensch geworden ist, und um unsres Heiles willen den Tod erlitten hat. Ich glaube, daß Diejenigen, die das göttliche Gesetz halten, selig, — und die es nicht halten, ewig verdammt werden. Es hält mich kein Hinderniß ab, ein Christ zu werden; denn ich habe nur Ein Weib; und verlange auch nie mehr als Eines zu haben. In meinem ganzen Hause ist kein Götzenbild; und ich bete auch keinen Götzen, sondern den Herrn des Himmels allein an. Ihn auch will ich lieben, und Ihm dienen mein Leben lang."

Den Vätern jedoch wollte dies nicht genügen; sie verlangten, er sollte früher die nothwendigen Gebete erlernen; und lieber warten, bis er von der Reise zurück wäre; wo sie dann dieselben ihn lehren, und die Taufe ihm ertheilen wollten. „Aber, Vater, erwiederte er, wie denn, wenn ich auf dieser Reise sterbe? Dann wird meine Seele verloren gehen, die Sie nun so leicht retten könnten! Wer wird mich taufen, wenn ich krank werde? Sie sehen, daß ich zu Allem bereit bin; daß ich alle Artikel Ihres Gesetzes glaube; und daß ich solche halten will, so lange ich lebe. Ich habe nur den Pallast in aller Eile verlassen, Sie um diese Gnade zu bitten. Ich habe nur

zwei Stunden zur Abreise mich vorzubereiten; denn ich muß noch in der Nacht abreisen. Ich bitte Sie also um Gottes willen, versagen Sie mir dieselbe nicht!"

Diese Aufrichtigkeit gefiel den Vätern ungemein; und sie glaubten, Alles wohl erwogen, man könne ihn gleich einem Menschen betrachten, der in Todesgefahr schwebe. Sie empfahlen ihm also, die Gebete zu erlernen, sobald er von der Reise zurück sei; unterdessen aber jeden Morgen und Abend den Herrn des Himmels anzubeten; worauf sie ihm in ihrer Capelle die heilige Taufe, und in derselben den Namen Joseph ertheilten. Er empfing aber diese Gnade mit namenloser Freude und innigem Troste. Er umarmte die Väter, fiel zu ihren Knien, und berührte mehrmals die Erde mit der Stirn, seine Dankbarkeit auszudrücken. Was er aber vorhergesagt hatte, das traf richtig ein. Durch die ungeheuern Strapazen auf dieser Reise ermüdet und erschöpft, verfiel er in eine schwere Krankheit, welcher er nach acht Tagen unterlag.

Es tauften auch die Väter zwei Kinder eines Herrn, der die rothe Binde als ein Zeichen trug, daß er mit dem kaiserlichen Hause verwandt sei. Das Eine Kind war in einen Kessel siedenden Wassers gefallen; das andere aber verfiel kurze Zeit hernach in eine tödtliche Krankheit. Der Herr selbst war zwar kein Christ; doch ehrte er die Religion der Christen so sehr, daß er glaubte, die Taufe helfe seinen Kindern zur himmlischen Seligkeit. Seine Gemahlin bekehrte sich späterhin zum Christenthum; doch wird

von ihm selbst nicht berichtet, ob er ihrem Beispiele gefolgt sei.

Uebrigens vergaß der Kaiser niemals die vielen und ausgezeichneten Dienste, welche die Väter ihm erwiesen hatten, und fortwährend erwiesen. Er begegnete ihnen mit einer Huld, die in China gegen Fremde unerhört war. So oft sie in den Pallast kamen, nahm er sie mit der treuherzigsten Güte auf; war es ihm aber nicht möglich, sie zu sprechen, so ließ er ihnen doch immer einige Ehre erzeigen. Es ist in China Sitte, daß im Anbeginn des Jahres der Kaiser den Großen seines Hofes zwei Tische, den einen mit Speisen, den andern mit Früchten und Confekt beladen, zusendet. Diese nämliche Ehre erwies er auch den Vätern; ja er lud sie auch gleich den Großen in seinen prächtigen Pallast Tschan-tschun-yven ein, daselbst das prächtige Feuerwerk anzusehen. Es erfreute aber diese ungesuchte, andererseits aber durch überreichliche Arbeiten und Mühsale aufgewogene Ehre die Väter nur in so fern, als sie dadurch die Ehre Gottes fördern konnten; und wir werden sogleich sehen, daß sie diese huldvolle Zuneigung des Kaisers gegen sie anwendeten, ein Werk zu Stande zu bringen, wodurch diese göttliche Ehre wundersam gefördert ward.

XIV.

Bau einer Kirche im Pallaste des Kaisers.

Die Väter erkannten zwar dankbar das Geschenk, das der Kaiser ihnen mit einem Hause in seinem Pal-

laste gemacht hatte; doch war es ihnen nicht sowohl um ein Haus, als um eine Kirche zu thun; zumal da der Raum ihrer kleinen Capelle bei weitem nicht groß genug war, die neue Gemeinde zu fassen, die sie seit der Eröffnung derselben gebildet hatten. Nun war aber neben ihrem Hause ein sehr geräumiger Platz; dem zwar die Großmeister des Pallastes eine andere Bestimmung zu geben gedachten, der aber so ganz zu einer Kirche geeignet war, daß die Väter beschlossen ihnen zuvorzukommen, und dem Herrn einen Tempel daselbst zu errichten. Nachdem sie also diese Sache Gott im Gebet empfohlen hatten, verfaßten sie ein Bittgesuch, worin sie dem Kaiser in den ehrerbietigsten Ausdrücken vorstellten, ihre Häuser seien nirgend ohne Kirchen; ja die Kirchen seien der vorzüglichste Theil derselben; und wären die Häuser schön und geräumig, so sei es der Ordnung gemäß, daß die Kirchen sie an Schönheit überträfen. Es würde, sprachen sie ferner, ihnen auch zur größten Unehre gereichen, wenn sie, die durch ihren Stand und ihre Gelübde sich ergeben hätten, Gottes größere Ehre zu suchen, eine bessere Wohnung hätten als der Herr des Himmels. Da also das Haus, das die Huld seiner Majestät ihnen zum Geschenke gemacht, mit allen Bequemlichkeiten versehen sei, würde eine prachtvolle Kirche dies Geschenk am würdigsten begleiten; doch könnten sie dieselbe nicht erbauen, wofern nicht der Kaiser ihnen einen verhältnißmäßigen Theil des Hofraumes dazu bewilligte, der neben ihrem Hause leer stände.

Der Kaiser nahm das Gesuch gütig auf, besprach sich darüber mit den Großmeistern des Pallastes, und gewährte den Vätern ihre Bitte. Ja er that noch mehr. Als am folgenden Tage die Väter kamen, ihre Danksagungen nach dem chinesischen Ceremoniel abzustatten, sagte er, der Bau einer Kirche sei ein heiliges Werk, darum auch wolle er, um sowohl ihrer Religion als ihnen selbst Ehre zu erzeigen, dazu beitragen und Befehl ertheilen, daß die nothwendigen Baumaterialien dazu angeschafft würden. Am nächstfolgenden Tage erhielten die Väter abermal Befehl im Pallaste zu erscheinen. Nun ließ der Kaiser Jedem aus ihnen zwei Stück Seide und eine Stange Silbers im Werthe von fünfzig Taels ertheilen. Sie dankten unter den gewöhnlichen Ceremonien und sagten, die Wohlthaten, mit welchen Seine Majestät sie überströme, überträfen jeden Ausdruck; und Gott allein könne an ihrer Statt solche vergelten. Darum auch wollten sie mit diesem Gelde den Bau der Kirche des wahren Gottes beginnen; damit seine unendliche Güte einen so huldreichen und so geliebten Monarchen segne und erhalte. Der Kaiser bezeigte großes Vergnügen über diese Danksagung; und um seinem ganzen Hofe zu zeigen, daß er besondern Antheil an diesem Werke nahm, ernannte er einen eigenen Mandarin, der dem Bau dieser Kirche nach der Angabe der Väter vorstehen sollte.

Der Bau dieser Kirche dauerte vier volle Jahre und ward von dem Laienbruder Belleville, einem sehr geschickten Baukünstler geleitet. Sie ist eine der schön-

sten und regelmäßigsten Kirchen im ganzen Orient. Das Gebäude ruht auf Marmorsäulen, deren Knäufe vergoldet sind; und das ganze Innere ist mit der herrlichsten Architektur geschmückt. Auf den beiden Seiten geben zwölf kugelförmige Fenster der Halle eine sehr schöne Beleuchtung; das Deckengemälde der Wölbung ist ein Meisterstück der Malerei von der Hand Gherardini's eines italienischen Künstlers, der eigens dazu nach China berufen ward. Es stellt einen offenen, mit reicher Architektur verzierten Dom vor; Marmorsäulen, die eine Reihe Bogenstellungen tragen, über welchen ein Geländer mit Vasen voll der lieblichsten Blumen in gehöriger Entfernung von einander stehen. Ganz oben schwebt der ewige Vater, die Weltkugel in der Hand, auf den Wolken, von einer Gruppe Engel umringt. Die Chinesen wollten durchaus nicht glauben, daß dies Alles auf flachem Grunde gemalt sei, sie behaupteten, die Säulen seien massiv. Wirklich auch war Licht und Schatten so trefflich vertheilt, daß diese Täuschung bei ungeübten Augen leicht begreiflich ist. Zu beiden Seiten dieses Mittelstückes sind Oelgemälde von großer Lieblichkeit. Das Altarblatt ist im nämlichen Style wie das Mittelstück der Wölbung. Zu beiden Seiten desselben läuft die Architektur im Perspektiv fort. Es war eine Lust, die Chinesen zu sehen, welche gegen den Altar fortgingen, um jenen Theil der Kirche zu sehen, der, wie sie meinten, hinter dem Hochaltar sei. Waren sie dort angekommen, dann stutzten sie plötzlich, traten etwas zurück und befühlten die

Wände mit den Händen, um zu sehen, ob daselbst wirklich weder Erhöhungen noch Vertiefungen seien.

Der schöne Hochaltar ward so wie auch überhaupt die Kirche durch die Freigebigkeit des Königs von Frankreich geschmückt, der auch eine namhafte Summe zum Bau derselben beitrug. Nachdem aber der Bau vollendet war, wurde dieser herrliche Tempel am neunten December des Jahres **1703** an einem Sonntage eröffnet; und von P. Grimaldi, dem ältesten Missionär und damaligen Superior der chinesischen Missionen, in Gegenwart der Väter der Gesellschaft Jesu und anderer Missionäre verschiedener Nationen feierlich geweiht. Hierauf machten sämmtliche Missionäre, die im Chor gereiht waren, so wie alle anwesenden Christen oftmalige tiefe Verbeugungen und berührten die Erde mit der Stirn; es ward ein festliches Hochamt gehalten; nach welchem P. Grimaldi eine tief ergreifende Rede hielt. Die Ceremonie endigte mit der Taufe einer großen Anzahl Katechumenen. Um eben dieselbe Zeit ertheilte der Bischof von Peking über zwölf tausend Personen das Sakrament der heiligen Firmung.

Ein französischer Missionär, welcher der Feierlichkeit in der Christnacht in dieser Kirche beiwohnte, sagt in einem Schreiben an einen Vater seines Ordens: „Hätten nicht die musikalischen Instrumente der Chinesen mich erinnert, daß ich in einer fremden Mission mich befinde, so hätte ich geglaubt, ich sei mitten in Frankreich, wo die Religion in voller Freiheit besteht.“ — Es kamen aber unglaublich viele

Personen aus den höchsten Ständen, dies herrliche Gebäude zu sehen; und alle machten ihre Verbeugungen bis zur Erde vor dem Altar. Einige ließen sich sogar in der christlichen Religion unterrichten, und gaben Hoffnung, solche späterhin anzunehmen.

Die Censoren des Reiches jedoch sahen diesen Bau mit einer Art Entrüstung; und noch war derselbe nicht gänzlich vollendet, als sie zu dem Kaiser kamen und ihm vorstellten, dies Gebäude sei zu hoch; dies aber laufe den Gesetzen zuwider. Der Kaiser jedoch antwortete ihnen: „Hieran bin ich selbst schuld; denn auf meinem Befehl haben die europäischen Väter ihre Kirche also gebaut.“ Da aber die Censoren in den Kaiser drangen, und ihm sagten, er müsse Gegenbefehle ertheilen, und die Kirche niedriger stellen lassen, sprach er: „Wie sollte ich dies thun? Diese Fremden leisten mir jeden Tag bedeutende Dienste; und ich weiß nicht wie ich sie belohnen soll, weder nehmen sie Aemter und Würden an, noch wollen sie Geld; die Begünstigung ihrer Religion allein hat Interesse für sie, und nur dadurch kann ich ihnen Freude machen. Ich will also nichts mehr über diese Sache hören.“

Es war auch diesem großen Monarchen Ernst mit dieser Angelegenheit; denn er kannte und ehrte die christliche Religion; er betete den wahren Gott an, und wollte Ihm öffentliche Ehre erzeigen. Nicht nur gab er zu dem Bau dieser Kirche, außer dem Marmor und dem größten Theil der übrigen Baumaterialien, zehn tausend Unzen Silbers; sondern er

verfaßte auch einige Jahre später drei Inschriften, die er mit großen Buchstaben auf die Vorderseite derselben setzen ließ. Die erste derselben, die über den Fries zu stehen kam, lautete:

Dem wahren Urgrund aller Dinge!

Die Aufschrift der ersten Säule aber:

„Er ist unendlich gut, und unendlich gerecht. Er erleuchtet, erhält und ordnet Alles mit allerhöchster Gerechtigkeit!

Die Inschrift der zweiten Säule endlich:

Er hatte keinen Anfang; und er wird kein Ende haben. Er hat alle Dinge von Anbeginn hervorgebracht. Er ist's, der sie regiert; und Er ist der wahre Herr derselben!

Diese feierliche Erklärung des Kaisers brachte erstaunliche Wirkungen hervor. In einem Zeitraum von zwei Monaten empfingen eilf hundert Personen die Taufe in dieser Kirche; und im Verlauf von zwei Jahren zählte man in allen drei Kirchen Pekings nahe an 50,000 Neugetaufte. Es wirkte aber diese That des Kaisers nicht minder wohlthätig auf die Provinzen zurück. P. Turcotti, ein italienischer Jesuit, der seit Kurzem zum Bischof und apostolischen Vicar der Provinz Kuni-tschu ernannt war, erbaute eben damals zwei Kirchen; die eine zu Canton, die andere in den ungeheuern Torfe Fochan.

Da aber die Mandarinen und das Volk sahen, daß diese beiden Kirchen alle ihre Gebäude an Höhe übertrafen, kamen sie zu dem Viceönige und klagten hierüber wie über eine Beschimpfung, die dieser Europäer ihren Pagoden und Häusern anthue; und forderten ihn auf, diese Gebäude niederreißen zu lassen. Der Vicekönig jedoch, wie strenge er auch sonst für die Gebräuche des Landes eiferte, gab ihnen zur Antwort: „Wie dürfte ich es wagen, zu Canton eine Kirche niederreißen zu lassen, die dem wahren Gott geweiht ist; indeß der Kaiser selbst eine noch höhere und noch schönere in seinem eigenen Pallaste zu Peking errichten läßt.

XV.

Ankunft neuer Missionäre aus Frankreich. Aufträge des Kaisers an sie. Missionsfrüchte.

Das Werk des Herrn nahm fortwährend zu; aber nicht wenig apostolische Arbeiter waren unter der Last und Hitze des Tages erlegen, die noch übrigen wendeten ihre Blicke sehnsüchtig nach Europa, von wo sie Hilfe erwarteten. Da kam endlich P. Bouvet mit mehrern vortrefflichen Missionären von Frankreich an. Der Kaiser war damals eben in der Tartarei, wohin er jedes Jahr zur Jagd sich begab, und war sehr erfreut als er die Rückkehr dieses Vaters erfuhr, den er besonders liebte. Sogleich auch sandte er drei Herren seines Hofes nach Canton ab, mit seinem Gefolge ihn abzuholen und nach Peking zu führen. Die Geschenke, die der Missio-

när mitbrachte, gefielen dem Kaiser so wohl, daß er um derselben willen dem Schiffe, das solche gebracht hatte, alle Abgaben erließ.

Ob auch der Kaiser die europäischen Wissenschaften, worin er es unterdessen erstaunlich weit gebracht hatte, seit längerer Zeit nicht mehr mit dem frühern Eifer betrieb, behielt er dennoch Einige der neuangekommenen Väter an seinem Hofe zurück, unter welchen zumal P. Jartoux und P. Parennin durch ihre Gelehrtheit sich auszeichneten. Der erste war ein großer Analitiker, Algebraist und Mechaniker, besonders im Fache des Uhrwerks; der zweite aber war vielleicht das glänzendste Genie der Gelehrten Akademie der Wissenschaften in Frankreich, deren Mitglied er war; und ihm vorzüglich verdanken wir, was wir Gründliches und Charakteristisches von China wissen. Denn nicht nur hatte er nach wenig Jahren die chinesische, sondern auch die Mantschusprache so vollkommen inne, daß er sehr gelehrte Werke in beiden verfaßte. Dazu auch besaß er das volle Vertrauen sowohl des Kaisers Cang-hi als seiner beiden Nachfolger. Ferner behielt der Kaiser den Bruder Broccard an seinem Hofe, der in mancherlei Künsten ausgezeichnet war, woran dieser Monarch Wohlgefallen hatte. Es mußten aber auch die Väter täglich im Pallaste erscheinen, weil der Kaiser immer eine Menge Fragen an sie zu stellen hatte.

Nicht lange hernach ergab sich eine Gelegenheit, wo er den Vätern einen großen Beweis seines Vertrauens zu ihrer Redlichkeit gab. In Folge ei-

ner Ueberschwemmung war in der Provinz Changteng eine allgemeine Hungersnoth ausgebrochen. Der Kaiser gab eine bedeutende Summe, und verhielt auch die Herren seines Hofes zu einer Beisteuer, damit den Drangsalen des Volkes abgeholfen würde. Diese Gelder sandte er nebst einer großen Menge Lebensmittel durch einige reiche Mandarinen in die erwähnte Provinz, solche gehörig und weise auszuspenden. Da aber dessen ungeachtet eine sehr große Anzahl dieser armen Leute nach der Hauptstadt kamen, von dem Hungertode sich zu retten, schöpfte der Kaiser Verdacht gegen die Treue der Mandarinen, und ließ vier aus den Vätern rufen, die er also anredete:

„Da die Nächstenliebe euch bewogen hat, eine so weite Reise nach China zu unternehmen, so wendet denn, dem Geist eures Glaubens gemäß, eure besondere Sorgfalt dahin, den Armen zu helfen; da dies ein Hauptpunkt eurer Religion ist. In dieser Absicht übergebe ich euch hier 2000 Taels; kaufet für dieses Geld Reiß ein, und vertheilet solchen in dem großen Raume eurer Begräbnißstätte. Ich hoffe, ihr selbst auch werdet im Verhältnisse eurer Kräfte etwas für die Unterstützung so vieler Elenden thun." — Die Väter nahmen diesen Auftrag mit Danksagung an, und entzogen sich selbst das Nothwendige, um aus ihren gesammten Jahrgeldern 500 Taels für dies gute Werk zusammen zu bringen. Das Einzige, was dabei sie schmerzte, war, daß sie nun vor der Hand ihre Katechisten entlassen mußten; da sie Alles für die Armen aufzuwenden erachteten.

Die Väter Suarez und Parrenin, welchen die Ausspendung des Almosens oblag, ließen nun Oefen und große Kessel herrichten, worin der angeschaffte Reiß gekocht ward. Hierauf ließen sie die Armen in großer Ordnung auf ihrem Kirchhofe, und zwar die Männer auf der einen, die Weiber auf der andern Seite in Reihen sich aufstellen; wo dann jedem seine Portion in Porzellanschalen ertheilt wurde. Hatten diese ihr Mahl verzehrt, dann wurden die Schalen gesammelt, gewaschen; es traten andere an ihre Stelle, die ihr Almosen auf die nämliche Weise empfingen. Es kamen aber viele der angesehensten Christen aus der Stadt, welche bei dieser Vertheilung Ordnung hielten. Sie selbst auch dienten abwechselnd den Armen; und sprachen jedem einige Trostworte zu; woran die Mandarinen und Eunuchen des Hofes, welche die Neugier herbei zog, nicht wenig sich erbauten. Sie erstaunten, daß reiche und angesehene Leute also unter diese Armen sich mengten, und ihnen gleich Gästen dienten, denen man Ehre erzeigen will. Auch konnten sie sich nicht erwehren, die christliche Religion zu bewundern. „Edel führwahr," sprachen Einige aus ihnen, „ist gewiß die Religion dieser Christen, die so große Liebe mit so großer Sittsamkeit vereint!" Sogar die Bonzen brachen in das Lob der Väter aus; denn es kamen derselben jeden Tag gegen hundert, welche mit den übrigen Armen betheilt wurden. Es dauerte aber diese Vertheilung über vier Monate, während welcher täglich einige tausend Arme ernährt wurden.

Kurze Zeit hierauf ertheilte der Kaiser den Vätern Thomas, Bouvet, und Parrenin einen Auftrag anderer Art. Einige Stunden von Peking gegen Osten hin laufen, in ziemlich weiten Entfernungen von einander, zwei kleine Flüsse, die in den Gebirgen der Tartarei entspringen; und die, ob auch weder tief noch breit, dennoch, wenn sie austreten, die furchtbarsten Verheerungen anrichten. Fünfzehn Stunden unterhalb Peking vereinigen sich diese Flüsse, und ergießen sich dann nach einigen Krümmungen in das östliche Meer. Das Land, das zwischen beiden Flüssen liegt, war einst eine schöne, große, wohl angebaute, mit starken Bäumen besetzte Ebene, welche, ihrer Schönheit wegen, die Kaiser zu ihrem Vergnügen sich vorbehielten. Doch wurde solche von den Ueberschwemmungen so sehr verheert, daß trotz aller Dämme, welche man errichtete, diese Flüße in ihrem Bette zu erhalten, meist nur noch Trümmer von den Schlössern, Landhäusern, Flecken und Städten sichtbar waren, die einst daselbst gestanden hatten.

Es gab also der Kaiser den benannten Vätern den Auftrag, einen genauen Plan des ganzen Landes zu entwerfen, das zwischen diesen beiden Flüssen liegt; damit er bei dem oftmaligen Anblick desselben auf Mittel sänne, durch neue Dämme und tiefe Gräben zum Ablaufe der Flüsse wieder herzustellen, was durch die Ueberschwemmungen war zerstört worden. Auch ließ er sie reichlich mit Allem versehen, was zu dieser Aufgabe nothwendig war; und befahl überdies zwei Mandarinen, die er ihnen beigab, für

geschickte Feldmesser, Zeichner und Leute zu sorgen, die das Land genau kännten. Diese ganze Arbeit ward mit so großer Ordnung und Schnelligkeit ausgeführt, daß der ungeheure Plan, der größte, der vielleicht je gezeichnet ward, in siebenzig Tagen vollendet war. Er enthielt die ganze Hauptstadt des Reiches, nebst sieben hundert theils Städten, theils Flecken und Schlössern, und überdies mehrere Weiler und unzählige, allenthalben zerstreute Bauernhütten; woraus man auf die ungeheure Bevölkerung nur dieser Einen Landschaft schließen mag.

Ferner sah man darauf das alte kaiserliche Lustschloß Tsching-te-tschu, das einen ungeheuern Raum einnimmt; denn es hat wenigstens zehn Stunden im Umkreise. Doch hatte dasselbe nichts mit den königlichen Gebäuden in Europa gemein. Weder fanden sich darin Marmorarbeiten, noch Springbrunnen, noch steinerne Mauern. Der Lustgarten wird von vier kleinen Bächen bewässert; deren Ufer mit Bäumen besetzt sind. Auch standen darin schöne und wohl eingerichtete Gebäude, mehrere Teiche, und Weiden für die Hirsche, Rehe, Waldesel und anderes Wild, Ställe für die Herden, Küchen- und Baumgärten, Rasenplätze, Ackerländer und überhaupt alle Annehmlichkeiten des Landlebens. Also beschrieb P. Gerbillon (1705) dies Lustschloß, wo die Kaiser der frühern Zeiten von der Last der Geschäfte und dem ermüdenden Hofceremoniel sich erholten; und das der Kaiser Cang-hi wiederherstellte; seine Nachfolger aber so sehr verschönerten, daß auch die

schönsten Lusthäuser und die kunstreichsten Lustgärten in Europa demselben nicht an Reichthum, Pracht und Geschmack sich vergleichen können.

Es führten aber die Väter den Plan des Kaisers also aus, daß sie dabei zugleich das Evangelium in allen Flecken und Dörfern verkündigten, die sie durchzogen. Waren sie an einem Orte angekommen, wo sie einige Tage sich aufhielten, so ließen sie den angesehensten Mann der Ortschaft zu sich bescheiden, begegneten ihm auf eine liebreiche und freundliche Weise, wie derselben diese armen Leute nicht gewohnt waren, und unterrichteten ihn dann in den Wahrheiten des Heiles. Fand der Glaube Eingang in seinem Herzen, wie dies oft der Fall war, so führte er ihnen dann gewöhnlich seine Freunde oder Andere zu; und die Väter wendeten einen guten Theil der Nacht daran, sie zu unterweisen. Ja sie erfuhren bisweilen zu ihrer Freude, daß die Aeltesten und Angesehensten, die ihren Unterweisungen nicht beigewohnt hatten, keinen Anstand nahmen, von ihren Kindern oder Dienern sich belehren zu lassen, und nicht selten den Glauben annehmen. Auf solche Weise erfüllten die Missionäre den Auftrag des Kaisers; und hielten dabei zugleich eine Mission auf seine Unkosten.

Andererseits hatten die Väter auch den Trost, Beispiele einer seltenen Tugend von ihren Neugetauften zu vernehmen, von welchen Einige auf eine ungewöhnliche Weise zur Bekehrung gekommen waren. So hatte ein christlicher Barbier, der, nach

der Sitte des Landes, durch ein eigenes Instrument in den Gassen ein lärmendes Zeichen gab, das Jene benachrichtigte, die seiner sich bedienen wollten, einen Beutel mit zwanzig Goldstücken gefunden. Da er nun um sich blickte, ob Niemand denselben fordere, und erachtete, dies Geld gehöre wahrscheinlich einem Reiter, der einige Schritte weit vor ihm herritt, rief er ihm nach, holte ihn ein und fragte: Habet Ihr nichts verloren, Herr? Der Reiter suchte in seinen Taschen nach, vermißte seinen Geldbeutel und sprach betroffen: Ich habe meinen Beutel mit zwanzig Goldstücken verloren! — Hier ist beides, antwortete der redliche Finder. Jener aber, über eine in China so seltene Tugend, zumal unter dem gemeinen Volke erstaunt, fragte den Barbier: Saget mir, Freund, wer und woher seid ihr? und wie heißet ihr? Er aber antwortete: Was thut dies zur Sache? Ich bin ein Christ; unser heiliges Gesetz verbietet uns nicht nur, Fremdes zu entwenden; sondern auch Gefundenes zu behalten, wenn wir wissen können, wem solches angehört. Hierüber aber erstaunte der Reiter so sehr, und ward von der Reinheit einer solchen Sittenlehre so tief gerührt, daß er in der christlichen Lehre sich unterrichten ließ und endlich die Taufe empfing. Dies Beispiel erzählte Einer der Väter dem Kaiser mit allen Umständen, ihm dadurch fühlbar zu machen, was die Heiligkeit des christlichen Gesetzes vermag.

Wunderbar ist auch was einer chinesischen Dame widerfuhr, die an einem starken Blutflusse litt, und

bereits ihrem Ende nahe war. Ein christlicher Verwandter, der in ihrer schweren Krankheit sie besuchte, führte allmälig das Gespräch auf die christliche Religion. Der Herr aber segnete die Rede dieses Mannes; die Kranke ward von Allem was er ihr sagte, so innig gerührt, daß sie inständig um die Taufe flehte. Es ward ihr gewährt was sie verlangte; ja sogar was sie nicht verlangte; denn am Tage ihrer Taufe selbst versiegte ihr Blutfluß, und sie fühlte sich vollkommen gesund.

Dies außerordentliche Ereigniß machte so tiefen Eindruck auf ihre Schwiegertochter, welche Zeuge desselben war, daß sie auf der Stelle den Entschluß faßte, selbst im heiligen Glauben sich unterrichten und taufen zu lassen. Sie war seit längerer Zeit schwindsüchtig, und ihre Auszehrung nahm mit jedem Tage zu. Nachdem sie also genugsam unterwiesen war, und die gewöhnlichen Gebete erlernt hatte, empfing sie das Sacrament der Wiedergeburt. In der folgenden Nacht nach eilf Uhr, weckte sie ihren Mann und ihre Mägde, welchen sie befahl Kerzen anzuzünden und die heiligen Bilder aufzustellen, die sie bei ihrer Taufe zum Geschenke bekommen hatte. Hierauf empfahl sie Allen, Gott von Herzen mit ihr zu danken, der sie in den Himmel berufen. Kaum aber hatte sie diesen Befehl gegeben, und selbst ein kurzes Gebet vollbracht, so entschlief sie selig im Herrn. Dieser so schöne und so bestimmt vorher verkündete Tod wirkte wunderbar auf alle Hausgenos-

sen, die dem Heidenthum entsagten, und ebenfalls zur Taufe sich meldeten.

Oft auch förderten die Arzeneimittel, welche die Väter aus Europa mitgebracht hatten, und den Götzendienern in ihren Krankheiten mit freigebigen Händen mittheilten, die Heilung ihrer Seelen noch mehr als ihrer Körper. Denn da Viele zu ihnen kamen, um derlei Arzeneien zu bitten, hatten sie oft Gelegenheit, ihnen Worte des Heiles ans Herz zu legen. Gern auch ergaben sich ihren liebreichen Ermahnungen viele Kranke, welchen sie Hilfe leisteten. Nicht minder auch wurden bei solchen Gelegenheiten manche sterbende Kinder der Heiden getauft, ohne daß ihre Aeltern sich widersetzten.

XVI.

Blicke in die Missionen. Erbauliche Beispiele.

Es waren zu jener Zeit einige siebenzig Väter der Gesellschaft Jesu aus verschiedenen europäischen Ländern in den chinesischen Missionen vertheilt; eine Anzahl, welche die geringe Zahl anderer apostolischer Arbeiter ohne Vergleich übertraf; da nur sehr wenige Väter aus den Orden der heiligen Dominicus und Franciscus, so wie einige Priester aus der französischen Congregation der auswärtigen Missionen Niederlassungen im Reiche hatten. Zwar war die Zeit im Anzuge, wo der himmlische Hausvater Arbeiter zur Genüge in diesen großen Weinberg senden wollte; da jedoch die Rathschlüsse seiner Vor-

sehung unergründlich sind, und nicht lange nach ihrer Ankunft ein schweres und anhaltendes Ungewitter heranzog, wollen wir, bevor von diesem verhängnißvollen Ereignisse die Rede ist, uns noch einmal in den blühenden Missionen der Gesellschaft Jesu umsehen, und an einigen Früchten derselben uns erquicken.

Unter den zahlreichen christlichen Gemeinden dieser Missionen zeichneten sich bei weitem die meisten durch eine Frömmigkeit und einen Eifer aus, der selbst in den ersten Zeiten der Kirche kaum hätte größer seyn können. Die Gläubigen waren nicht nur Christen; sie waren wie der Apostel damals sie nannte: Heilige. Zu King-te-tsching hatte sich wegen der Götzenverehrung eine Verfolgung mitten im Frieden erhoben; wo viele aus ihnen Schläge, Fesseln, Verlust ihres Vermögens und andere schwere Mißhandlungen mit so freudiger Standhaftigkeit ertrugen, daß selbst die Heiden darüber erstaunten, und bekannten, sie hätten ihrer Götzen wegen niemals Aehnliches erdulden wollen; und eine Religion bewunderten, die eine so unüberwindliche Starkmüthigkeit einflößt.

Wunderbar ist, was ein Missionär aus Jao-tschu von dem Hause eines Mandarins dieser Stadt erzählt. „Dieser Mann, spricht er, ist so sehr von der Wahrheit unserer Religion überzeugt, daß er sich alle Mühe gibt, alle seine Freunde und Bekannten dazu anzuziehen; ob auch weltliche Rücksichten ihn selbst unglückseliger Weise gleich eben so vielen Ban-

den im Heidenthume zurückhalten. Seine Mutter, seine Frau, seine Söhne und ihre Weiber, so wie die meisten seiner Hausgenossen und Dienstleute bekennen sich öffentlich zum Christenthum. Im Innern seines Pallastes steht eine schöne Capelle, wo sie mit großer Andacht sich versammeln. Dort hielt ich vor den Frauen einige Reden über das Geheimniß der Menschwerdung unsres Herrn; und ob sie auch noch nicht seit lange Christinnen sind, faßten sie doch Alles genau was ich ihnen erklärte; führten es tief zu Gemüthe, wiederholten es öfters den Tag hindurch, und wendeten es auf ihr Leben an. Ich hörte wie sie zuweilen halb laut zu einander sagten, wenn irgend ein Punkt sie besonders gerührt hatte: „O wie groß ist es, eine Christin zu seyn! Wie können je Christen einander verachten! Ein Christ, der Gott nur allein liebt, ist ein Ungeheuer! Wie ist es je möglich, daß Christen einander nicht lieben! O kännten doch die Ungläubigen unsre heilige Religion, es gäbe gewiß keinen einzigen, der sie nicht mit Freuden annähme!"

„Vor einigen Tagen erhob sich nach meiner Rede die Mutter des Mandarins und redete die ganze Versammlung also an: „Aus allem Diesem schließe ich, daß nur Eins uns theuer und kostbar seyn muß, nämlich die heiligende Gnade; daß man nichts unterlassen soll, sie zu erlangen, wenn man sie nicht hat; sie zu bewahren, wenn man sie erlangt hat, und sie wieder zu erlangen, wenn man so unglücklich war, sie zu verlieren!" Hierauf sah sie zwölf kleine Kinder, die

zugegen waren, mit Blicken der zärtlichsten Liebe an, küßte eines nach dem andern, und ehrte in ihnen die Gnade der Aufnahme in die Kindschaft Gottes, die sie durch die heilige Taufe erlangt hatten."

„Kurz hierauf führte die Witwe des ältesten Sohnes des Mandarins ihr einziges vierjähriges Töchterlein zu den Füßen des Altars, und ich hörte wie sie folgende Worte zu ihr sprach: „Mein liebes Kind, Gott weiß, wie ich dich liebe! Und wie auch sollte ich dich, das einzige Unterpfand der Zärtlichkeit deines Vaters, nicht lieben, das er mir hinterlassen hat! Und dennoch, wenn ich wüßte, daß du unsern Heiland Jesus Christus jemals verlassen, oder die Unschuld seiner Taufe verlieren solltest, würde ich den Herrn bitten, dich alsbald aus dieser Welt abzurufen." „Ja Herr, wiederholte sie drei bis viermal, und blickte dabei auf ein Bildniß unsres Herrn, ohne zu ahnen, daß sie behorcht wurde, ja, mein Gott, sie ist Dein, Du kannst sie zurücknehmen; und nicht weinen würde ich, sondern für die Gnade Dir danken, die Du mir erzeigtest!" — So viel ich aus dem bewegten Ton ihrer Stimme schließen konnte, sagte sie diese letzten Worte unter Thränen." Also sprach einst die Mutter des heiligen Königs Ludewigs, die selige Blanca zu ihrem Sohne. Welche wahrhaft christliche Seele aber könnte bei dem Ausbruch so heiliger Gottergebenheit und Gottesliebe dieser gottseligen chinesischen Dame ungerührt bleiben!

Ein Missionär der Gegend von Vu-si, der in demselben Jahre gegen hundert Personen in der Ortschaft seiner Mission theils getauft, theils zur Taufe vorbereitet hatte, schrieb an den Superior der Missionen: „Ich finde keine Worte, die Freude ihnen auszudrücken, die ich empfand, als am verflossenen Charfreitage mir Kunde kam, drei hundert Barken mit Fischern wären so eben angekommen, und sie hätten ihre Frauen zu Vu-si ausgeschifft, wo sie in der Kirche versammelt seien, und mich erwarteten, ihre Osterandacht zu verrichten. Es ist kaum möglich, größeres Verlangen zu haben als diese guten Leute haben, von göttlichen Dingen sprechen zu hören; noch größere Verehrung der Gnade, ein Christ zu sein; noch eine zärtlichere Liebe zu unserm göttlichen Erlöser; noch ein zarteres Gewissen, der geringsten Fehler ängstlich sich zu enthalten und selbst in zweifelhaften Fällen Dies und Jenes zurückzustellen. —

Ein anderer Missionär, der in derselben Provinz arbeitete, erzählt viel Rührendes von dem Eifer, mit welchem seine Neubekehrten es sich angelegen seyn ließen, den Glauben unter ihren Brüdern zu verbreiten. „Als mein Katechist, spricht er, sich anschickte, einer Familienangelegenheit wegen, zu Einem seiner Verwandten abzureisen, glaubte man in der Ortschaft sein geringer Gehalt sei Ursache, daß er mich verlasse. Alsbald kam Einer meiner eifrigsten Christen zu mir und ersuchte mich, ihm zu erlauben, daß er den Gehalt des Katechisten jährlich um drei Taels

vermehre; um ihn dadurch im Dienste meiner Kirche zurückzubehalten. Scheint auch diese Summe eben nicht groß, so war sie doch bedeutend für diesen Chinesen. Es sprach aber der Mann zu mir: Ich werde für diese Summe, die ich mir entziehe, reichlich dadurch belohnt, daß ich Christus durch den Mund dieses Katechisten verkündige; und eine große Anzahl Ungläubiger werden mir die Glückseligkeit verdanken, zum Glauben sich zu bekehren und auf dem Wege des ewigen Heiles zu wandeln."

Eben derselbe Missionär erzählt von einem Handwerksmann, der sich zu einigen Freunden auf das Land begab, wo er längere Zeit ohne Lohn arbeitete, blos um Gelegenheit zu haben, diese Freunde zum Glauben anzuziehen. Gott segnete auch sein Vorhaben; er legte an zwei Ortschaften den Grund zu christlichen Gemeinden, welche Hoffnung gaben, zahlreich zu werden. — Ein Anderer ernährte lange Zeit hindurch einen Heiden, der einige Hoffnung zur Bekehrung gab; und der auch wirklich sich bekehrte. Ich kenne auch Einige, die mehrere Tage nach einander strenge fasteten und andere Bußwerke übten, um von Gott die Bekehrung ihrer Aeltern oder Verwandten und Freunde zu erflehen.

Zu den verschiedenen Bekehrungen aber, die dieser apostolische Mann selbst mit Gottes Gnade bewirkte, gehört unter andern folgende: „Die Vorsehung, spricht er, sandte mir einen acht und sechzigjährigen aber dabei kräftigen und sehr lebhaften Greis zu. Die bloße Neugier hatte ihn in die Kirche getrie-

ben; denn lange schon wünschte er leidenschaftlich, einen Europäer zu sehen. Da die Thür halb geöffnet war, suchten seine Blicke mich allenthalben auf. Einer meiner Katechisten bemerkte ihn, und lud ihn höflich ein, in die Kirche einzutreten. Ich nahm ihn freundlich auf und ließ ihm Zeit, mich nach Lust anzusehen. Hierauf redete ich mit ihm über unsre Religion, und er hörte mir mit Aufmerksamkeit zu, und fand Gefallen an dem, was ich ihm sagte. Ich merkte bald, daß noch ein anderer Lehrer im Innern ihn unterrichtete. Am folgenden Tage kam er abermal zu mir, und am dritten Tage führte er mir Einen seiner Freunde zu, der so eben vom Lande zurückgekehrt war, und dem er, wie er sagte, Antheil an dem Schatze geben wollte, den er gefunden. Es war aber dieser Mann kaum in seinem Dorfe zurück, so ward er alsbald der Apostel desselben und lehrte seinen Landsleuten alle Glaubenswahrheiten, die er selbst erlernt hatte. Schon haben sich Mehrere aus ihnen zum Unterrichte bei mir gemeldet. — Hätte ich, unterbricht hier der Missionär sich selbst, doch nur um drei oder vier Katechisten mehr: wie viele Seelen würde ich dem Himmel gewinnen! — Mein guter Alter aber, fährt er hierauf fort, brachte mir einige Tage hernach einen ganzen Sack voll Götzenbilder; unter welchen einige vom Werthe waren; und die dann alle zerschlagen und ins Feuer geworfen wurden. Bald hernach taufte ich ihn nebst einigen Arbeitsleuten, die in seinem Hause arbeiteten, und

die er durch seine Belehrungen und sein Beispiel gewonnen hatte."

Es geschah aber auch sehr oft, daß Diejenigen, die zum Christenthum sich bekehrten, von ihren Familien verstoßen und verfolgt wurden. Ein Missionär führt hierüber folgendes Beispiel von einem jungen Manne an, der Buchhalter bei seinem Oheim, einem reichen Kaufmanne war, und eine schwere Probe bestand. Denn kaum hatte er die Taufe empfangen, so verjagte sein Oheim ihn aus dem Hause, und er hatte über ein Jahr mit dem äußersten Elende zu kämpfen. Einige falsche Freunde ertheilten ihm den Rath, den Glauben dem Anschein nach zu verläugnen, und in Geheim ein christliches Leben zu führen; weil dies der einzige Weg wäre, seine Stelle wieder zu erhalten. Er aber verwarf diesen Vorschlag mit Unwillen, begab sich lieber mit Weib und Kind auf ein armes Dorf, wo der Lebensunterhalt nur wenig kostete, und ergab sich, denselben zu verdienen, der Feldarbeit, deren er nicht gewohnt war. Endlich ward sein Oheim über sein Elend gerührt, und nahm ihn wieder in seinen Dienst. „Er gab mir, spricht der Missionär, alsbald Nachricht hierüber; ich aber ermahnte ihn, seinen Eifer zu mäßigen. Denn das Feuer, mit welchem er an den Werktagen die Wahrheiten der Religion predigte, versammelte alle Arbeitsleute rings um ihn, die ihre Arbeiten stehen ließen, um ihn anzuhören; dies aber war's vorzüglich, was die Ungnade seines Oheims ihm zugezogen hatte. Doch Gott segnete ihn seitdem so, daß er nun bald

im Stande seyn wird, Nothleidende, und vielleicht selbst Diejenigen zu unterstützen, die in seinem Elende ihm hilfreiche Hände reichten."

Wir schließen diese Nummer mit einem rührenden Beispiele der Nächstenliebe, durch welches die Gläubigen zu King-te-tsching sich auszeichneten, und das der Religion zur höchsten Ehre gereichte; den Ungläubigen aber große Verehrung für dieselbe einflößte. Die Pest verheerte jene ganze Landschaft; beinahe alle Familien waren von diesem schrecklichen Uebel heimgesucht. Das Traurigste aber dabei war, daß Jene, die einmal davon angesteckt waren, augenblicklich von ihren heidnischen Aeltern, Verwandten und Hausgenossen sich verlassen und ihrem ganzen Elende preisgegeben sahen. Hier nun zeigte sich die Macht der christlichen Liebe in ihrem schönsten Lichte. Denn die Gläubigen wurden vom innigsten Mitleid gegen diese Armen bewegt; und eilten, so vielen Unglücklichen die Hilfe zu reichen, die von ihren nächsten Blutsverwandten ihnen versagt wurde.

Man sah diese liebreichen Neugläubigen allenthalben in die Häuser eindringen, wo Pestkranke lagen; und ohne Furcht vor einem so ansteckenden Übel, ganze Familien forttragen, um sie in ihren eigenen Wohnungen zu unterbringen. Dort erwiesen sie ihnen die niedrigsten Dienste; und ergossen, indeß sie das Uebel ihrer Körper durch Arzeneien und freundliche Pflege milderten, zugleich die Wahrheiten des Heiles in ihre Seelen. „Gottes Güte, spricht der Missionär, der diese rührenden Züge in seinem Schreiben

anführt, wollte, wie es scheint, eine so außerordentliche Nächstenliebe belohnen; denn als ich diese Kirche besuchte, erfuhr ich, Niemand aus Allen, für welche die Christen Sorge getragen, sei an dieser Krankheit gestorben; was die Heiden als ein Wunder betrachteten; und was auch mehrere aus ihnen bewog, mich zu bitten, daß ich sie unterrichten, und zur Gnade der Taufe vorbereiten möchte."

Es sind aber diese Beispiele nicht etwa die einzigen; denn voll solcher Züge sind alle einzelnen Missionsberichte. Wo immer der heilige Glaube Wurzel greift, wandelt er die Herzen um, bildet rohe Menschen zu gesitteten, und bringt Früchte der Heiligkeit, der Nächstenliebe und übernatürlicher Tugenden hervor.

XVII.

Ankunft europäischer Bischöfe und Missionäre. Dienste, welche die Jesuiten ihnen erweisen.

Aber nicht nur in den Provinzen, auch in der Hauptstadt des Reiches verbreitete sich das Reich Gottes täglich in schönerem Glanze. Offenbar wirkte zu dem herrlichen Flor, in welchem diese Kirche heranblühte, die hohe Achtung, die der Kaiser bei jeder Gelegenheit gegen die christliche Religion äußerte; deren Vortrefflichkeit er einsah; und die er mehr ehrte und liebte als er es zeigen durfte. Ueberhaupt war dieser scharfsichtige Monarch über die kleinlichen Vorurtheile der Chinesen erhaben; die europäischen

Wissenschaften und Künste, so wie die reinen Sitten und die so oft erprobte zarte Gewissenhaftigkeit der Väter hatte ihm Achtung vor den Europäern eingeflößt; und ihn zu dem Entschlusse bewogen, die Seehäfen des Reiches ihnen zu gegenseitigem Handel mit den Chinesen zu eröffnen. Das große Genie dieses Fürsten erkannte nämlich die bedeutenden Vortheile, die aus den Handelsverbindungen mit Europa für den Wohlstand und die Bildung seines Reiches hervorgehen würden; ja es scheint als habe er damals schon eingesehen, was keiner seiner Nachfolger weder einsehen noch glauben wollte, nämlich, es werde früher oder später die Zeit erscheinen, wo die geistige Ueberlegenheit der Europäer sich mit Gewalt eine Bahn zu diesem Handel brechen würde.

Es hatte aber diese Erlaubniß, die nun der Handelswelt ertheilt ward, die chinesischen Häfen zu besuchen, auch eine höchst wichtige Folge für das Christenthum. Denn da sie eine so günstige Gelegenheit für die Verbreitung desselben darbot, benützten solche Missionäre aus verschiedenen Ländern und geistlichen Orden, um dadurch nach China zu kommen. War auch die christliche Religion schon seit langen Jahren in diesem Reiche geduldet, so ward es nichts desto minder den Missionären oft beinahe unmöglich, dahin zu kommen, um ihr apostolisches Amt zu üben; weil der einzige Weg, der ihnen offen stand, über Macao führte; welche Stadt die Portugiesen seit mehr als einem Jahrhunderte im Besitze hatten; diese aber den Durchzug ihnen nur höchst

ungern gestatteten. Vielmehr betrugen sie sich auf sehr gehässige Weise, und wiesen die Missionäre meist zurück; ja sie hatten vor noch nicht langer Zeit einen Abgeordneten, der den Vätern der Missionen ihre Jahrgelder aus Europa bringen sollte, nach Goa in Indien abführen lassen; was diese guten Väter in große Noth und Verlegenheit brachte.

Da die Jesuiten beinahe allein in diesem unermeßlichen Reiche mit den Missionsarbeiten beschäftiget waren, und so oft nach tüchtigen Mitarbeitern geseufzt hatten, erfreuten sie sich herzlich über die Ankunft so zahlreicher apostolischer Männer; nahmen sie mit Freuden auf, gingen ihnen an die Hand, halfen ihnen ihre Niederlassungen gründen, und wirkten durch ihre Vermittlung sehr oft dahin, den Verfolgungen, muthwilligen Plackereien und Gelderpressungen eigennütziger und böswilliger Mandarinen Einhalt zu thun. Die Ersten, die ihre Hilfe in Anspruch nahmen, waren die Väter des Franciscaner-Ordens von Manilla, die zu Nang-kin sich niederlassen wollten; und mit welchen der Bischof von Argolis, der ihres Ordens war, seine Bitten vereinte, daß die Missionäre der Gesellschaft Jesu für diese Sache sich verwenden möchten; die denn auch durch ihre Empfehlungsschreiben an den Vicekönig glücklich zu Stande kam.

Mit gleich thätiger Liebe verwendeten sie sich auch, den Vätern des Dominicaner-Ordens den Frieden zu erwirken, die seit längerer Zeit wegen ihrer Kirche zu Vu-tscheu in der Provinz Guam-si

verfolgt wurden; welche man ihnen hinweg nehmen wollte. Nicht minder förderten sie die Niederlassungen der Priester von der Congregation der auswärtigen Missionen auf alle mögliche Weise. Ja es war kaum weder ein Missionsbischof noch ein Missionär, der nach China kam, und nicht sogleich an diese Väter sich wendete; da man allgemein wußte, daß sie, die seit so langen Jahren in diesem Reiche arbeiteten, die Sprache und die Sitten des Landes am besten kannten, durch ihre gelehrten Arbeiten bei Hofe in Ansehen standen, und überdies die eifrige Liebe bekannt war, mit welcher sie die getreuen Bemühungen aller apostolischen Arbeiter nach Kräften unterstützten, die an der Verbreitung des Reiches Jesu Christi wirkten.

Ganz besonders aber hatten sie Gelegenheit, ihren thätigen Liebeseifer zu zeigen, als i. J. 1699 der Papst Bischöfe und apostolische Vicare für jede Provinz in China ernannt hatte. Bei weitem die meisten dieser Prälaten wendeten sich an sie, und stellten ihnen ihre Verpflichtung vor, dem heiligen Stuhle zu gehorchen; so wie nicht minder die unüberwindlichen Hindernisse, die in ihren betreffenden Provinzen ihrer harreten, wo weder Christen, noch Kirchen, noch Missionäre sich befanden; und wo es, ohne besondere Empfehlungen des Hofes, ihnen durchaus unmöglich wäre, irgend zu wirken. Dieser Stand der Dinge war indessen höchst mißlich; es war keine leichte Unternehmung, an so vielen und so verschiedenen Orten sich niederzulassen. Denn in einem Reiche wie

China, wo Mißtrauen und Argwohn gleichsam die Seele der Regierung sind, stand allerdings zu befürchten, daß so viele neue Niederlassungen Aufsehen erregten, die man so urplötzlich und zwar in Provinzen gründete, wo man nicht gewohnt war Europäer zu sehen. Weil jedoch der heilige Stuhl gesprochen hatte, erachteten die Väter, sie sollten Alles aufbieten, was irgend in ihrer Möglichkeit liege; und es sei die Zeit erschienen, wo das Licht des Evangeliums ganz China erleuchten würde.

P. Gerbillon, Superior der französischen Missionen, unternahm es also, diese sehr schwierige Aufgabe zu lösen; und begann bei dem neuernannten Bischof von Peking, dem man große Hindernisse legte, in den Besitz eines Hauses sich zu setzen, das er zu Lien-tin, zwischen den Gränzen von Petsche-li und Canton gekauft hatte, wo er seine Residenz halten wollte. Nur nach vielfältigen Bemühungen gelang es diesem Vater, den Vicekönig dieser beiden Provinzen dahin zu bewegen, daß er endlich den Prälaten unter seinen Schutz nahm, und die kleinen Mandarinen zur Ruhe verwies, die seiner Niederlassung sich widersetzten. Der Prälat dankte ihm in den rührendsten Ausdrücken für seine Vermittlung in dieser Angelegenheit; und ließ ihm auch durch seinen Großvicar schreiben, der in seinem Briefe also sich ausdrückt: „Ich sage Ihnen tausendfältigen Dank, geliebter Vater, sowohl im Namen des hochwürdigsten Herrn Bischofs als in dem meinigen, für Alles was Sie für uns gethan haben. Ich

bitte Sie nur um das Einzige, daß Sie mir eine Gelegenheit verschaffen, meine Dankbarkeit Ihnen zu bezeigen, und vor Allen zu bekennen, welche große Verpflichtungen wir gegen Sie haben. Lange schon, sehr geliebter Vater, kenne ich Sie dem Rufe nach. Noch bevor ich nach China kam, hatte ich von Ihrer großen Nächstenliebe gehört, welche allen Missionären ohne Ansehen der Personen, mit Freuden dient. Wer wäre jetzt nicht davon überzeugt? Selbst Ihre Widersacher müssen Ihnen dessen Zeugniß geben, und Sie dafür hochachten." Beinahe in denselben Ausdrücken dankte ihm der Bischof von St. Rosalia, dem er Einlaß in sein Bisthum in der Provinz Su-tschuen erwirkt hatte. Der apostolische Vicar der Provinz Tsche-kiam aber schrieb also an ihn: „Ich sowohl als alle andern Missionäre haben große Ursache Ihnen zu danken, daß Sie in allen Verlegenheiten uns beistehen, in welchen wir unter so vielen Ungläubigen uns befinden; und, gleich einem zweiten Joseph, die Huld, die Gott bei dem Kaiser Ihnen verleiht, zum Nutzen dieser Missionen und ihrer Diener verwenden;" u. d. Ü. Voll solcher Ausdrücke sind auch die Schreiben der übrigen Bischöfe, welchen die Väter mit großem Eifer und nicht geringen Aufopferungen dienten.

Gleichwie man jedoch in Europa böswillig ausgesprengt hatte, die Jesuiten hätten in Paraguay ein eigenes Königreich für sich gestiftet, also verbreiteten ihre Gegner auch nun allgemein in Europa, die Jesuiten seien entrüstet gewesen, als so viele

fremde Missionäre nach China gekommen; da sie allein die geistliche Herrschaft über dies Reich hätten behaupten wollen. Man hatte in ganz Paris ausposaunt, die Jesuiten hätten fünf Kirchen niedergerissen, die dem Bischof von St. Rosalia angehörten; und hätten diesen, sowohl durch seine Geburt als durch seine Verdienste ausgezeichneten Prälaten schrecklich mißhandeln lassen.

Diese Nachricht erfüllte, als sie nach China kam, alle Missionäre mit gerechtem Unwillen. Der apostolische Vicar von Schen-si schrieb darüber an P. Fontenay: „Herr, mein Gott, was für eine entsetzliche Lüge ist doch diese Nachricht, Herr von Lyonne sei zu Niem-tscheu geschlagen und mißhandelt, und fünf seiner Kirchen seien auf Befehl der Mandarinen niedergerissen worden! Ich glaubte Anfangs, es sei von Fünfkirchen in Ungarn die Rede. Seien wir nur bedacht, geliebter Vater, unsres Berufes uns würdig zu machen; dann werden Lügen, Betrügereien und Verleumdungen, durch die man unsern guten Ruf zu verdunkeln sucht, nur dahin wirken, daß unsre Ehre in um so schönerm Lichte erscheine.

Doch ungeachtet dieses und ähnlicher Trostschreiben, deren sogar die Congregation der Propaganda in Rom an sie erließ, worin sie für ihre eigenen rastlosen Arbeiten und für die Unterstützung so vieler Missionäre ihnen dankte, empfanden die Väter diese Verleumdungen sehr tief. P. Fontenay schrieb darüber an einen Obern seines Ordens: „Man

muß wahrhaftig glauben, wir seien gänzlich ehr- und gewissenlos, um derlei Dinge uns anzudichten. Würden wir nicht den Fluch Gottes auf uns und unsre Arbeiten herabziehen, wenn wir Männer, die so großen Eifer und eine so reine Absicht haben, in ihrem apostolischen Dienste stören wollten? oder könnten wir je hoffen, daß wir allein genügen, ganz China zu bekehren? Davon sind wir gewiß sehr weit entfernt. Je mehr Mitarbeiter wir also ankommen sehen, um so größer ist unser Trost und unsre Freude. Gern möchten wir, wie der heilige Franz Xavier, an alle Universitäten Europa's schreiben, eifrige Männer zu ermahnen, daß sie uns zu Hilfe kommen. Dies sind, Gott weiß es, unsre Gesinnungen; und wir dürfen getrost sagen, daß unsre Handlungen niemals damit im Widerspruch standen."

„Ist es aber, fährt der nämliche Missionär an einer andern Stelle dieses Schreibens fort, ein großer Trost für uns, daß Missionäre aus allen Orden und aus allen Nationen, die in dieser mühevollen Mission mit uns arbeiten, uns Gerechtigkeit widerfahren lassen, so erhalten wir, ich versichere Sie, die Empfehlungen, die man von uns verlangt, nicht ohne große Mühe und nicht ohne große Unkosten; zumal wenn wir genöthiget sind, desfalls an die ersten Minister, an die Präsidenten der Gerichtshöfe und an die angesehensten Herren des Hofes uns zu wenden. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur mit dem Ceremoniel dieses Landes bekannt seyn; denn nicht nur muß man lange Zeit den günstigen Augenblick

abpassen, und sehr behutsam seyn, um nicht lästig zu werden; sondern man darf auch niemals vor einer hohen Person erscheinen, um eine Gnade zu bitten, ohne ihr ein Geschenk mitzubringen. Dies ist hier eine allgemeine Sitte, von welcher Fremde, wie wir, sich nicht freisprechen dürfen."

„Ueberdies haben wir auch keine Gemeinschaft mit den Großen des Reiches. Denn, wenn wir uns nach Hofe begeben, werden wir in ein Gemach verschlossen, das zwar an die Wohnzimmer des Kaisers gränzt; was als eine besondere Ehre und als ein Beweis eines großen Vertrauens betrachet wird; doch ist dies Gemach sehr weit von dem Saale entfernt, wo die Großen des Reiches sich versammeln. Wir können nur mit einigen Verschnittenen, oder mit Kammerherren sprechen. In diesem Gemache aber bringen wir den ganzen Tag zu; wir verlassen dasselbe meist erst in der späten Nacht, müde und von Arbeit erschöpft. Gewiß würde es uns sehr schwer fallen, ein so mühsames und dem Geiste der Missionäre so wenig entsprechendes Leben zu führen, wenn nicht Gottes größere Ehre uns dazu verpflichtete. Aber der leichte Zutritt, den wir dadurch zu dem Kaiser haben, und welcher unsrer heiligen Religion großes Ansehen gibt, und dahin wirkt, daß die Mandarinen die Missionäre ehren und beschützen, entschädigt uns für alle unsre Mühsale."

Alle wahren Diener Gottes in Europa, welchen das Wohl der Kirche und das Heil der Seelen am Herzen lag, priesen mit freudigem Herzen die göttli=

che Vorsehung, die eine so große Anzahl evangelischer Arbeiter in dies unermeßliche Reich berufen hatte; denn allgemein war nun die Hoffnung, diese so zahlreichen Völkerschaften würden endlich nach so langen Jahrhunderten die Finsternisse des Heidenthums verlassen, und zu dem Herrn ihrem Gott sich bekehren, und der reichsten Segnungen des Christenthums theilhaft werden. Es ertönten auch die Worte des Heiles in allen Provinzen China's; und es waren der auserwählten Verkündiger nicht wenige, die mit wahrhaft apostolischem Eifer arbeiteten und vielfältige Bekehrungen erwirkten. Aber die erfreuliche Hoffnung für die gänzliche Bekehrung dieses Reiches ward nicht erfüllt; vielmehr ward der schöne Tag, der durch das Licht des Evangeliums zu leuchten begonnen hatte, mitten in seinem Laufe verdunkelt; die Zwietracht warf einen Zankapfel unter die Arbeiter; es erhoben sich Streitigkeiten, die, wenn auch das Werk Gottes nicht gänzlich zerstörten, doch die Verbreitung desselben hemmten, und jedes christliche Gemüth mit Traurigkeit erfüllten. Diese Streitigkeiten ergingen über die chinesischen Gebräuche; worüber die Meinungen sich theilten. Einige Missionäre und Missionsbischöfe hielten solche für zuläßig; andere dagegen verdammten sie als abgöttisch und abergläubig. Da dieser Gegenstand so großes Aufsehen erregte; von so wesentlichen Folgen für die chinesischen Missionen war; und ganz eigentlich zu dieser Geschichte gehört, müssen wir denselben etwas weiter ausholen.

XVIII.

Chinesische Gebräuche.

Schon der ehrwürdige Vater Ricci, der erste Gründer der chinesischen Missionen, hatte bei Einführung des Christenthums in China Gebräuche sorgfältig von Gebräuchen unterschieden, und der Nationalsitte so sehr nur möglich geschont, um das Mißtrauen dieser, gegen alles Fremde ohnehin so mißtrauischen Nation nicht noch mehr zu erhöhen und sie gänzlich zurückzuschrecken. Was aber dieser so heilige als einsichtsvolle Missionär eingeführt hatte, das beobachteten seit jener Zeit seine Nachfolger in dem apostolischen Amte; und zwar thaten sie dies mit Genehmigung des heiligen Stuhles; bei welchem sie von jeher in zweifelhaften Fällen sich anfragten. Daß übrigens sowohl unter den religiösen als unter den bürgerlichen Gebräuchen und Ceremonien der Chinesen viele wirklich der Abgötterei und dem Aberglauben angehören, dies ist außer allem Zweifel.

Zu den ersten dieser Gebräuche gehören die blutigen Thieropfer, die der Kaiser selbst zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche in dem sogenannten Tempel des Himmels, am folgenden Tage aber in dem Tempel der Erde darbringt. Nicht minder auch schlachtet er er an gewissen Tagen einen Ochsen, den er seinen Ahnen opfert. Dies Opfer ist, wie der gelehrte Bergier erachtet, das Einzige, das noch von den öffentlichen Religionsübungen aus den Zeiten der Patriar-

chen erübrigt; wiewohl dasselbe mit einem Aberglauben vereint ist, den die Patriarchen nicht kannten. Denn die Reinheit des Urglaubens besteht nur noch in ihren alten Büchern, die Uebung desselben aber ging in China schon seit vielen Jahrhunderten verloren. Schon Confucius klagte über seine Verfälschung; wiewohl er selbst nicht wenig beitrug, denselben noch mehr zu verderben, da er in dem Buche Chu-knig eine Menge Geister einführt, die gleich eben so vielen Göttern sind, welche nicht minder durch Opfer verehrt werden.

Es wird auch weder in diesem Buche noch in den übrigen sogenannten canonischen Büchern der Chinesen irgend gesagt, daß der Tien oder Changti, unter welchem der höchste Gott verstanden wird, der Erste sei, der die übrigen erschaffen habe, und daß Er ihre Macht ihnen ertheile; vielmehr lesen wir von dem Geiste der Erde: „Der Geist, welcher der Erde vorsteht, gibt ihr die bewunderungswürdige Fruchtbarkeit, von welcher wir in unsern Himmelsgegenden Zeugen sind.“ Somit also wird dem Geiste der Erde geopfert; und wir finden hier den Opferdienst, welchen andere heidnische Völker der Rhea, der Cybele und der Ceres erwiesen.

Eben so feierlich ist das Opfer, das die Gelehrten dem Confucius darbringen; und wobei Schweine und Ziegen geschlachtet werden. Von der nämlichen Art ist auch die Verehrung der Voräkltern, die zu den vorzüglichsten chinesischen Gebräuchen gehört. Denn die Worte, welcher bei dieser Ceremonie an sie gerichtet,

die Gaben, die ihnen dargebracht werden, das Fleisch des Opferthieres, das von Denjenigen verzehrt wird, die derselben beiwohnen, dies Alles beweist ein Opfer im strengsten Sinne des Wortes. Es gibt weder in dem griechischen noch in dem römischen Götzendienste irgend eine Ceremonie, die deutlicher als ein Opfer bezeichnet wäre; es ist der ganz eigentliche Dienst der Manen. Diese Opfer aber werden nicht nur regelmäßig an den Nachtgleichen und an den Vollmonden dargebracht; sondern sie sind wesentlich bei den Ehen; und sie betrachten die Unfruchtbarkeit als eine Art Verbrechen; weil durch ein unfruchtbares Weib die Ahnen Niemand erhalten, der ihnen Opfer brächte, und sie daher eines Tributes entbehren müssen, der bei dieser Nation als heilig gilt. Nicht minder werden bei dem Brautmahle — und eben so bei allen feierlichen Gastmahlen — den Geistern Trankopfer ergossen. Von gleicher Art sind auch ihre Todtenopfer.

Es ist auch sehr begreiflich, daß die Annahme so verschiedener, von dem allerhöchsten Gott unabhängigen Geister nothwendig zu dem Götzendienst führen mußte. Denn, da die Chinesen, wenigstens die ungelehrten, gleich den übrigen Heiden voraussetzten, Gott überlasse die Weltregierung den Geistern, war es natürlich, daß sie lieber an die letzten, als an den allerhöchsten Gott sich wendeten; dies aber war's, was den Urgottesdienst bei den meisten Völkern verdrängte.

Der Glaube an diese Geister und an die verstorbenen Voreltern flößte den Chinesen ein albernes Vertrauen auf Träume, Vorbedeutungen, Weissagungen Wahrsagerei und Zauberei ein. Gewiß gibt es kein leichtgläubigeres, abergläubigeres und furchtsameres Volk unter der Sonne. Ihr Aberglaube wird auch selbst durch ihre Bücher unterstützt. In dem Buche Chu = knig z. B. nehmen bei wichtigen Angelegenheiten die Fürsten ihre Zuflucht zur Beobachtung der Schildkröte und zu andern Wahrsagereien; ja die Vorbedeutungsloose, die aus dem Y = knig gezogen werden, sind nicht nur bei dem Volke, sondern selbst bei den Gelehrten in täglichem Gebrauche. Es sind sogar Mandarinen bestellt, gute und böse Tage vorher zu bestimmen. Zu allen diesen abgöttischen und abergläubigen Gebräuchen kommen nun auch noch die beiden Sekten des Fo und des Lama, die aus Indien und aus der Tartarei nach China gebracht wurden; und welche beide ausgeübt werden, und einander unabläßig bestreiten und gegenseitig beunruhigen; beide aber durch giftige Dünste gottloser Irrlehren eine geistige Finsterniß verbreiten, die mit den übrigen götzenthümlichen Gebräuchen fürwahr eine Finsterniß und ein Schatten des Todes ist.

Von dieser dunklen Nacht war ganz China bedeckt, als die ersten Boten des Evangeliums erschienen. Nur die allmächtige Gnade Christi konnte Licht in dies finstere Chaos bringen und Diejenigen erleuchten, die in diesen Todesschatten saßen. Es mußten aber, um mit dieser Gnade zu wirken, diese

apostolischen Männer, gleich ihrem Vorbilde, dem großen Weltapostel, Allen Alles werden, um Alle Christo zu gewinnen. Bücken mußten sie sich zu Denjenigen, die am Boden lagen, um sie von der Erde aufzurichten; und ihren Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen sich anbequemen, so sehr es nur ohne Abgötterei und Aberglauben geschehen konnte, um so allmälig Eingang in ihr Herz zu finden, und das Licht in ihrem Innern leuchten zu lassen. Es hielt auch eben nicht sehr schwer, vernünftige Gemüther von der Albernheit des Götzendienstes zu überzeugen, und, waren sie einmal durch die Gnade erleuchtet, von den gotteslästerlichen Opfern abzuhalten. Doch nicht eben so leicht wars, allen Sitten und Gewohnheiten der Nation sie zu entreißen; weil sonst der neue Bau, den sie errichten wollten, noch früher eingestürzt wäre als er fest stand; und die Verfolgung begonnen hätte, ehe noch eine christliche Gemeinde gebildet war; da man die ersten Katechumenen schon als Feinde der öffentlichen Ordnung verfolgt hätte.

Es sonderten also die Väter in großer Weisheit das Erlaubte von dem Verbotenen, hielten ihre neuen Christen von allen abergläubigen Ceremonien zurück, gestatteten ihnen jedoch dem Andenken sowohl des Confucius als ihrer Voraltern eine bürgerliche Ehre zu erzeigen; wie ja selbst auch mitten im Christenthum großen und wohlverdienten Männern Standbilder errichtet, und vor denselben wohl auch Blumen gestreut, und Musik und Gesänge abgehalten werden; ohne

daß man dadurch beabsichtigte, ihrem Andenken eine andere als eine bürgerliche Ehre zu erzeigen. Auf diesem Wege aber, den die ersten Väter der Gesellschaft Jesu gebahnt hatten, wandelten auch ihre Nachfolger; und zwar, wie wir gesehen haben, mit großem Segen; da sie sehr zahlreiche christliche Gemeinden bildeten. Alexander VII. selbst auch, dem sie hierüber Bericht ertheilten, war vollkommen mit ihrer Art und Weise einverstanden.

Nicht Wenige der Missionäre aus anderen Orden ahmten auf diese Weise den Jesuiten nach; und die Eintracht bestand einige Jahre hindurch. Allmälig jedoch entspann sich eine Art Ereiferung, die vielleicht zum Theil durch das Ansehen hervorgerufen ward, in welchem diese Väter bei dem Hofe des Kaisers standen. Einige Missionäre fingen an, es übel zu deuten, daß sie bei der Tauf des Frauengeschlechtes manche der kirchlichen Ceremonien unterließen; und nannten dies eine Keuschheit, die das Sacrament der Taufe verunehre. Wahrscheinlich kannten diese, mit den Sitten der Chinesen minder vertrauten Glaubensprediger die argwöhnische Gemüthsart dieser Nation und die äußerste Behutsamkeit in dem Verfahreu mit diesem Geschlechte noch nicht zur Genüge; ja vielleicht auch wußten sie nicht, daß die Jesuiten mit Vorwissen des heiligen Stuhles diese Ceremonien hinwegließen, die zur Wesenheit des Sacramentes nicht unumgänglich erforderlich sind. Wir werden in der Folge sehen, welches schwere Unheil die Unvorsichtigkeit einiger Väter aus dem Dominikaner-Orden auf alle Missionen herabzog, welche diese zarte Gränz-

linie überschritten, und glaubten eine größere Freiheit zulassen zu dürfen.

Andere rechneten es den Jesuiten als eine Art Gotteslästerung an, daß sie den Ausdruck Tien gestatteten, um den Namen des wahren Gottes zu bezeichnen; da dieser Ausdruck eigentlich den Himmel bedeutet. Doch abgesehen davon, daß dieser Ausdruck allgemein ist, wendet wohl jede Sprache, ja es wenden sogar die heiligen Schriftsteller den Namen Himmel sehr oft als einen bildlichen Ausdruck an, den Herrn und Schöpfer des Himmels und der Erde zu bezeichnen. Um so weniger darf man bei der chinesischen Sprache über diese Anwendung sich wundern, da sie bildlicher und reicher an Metaphern ist als jede andere. Also spricht der Kaiser bei Gelegenheit eines Opferfestes: „Es ist zwischen dem Tien und dem Menschen eine Beziehung, ein bestimmtes, unfehlbares Wechselverhältniß hinsichtlich der Belohnungen und der Strafen.... Ist das Herz des Menschen verderbt, dann löst sich die schöne Einigkeit die zwischen dem Tien und dem Menschen bestehen soll, und es überströmen uns Widerwärtigkeiten und Drangsale.... Ich bin beflissen, dem Tien Merkmahle meiner Rechtschaffenheit und Frömmigkeit zu geben; in der Hoffnung, durch ein wohlgeordnetes Leben dahin zu wirken, daß der Tien seinen Willen ändere, uns zu strafen." Um aber ganz deutlich zu bezeichnen, daß er kein Götzenanbeter sei, und unter dem Tien den wahren Gott verstehe, spricht er abermal: „Was will man damit, daß man euch

sagt, ihr sollet zu den Geistern flehen und sie anrufen? Höchstens will man dadurch ihre Vermittlung zu Hilfe nehmen, damit sie dem Tien die Aufrichtigkeit und den Eifer unsres frommen Verlangens darbringen." Ueberdies spricht auch wohl jeder katholische Prediger: Erheben wir unsre Augen zum Himmel! oder rufen wir den Beistand des Himmels an! Und in der heiligen Schrift spricht der tapfere Machabäer Judas: *) „Wie es dem Himmel gefällig ist, also soll es geschehen!" und eben so spricht jener edle Jüngling, im Begriff den Martertod zu erleiden, von den Gliedern seines Körpers: **) Ich habe diese Glieder vom Himmel bekommen. ***) Mit noch weit größerer Ereiferung erhob sich eine Partei gegen die Jesuiten wegen der Ehrenbezeigungen, die sie den Gläubigen ihrer Missionen gestatteten, dem Confucius und ihren verstorbenen Voraltern zu erweisen. Ihre Gegner beschuldigten sie, sie beschützten die Abgötterei und gotteslästerlichen Aberglauben. Der Streit fing an heftig zu werden; die Gläubigen erschracken; die Ungläubigen aber sagten mit Erbitterung, die Euro-

---

*) Mach. 3. 60.

**) Mach. 7. 11.

***) Nichts desto weniger erwirkten die Gegner, wiewohl erst späterhin, daß mehrere Verhandlungen auch über diese Sache abgehalten wurden; in Folge welcher Benedict XIV. in der Bulle Ex quo singulari befahl, den Namen Gottes bei den Chinesen durch Tien-chu (Herr des Himmels) auszudrücken; und eben so auch die Aufschrift King-Tien verbot.

päer wollten den Chinesen die Landesgebräuche verbieten. P. Fonteney, erzählt hierüber von einem Jünglinge, der in der Gesellschaft mehrerer anderer junger Christen ihn nach Canton begleitete, das Folgende.

„Dieser gutmüthige Jüngling hatte die trefflichsten Anlagen; er kannte die heiligen Glaubenslehren genau, und wußte sogar die Gebete. Drängte ich ihn aber, und setzte ihm die Gründe auseinander, warum er sich bekehren sollte, so gab er mir zwar recht; ließ es aber dabei bewenden. Zuweilen antwortete er auch: Was würden meine Verwandten dazu sagen? Niemand aus ihnen ist ein Christ; und ich sollte der Erste seyn? Dazu kann ich mich nicht entschließen! — Aber, sprach ich zu ihm: Wenn der Kaiser dich zum Mandarin ernännte, würdest du diese Würde abweisen, weil bis jetzt noch Keiner deiner Verwandten ein Mandarin war? Wäre es nicht vielmehr eine große Ehre für dich, der erste Mandarin deines Hauses zu seyn? und würden deine Verwandten dich darum nicht um so höher achten? Der Fall ist hier ganz ähnlich; du wärest der erste Christ deines Hauses, und folgten deine Verwandten deinem Beispiele, so wärest du die Ursache ihres Heiles. Was könntest du je Besseres thun? Ist dies nicht eine große Gnade Gottes? — Doch ich vermochte nichts über ihn, und ich merkte, daß er seine eigentlichen Gesinnungen vor mir verheimlichte."

„Ich wendete mich also an einen Katechisten, und sagte ihm, er möchte auf kluge Weise zu erfah-

ren suchen, was ihn zurück halte. Denn die Chinesen haben nichts Heimliches vor einander, und theilen einander leicht ihren Kummer, und sogar ihre geheimsten Gedanken mit. Es gestand ihm also der Jüngling, seine Verwandten verehrten oftmals ihre Voraltern nach dem chinesischen Ceremoniel. Begehe ich aber diese Ceremonie nicht mit ihnen, sprach er, so jagen sie mich aus dem Hause, oder verklagen mich vielleicht gar bei den Mandarinen als einen Menschen, der weder Achtung noch Dankbarkeit gegen seine Aeltern hat. Dies ist der einzige Grund, der mich abhält, ein Christ zu werden."

„Aber wer hat dir denn gesagt, gab der Katechist ihm zur Antwort, daß du als Christ dieser Ceremonie nicht beiwohnen darfst? Auch ich bin durch Gottes Gnade ein Christ; und ich wohne derselben bei, so oft ich dazu verpflichtet werde. Die christliche Religion verbietet uns nur, von unsern verstorbenen Voraltern Gnaden zu begehren oder zu erwarten; oder zu glauben, daß sie derselben uns erweisen können; oder daß sie dahin kommen, unsre Bitten zu erhören oder unsre Geschenke anzunehmen. Auch verbietet sie uns, gemünztes Papier zu verbrennen, und den Wein, den wir ihnen anbieten, als Trankopfer auszugießen; doch verbietet sie uns keineswegs, die Wohlthat der Geburt und der Erziehung zu erkennen, die wir von ihnen empfingen; noch ihnen zu danken; noch vor den Tafeln, auf welchen ihre Namen geschrieben stehen, uns bis zur Erde zu beugen und unsre Habe ihnen anzubieten. -- O, antwortete

Jener hierauf, wenn das der Fall ist, wenn ich vor den Namen meiner Aeltern und Vorältern meine Verbeugungen machen darf, dann ist jedes Hinderniß gehoben, und ich werde sogleich ein Christ."

„Zwei Tage hernach brachte der Katechist ihn zu mir und sagte mir dies. Er aber bat mich um Verzeihung, daß er der Gnade Gottes so lange widerstanden, bat mich auch um die Taufe, und versicherte mich, weder er noch seine Verwandten erwarteten irgend etwas von ihren Vorältern, wenn sie nach der gewöhnlichen Sitte sie verehrten. Da also der junge Mann den Glauben hatte und, wie Alexander VII. es forderte, frei von abergläubigen Gesinnungen war, nahm ich keinen Anstand ihn zu taufen; und er führt seitdem ein sehr christliches Leben."

Unterdessen hatten die Bischöfe von Conon*) und von St. Rosalia die Jesuiten zu Rom förmlich angeklagt. Vergeblich hatten die Bischöfe von Nankin, von Macao und von St. Andreas (Andreville), welche ihre Ansichten keineswegs theilten, es versucht, mit ihnen sich zu verständigen. Diese letztern Prälaten erachteten nämlich, die chinesischen Ceremo-

---

*) Herr Carl Maigrot. Dieser Bischof, dem es, wie wir bald sehen werden, sehr übel erging, und für den die Jesuiten vergeblich bei dem Kaiser Cang-hi sich verwendeten, war der eigentliche Urheber dieses schweren Ungewitters und der Hauptankläger der Jesuiten bei dem heiligen Stuhle, wo er sie als Beförderer des Aberglaubens und der Abgötterei angab.

nien könnten ganz füglich mit den Modificationen bestehen, unter welchen der vorerwähnte Papst solche erlaubte hatte. Sie wurden aber nicht wenig betroffen als sie erfuhren was geschehen war; denn sie fürchteten ein schweres Ungewitter, und vielleicht den gänzlichen Untergang sämmtlicher Missionen. Darum also hielten sie sich im Gewissen verpflichtet, alsbald selbst auch eigene Abgeordnete nach Rom zu senden, den Papst und die Congregation des heiligen Officiums, welche diese Angelegenheit zu untersuchen hatte, aufs genaueste von Allem zu unterrichten. Es wurden daher die beiden Väter P. Franz Noel, einer der ältesten Missionäre, und P. Caspar Kastner, ein deutscher Jesuit, aus ihren Missionen abgerufen und in diesem Auftrage nach Rom gesandt; denn beide besaßen die Sprache des Landes vollkommen; und waren auch mit allen Gewohnheiten und Gebräuchen desselben vertraut.

Es erstaunten aber auch die Gläubigen selbst nicht wenig, als sie erfuhren, man betrachte sie als Götzendiener. Zu Cho-tscheu versammelten sich die angesehensten Christen, und verfaßten eine Schrift, die sie übersetzen ließen, an den heiligen Vater, worin sie über diese Beschuldigung klagten; und mit derselben übersandten sie ihm zugleich authentische Beweise von der Reinheit ihres Glaubens und von der Schuldlosigkeit der Ceremonien, die sie glaubten, mit gutem Gewissen und ohne Aberglauben beobachten zu können. Alles zagte und harrte mit langer Ungeduld, welchen Ausgang diese Angelegenheit nehmen würde, die allenthalben großes Aufsehen erregte.

Die Sache aber ward zu Rom mit aller Sorgfalt geprüft; es wurden sehr viele Sitzungen darüber gehalten, und von beiden Seiten lange gestritten. Offenbar sah der heilige Stuhl diese Streitsache sehr ungern; denn aus dem Dekret, das Innocenz XI. erließ, wird gleichsam ersichtlich, daß dieser Papst von den Parteien war nothgedrungen worden, ein Urtheil zu sprechen; und daß die Gegner der Jesuiten diese Väter in das Verdammungsurtheil mitverflochten hätten, wenn er ihrer Zudringlichkeit nachgegeben hätte. Denn denkwürdig sind die Worte dieses Dekretes, wodurch die chinesischen Gebräuche als abergläubig verboten wurden. „Nicht zu tadeln sind die Missionäre, spricht der Papst, welche bisher für gut fanden... anders zu handeln, da es nicht zu wundern ist, daß — weil über solchen Gegenstand, der während so vieler Jahre erörtert war, je nachdem die verschiedenen Umstände desselben dem apostolischen Stuhle dargelegt wurden, früher von demselben Stuhle verschiedene Antworten ergingen, — nicht alle in der nämlichen Meinung übereinstimmten." *)

---

*) Culpandos non esse illos Missionarios, qui aliam praxim ... sequi hactenus duxerunt, cum mirum videri non debeat, quod in ejusmodi materia, per tot annos discussa, et in qua juxta diversas Apostolicae Sedi expositas circumstantias diversa itidem antehac emanarunt ejusdem sedis responsa, concordes omnes non fuerint in eadem sententia.

Waren aber die Missionäre nicht zu tadeln, so hatten sie weder Abgötterei noch Aberglauben gelehrt noch gestattet; denn sehr zu tadeln wären sie allerdings gewesen, wenn sie dies sich hätten zu Schulden kommen lassen. War aber dies nicht der Fall, sehr dringend mußten dann gewiß die Gründe seyn, welche Clemens XI. bewogen, diese Entscheidung zu erlassen. Dies Dekret ward i. J. 1704 durch einen eigenen Legaten, den nachmaligen Cardinal Tournon, nach China gesandt. In welchem Geiste aber dieser Mann erschien, und welche Wirkungen seiner Anwesenheit in China hervorbrachte, dies werden wir in folgenden Nummern sehen.

XIX.

Ankunft eines päpstlichen Legaten zu Peking. Ausgezeichnete Ehren, die bei Hofe ihm widerfahren. *)

Nachdem Herr Karl Thomas Mailard von Tournon, Patriarch von Alexandrien, zum apostoli-

*) Da nach dem sonderbaren Benehmen des Herrn von Tournon am Hofe zu Peking, nach dem Mißlingen seiner sämmtlichen Unterhandlungen in Folge desselben, und nach Allem was die Missionäre am Hofe des Kaisers für ihn gewirkt, und von ihm erduldet hatten, dieser Abgesandte des römischen Hofes auch noch Beschwerden über diese Väter führte, und sie darüber zur Verantwortung gezogen wurden, verfaßte P. Thomas, Viceprovinzial der Jesuiten in China, einen ausführlichen Bericht über den ganzen Vorgang in einer Vertheidigungsschrift, die

schen Legaten war ernannt worden, schrieb er von Rom aus an P. Grimaldi, die Erlaubniß ihm zu erwirken, in einem der chinesischen Seehäfen zu landen, und ihm mit Rath an die Hand zu gehen. Dieser Vater antwortete ihm auch auf verschiedenen Wegen, und sagte ihm aufrichtig was von seiner Legation zu hoffen und zu befürchten stand. Als er nun zu Canton angekommen war, berieth er sich dort mit den ältesten Missionären, und beschloß in Folge der Unterredungen mit ihnen, seine Würde vor der Hand geheim zu halten. Er ward jedoch bald andern Sinnes, und erließ ein Schreiben an die Väter von Peking, in welchem er ihnen befahl, dem Kaiser alsogleich, und zwar ohne Widerrede zu melden, der Patriarch von Antiochien rc. sei mit Vollmacht Seiner Heiligkeit angekommen, Visitation in allen Missionen des chinesischen Reiches zu halten. Die Väter erschracken über einen solchen Befehl in einem ganz heidnischen Lande, wo die christliche Religion kaum gestattet war; doch fürchteten sie zugleich, daß nach einem so bestimmten Befehl, seinen Auftrag ohne Widerrede zu vollziehen, der Herr Legat wohl nicht gestimmt seyn würde, wohlgemeinten Rath anzunehmen, und schickten sich also an, ihm zu gehorchen.

---

er nach Rom sandte, und auch in ganz Europa bekannt machte, wo man wegen dieser Sache den Orden in ein falsches Licht gestellt hatte. Dieser Rechtfertigungsschrift sind die folgenden Nummern enthoben. Sie findet sich in der Lettres édifiantes. Tom. 21. 22. Édition.

Der Kaiser war aber damals in der Tartarei. Sie schrieben also und baten Seine Majestät, dem Herrn Patriarchen die Erlaubniß zu ertheilen in dem Kaiserreiche Gebrauch von seiner Vollmacht zu machen. Der Kaiser, mehr noch als die Väter über die Neuheit einer solchen Sache verwundert, ließ ihnen auf zwei Schreiben keine bestimmte Antwort ertheilen. Sie wagten es also noch einmal zu bitten, doch als Erwiederung auf ihr drittes Schreiben ward es dem Patriarchen verboten, bei Hofe zu erscheinen. Man denke sich die Verlegenheit der Väter! Da sie als gewiß befürchteten, man würde, wofern der Hof auf seiner Weigerung bestände, zu Rom und in ganz Europa sie als die Urheber derselben ansehen, wagten sie einen letzten Versuch, und ließen so dringende Vorstellungen und Bitten an den Kaiser gelangen, daß endlich dem Legaten die Erlaubniß ertheilt ward, Seiner Majestät sich vorstellen zu lassen.

Die Väter hatten Fürsorge getroffen, daß der Herr Patriarch allenthalben mit großen Ehren empfangen würde; ja sie hatten selbst dem Kaiser einen so hohen Begriff von der Würde eines Legaten des heiligen Stuhles eingeflößt, daß er Verlangen hatte, eine so ausgezeichnete Person zu sehen. Er sandte also einen eigenen Abgeordneten nach der Provinz Canton ab, wo der Prälat sich noch aufhielt; unter dem Vorwand seine Reise zu beschleunigen, eigentlich aber nur seine Gemüthsart auszuspähen. Einige Tage hernach sandte er sogar seinen Sohn Cungo und den Sohn des Vicekönigs ihm entgegen. Ein

Missionär aus jeder der drei Kirchen Pekings begleitete diese hohen Mandarinen. Endlich langte der Prälat am 24. December 1705 zu Peking an, und erhielt seine Wohnung in dem Hause, das der Kaiser den Missionären in seinem Pallaste geschenkt hatte, um daselbst in der Nähe des Hofes zu seyn. Der Kaiser ließ ihn auch während der ganzen Zeit seines Aufenthalts in dieser Hauptstadt mit Mundvorrath im reichlichen Maße versehen.

Es geschah unterdessen, daß Einer aus den Leuten des Patriarchen starb; und auf seine Bitte bewilligte der Kaiser ihm eine eigene Stätte zu seiner Begräbniß. Auf diese Bewilligung baute hernach der Prälat die Hoffnung, ein Haus italienischer Missionäre zu Peking zu errichten; ja man fing auch schon an jene Begräbnißstätte den Friedhof der Italiener zu nennen. Die Väter hatten ihm wohlmeinend gerathen, seinen Diener auf ihrem eigenen Begräbnißplatze bestatten zu lassen, er jedoch verschmähte ihren Rath, und verlangte einen eigenen; wodurch er eine Art Trennung von diesen Missionären bezeugte, die diesem scharfsichtigen Fürsten nicht entging. Ja es ließ auch der Kaiser heimlich durch seine Späher beobachten, ob man bei der Bestattung dieses Mannes nichts an den gewöhnlichen Ceremonien der Christen bei ihren Begräbnissen änderte; und als er erfuhr, es sei in der That Manches anders gehalten worden, ward er darüber ärgerlich, ohne jedoch seinen Aerger zu äußern; er sandte sogar dem Präla-

ten zwei Fasanen, die für den kaiserlichen Tisch bestimmt waren.

Noch mehr. Der Kaiser erlaubte dem Legaten, welcher kränklich war, sich zur Audienz tragen zu lassen; eine Gnade, die bis dahin bei diesem Hofe ohne Beispiel war, und er empfing ihn in einem Garten unfern der ersten Pforte des Pallastes; um ihm die Mühe zu ersparen, durch große Hofräume und eine lange Reihe Zimmer zu gehen. Es ward also Herr von Tournon am 31. December zum ersten Male zur Audienz des Kaisers zugelassen. Er war von seinem ganzen Gefolge und von allen Missionären begleitet, die zu Peking sich befanden. Die verschiedenen Schaaren, durch die er hindurch mußte, hatten Befehl, in Anbetracht seiner Person und seiner Krankheit, das chinesische Ceremoniel ihm zu erlassen. Er verehrte also blos den Kaiser durch die gewöhnlichen Kniebeugungen, die man in Europa Adorationen zu nennen pflegt. Hierauf ließ der Monarch ihn auf einige über einander gelegte prächtige Kissen sich setzen; besprach sich mit ihm, erkundigte sich um die Gesundheit des Papstes, und begegnete ihm mit einer Güte und Freundlichkeit, worüber die Väter ungemein sich erfreuten. Eine solche Aufnahme ist zwar in Europa nichts sehr Ungewöhnliches; in China jedoch gehörte sie zu den unerhörtesten Dingen.

Die Güte des Kaisers gegen den Prälaten zeigte sich in seinem ganzen Benehmen. Er ließ ihm durch die größten Herren des Hofes den Thee überreichen; überreichte ihm selbst eigenhändig einen goldenen Be-

cher mit Wein, und ließ ihm einen Tisch von sechs und dreißig goldenen Schüsseln decken. Nach dem Essen lud der Kaiser ihn ein, über die Ursache seiner Legation sich zu erklären. Der Legat sprach längere Zeit; und der Kaiser hörte ihm zu, und berichtigte ihn mit vieler Güte, wenn er fehlte; ja er that Alles was an ihm lag, ihn zu ermuthigen, Vertrauen zu ihm zu fassen. Man findet gewiß in der ganzen chinesischen Geschichte kein Beispiel, daß jemals ein Botschafter eine solche Aufnahme gefunden hätte; dies bezeugten alle, sowohl Chinesen als Tartaren, und selbst die Prinzen des Hofes.

Im Anbeginn des christlichen neuen Jahres erzeugte der Kaiser dem Herrn von Tournon neue Gnaden; er verhieß, er werde dem Papste Geschenke senden; er ließ solche am Tage hernach verabfolgen. Auch ernannte er P. Bouvet, Seiner Heiligkeit solche in seinem Namen zu überbringen; der Patriarch aber ernannte seinerseits Herrn Sabini, seinen Auditor, in seinem Namem nach Rom abzureisen. Indessen wurden P. Bouvet und Herr Sabini nur mit den geringern Geschenken beauftragt; weil man zu Peking erfahren hatte, die Schiffe würden nach Europa absegeln; und der Kaiser die Geschenke von höherm Werthe mit dem Schiffe abzusenden gedachte, auf welchem der Patriarch zurückkehren sollte. Kurz hierauf reiste der Kaiser zur Jagd ab, die in den Wintermonaten Statt findet; befahl jedoch drei Mandarinen, in allen Dingen die größte Fürsorge für den Herrn Legaten zu tragen.

Als der Anfang des chinesischen neuen Jahres herannahte, hatten die Väter einige Ursache zu fürchten, es sei von Seite des Kaisers einige Kälte gegen den Herrn Prälaten eingetreten, und die Freigebigkeit des Hofes werde gegen ihn abnehmen. Ihre Besorgniß, man werde bei den Geschenken, welche der Kaiser um diese Zeit ertheilen läßt, ihn nicht mit Auszeichnung behandeln, nahm noch zu, als am letzten Tage des Jahres noch keine Spur von einem Geschenke erschien. Plötzlich jedoch befahl der Kaiser, dem Legaten einen Stöhr von ungeheuerer Größe, nebst andern Fischen, dann Hirsche, Wildschweine und anderes Wildprät, und überdies einen Tisch zu senden, der noch kostbarer durch den Aufsatz von silbernen Gefäßen als durch die Speisen war, mit welchen man ihn bedeckt hatte. Alle diese Geschenke des Hofes wurden dem Patriarchen unter dem glänzendsten Ceremoniel überbracht. Es lud auch Seine Majestät den Herrn von Tournon zu einem prächtigen Feuerwerke ein, das in seinem Lustgarten sollte abgehalten werden; und da derselbe immer unwohl war, ließ er ihn durch die Gärten tragen, und ihm einen bequemen Platz anweisen; ja er ließ ihn auch ein Concert anhören, das die Verschnittenen ausführten, die sonst nur in den Zimmern der Frauen singen, und er brachte die Nacht in dem kaiserlichen Landhause zu; wo zwei Mandarinen vor seiner Thür Wache hielten.

In Abwesenheit des Kaisers erzeigte der Thronerbe dem Herrn Patriarchen die nämliche Aufmerk-

samkeit, und beschenkte ihn nicht minder reichlich. Auch ließ er, als es anfing warm zu werden, ihm eine bequeme Wohnung bei den warmen Bädern bereiten, die man seiner Gesundheit für zuträglich hielt; und es mußte ein eigener Mandarin ihn dahin begleiten. Oft erkundigte sich der Kaiser um sein Wohlseyn; und ließ ihn endlich gegen die Mitte Juni hin zu seiner Abschiedsaudienz einladen. Da aber unterdessen die Krankheit des Prälaten zugenommen hatte, und er nicht vor dem Kaiser erscheinen konnte, ertheilte er zwei Mandarinen vom dritten Range Befehl, den Herrn Patriarchen nicht zu verlassen, und dem Hofe öfters Nachricht von ihm zu geben. Sobald aber der Kaiser seine Genesung vernommen hatte, sandte er ihm nach der Sitte, die in China besteht, den Genesenden ein Geschenk zu senden, fünfzehn Stück golddurchwirkten Brokat und ein Pfund der kostbaren Wurzel Ginsang.

Da Herr von Tournon die nahe Abreise des Kaisers nach der Tartarei erfuhr, wollte er die Gelegenheit nicht vorüberlassen, noch eine Audienz bei Seiner Majestät zu erhalten. Der Kaiser gewährte ihm sein Verlangen, und er ward unter großem Gepränge von den Mandarinen in den Pallast außerhalb der Stadt geführt; wo, nach den neun Kniebeugungen des Ceremoniels, die er, unterstützt von den Vätern Gerbillon und Pereira vollbrachte, der Kaiser, der immer Bedacht auf seine Gesundheit nahm, ihm gestattete, sich zu setzen, und nach seiner gewohnten Weise sich dienen zu lassen. Bei dieser Au-

dienz befanden sich, außer einigen Herren des Hofes, der Kronprinz und der dreizehnte Sohn des Kaisers. Es dankte also der Legat Seiner Majestät für alle Beweise so vielfältiger Güte; und ward hierauf eingeladen, am folgenden Tage das Landhaus des Kaisers und die Gärten des Kronprinzen zu sehen; wo er eben so mit vorzüglichster Auszeichnung empfangen ward. Der Kronprinz selbst führte ihn in seinen Gärten umher, und bewirthete ihn dann mit köstlichen Erfrischungen; worauf er endlich Abschied nahm, und von dem ganzen Hofe auf die ehrenvollste Weise gegrüßt wurde, der sich ungemein über die glänzende Aufnahme verwunderte, welche die Missionäre des Pallastes einem Fremden verschafft hatten. Ja Einige dieser Herren konnten sich nicht erwehren, über die Vertraulichkeit zu murren, zu welcher, wie sie meinten, der Erbe eines so großen Reiches sich herabgewürdiget hatte.

Noch mehr vielleicht werden manche Leser sich hierüber verwundern, wenn sie das Benehmen des Herrn Legaten gegen diese Väter sehen werden. Denn wir führten die vorzüglicheren Auszeichnungen, die Herrn von Tournon an diesem Hofe widerfuhren, ununterbrochen an, um die Erzählung der folgenden Nummern nicht unterbrechen zu müssen. Die Väter aber boten Alles auf, diese Ehrenbezeigungen der Kirche selbst in der Person ihres Vertreters zu erwirken; damit sie dadurch geehrt, und die Heiden bei diesem Anblick geneigt würden, eine Religion anzunehmen, welche selbst an einem heidnischen Hofe in so glänzendem Ansehen stände.

Es konnten zwar die Väter es nicht verhindern, daß der Kaiser in den letzten Monaten sich etwas kaltsinnig gegen den Herrn Legaten bezeigte; doch ließ er ihn immer freigebig mit Allem versehen, und ihn sogar auf seine Unkosten nach Canton zurückführen.

XX.

Unterhandlungen des Herrn Legaten von Tournon am Hofe zu Peking.

Am Tage nach seiner Ankunft zu Peking, nämlich am 25. December 1705 ließ der Kaiser den Herrn Patriarchen um die Absicht seiner Legation befragen. Es war diesem weisen Herrscher, der gar genau wußte was in seinem Reiche vorging, die Ursache der Streitigkeiten keineswegs unbewußt, welche die europäischen Missionäre entzweiten. Er schloß daher nicht unfüglich, es liege der Absendung eines Commissarius von Seite des Oberhauptes der Christenheit kaum eine andere Absicht zum Grunde, als den Frieden unter ihnen wiederherzustellen. Daher also ließ er dem Prälaten durch Mandarinen bedeuten, eine Seereise von sechstausend Stunden Weges sei eine Unternehmung, der man nur um einer sehr wichtigen Ursache willen sich unterziehe; und es liege ihm allerdings daran, solche zu erfahren. Der Patriarch antwortete, er sei einzig darum nach China gekommen, Seiner Majestät im Namen des Papstes für den Schutz zu danken, den Sie der christlichen Religion

und den Missionären angedeihen ließen, welche dieselbe verkündigen. Er hätte über den wahren Grund seiner Legation wahrscheinlich sich näher erklärt, wenn nicht seine beiden Geistlichen, die Herren Sabini und Appiani, ihn abgehalten hätten. Da er jedoch bald selbst einsah, und ihm auch bedeutet wurde, daß dies eine ausweichende Antwort sei, beschloß er endlich, dem Kaiser, jedoch in geheim und durch die Vermittlung der Mandarinen, den eigentlichen Grund seiner Sendung zu erklären.

Er übergab also am folgenden Tage den Mandarinen eine Denkschrift an den Kaiser, die in italienischer Sprache verfaßt war, und erklärte ihnen in einer geheimen Unterredung, er komme, bei den Vätern zu Peking Visitation zu halten. Der Kaiser jedoch antwortete dem Prälaten, er selbst stehe für den sehr geordneten Wandel und die vollkommene Rechtschaffenheit der Väter seines Hofes, doch erlaube er ihm Nachsuchungen bei den Missionären zu halten, die in den Provinzen zerstreut seien. Der Legat selbst theilte den Vätern dies noch am Abend des nämlichen Tages mit. Dies Alles aber geschah, bevor noch die italienische Denkschrift, von welcher bald die Rede seyn wird, ins Tartarische übersetzt war.

Am nächstfolgenden Tage, den 27. December sagten die Mandarinen dem Patriarchen, seine Angelegenheit sei in der Ordnung. Ueber diese Worte in der Ordnung ward Herr von Tournon ungemein erfreut; denn er glaubte, der Kaiser habe ihm Alles bewilligt, was er in seiner Denkschrift berührt

hatte. Die Väter jedoch, welche mit dem Style des Hofes besser bekannt waren, hielten es für rathsam, seine Freude etwas zu mäßigen, und sagten ihm, dieser chinesische Ausdruck bedeute nichts anders als die Sache gehe ihren Gang. Dazu auch gaben sie ihm zu bedenken, der Kaiser könne, da die Denkschrift noch nicht übersetzt sei, auch noch nicht in alle Punkte seiner Vorstellung gewilliget haben. Es lautete aber der Inhalt dieser Schrift wie folgt:

„Den Befehlen Eurer Majestät zu gehorchen, eröffne ich Ihnen, daß Seine Heiligkeit so großen Eifer für das Heil Ihrer Seele haben, daß Sie aufs innigste wünschen und verlangen, eine ewige Correspondenz mit diesem Hofe einzugehen, um ohne Unterlaß Nachrichten von Ihrer kaiserlichen Person zu erhalten, so wie auch Eurer Majestät selbst Mittheilungen über Alles zu machen und in allen Dingen zuvorzukommen, die Ihnen irgend angenehm seyn können. Darum also wünschten Seine Heiligkeit, Jemand der mit großer Klugheit und vollkommner Rechtschaffenheit begabt ist, und die heilige Wissenschaft in eminentem Grade besitzt, hier als allgemeinen Superior aller Europäer aufzustellen. Dieser Vorgesetzte wird zugleich dem Verlangen Seiner Heiligkeit und den Forderungen Eurer Majestät über die gute Leitung der Missionen entsprechen, welche der Schutz, das Beispiel und der weise Rath Eurer Majestät in so hohem Grade ehren."

Der Kaiser war so ungeduldig, diese Denkschrift zu sehen, daß er solche sich bringen ließ, als sie noch

kaum zur Hälfte ins Tartarische übertragen war. Als er aber dieselbe ganz durchlesen hatte, sprach er: Dies sind sehr eitle Dinge. Hat denn der Legat hier nichts anderes zu unterhandeln? Die Herren des Hofes erstaunten über den Scharfblick des Kaisers.

Die Mandarinen berichteten dem Patriarchen, Seine Majestät hielten es der Sache für gemäß, daß dieser allgemeine Vorgesetzte der Missionen ein Mann sei, der bei Hofe bekannt wäre, wenigstens schon zehn Jahre daselbst sich aufgehalten hätte, und die Gebräuche desselben kenne. Auch unterstützten sie diese Ansichten des Kaisers mit sehr triftigen Gründen. Diese Nachricht jedoch war ein Donnerschlag für den Patriarchen. Er fuhr plötzlich mit einer Heftigkeit auf, die man so nachsichtig war, seiner Krankheit beizumessen, und schrie, am Tage zuvor habe man ihm Alles bewilligt; heute dagegen versage man ihm Alles; ganz gewiß habe der Kaiser durch gewisse Leute andere Zuflisterungen bekommen. P. Pereira, der die Folgen dieser Heftigkeit vorhersah, bat den Herrn Patriarchen demüthig, an sich zu halten und nichts zu äußern, was den Kaiser verdrießen könne; dazu auch, sprach er, haben Seine Majestät gestern ihm nichts verheißen; und eben so wenig versage sie ihm heute etwas; der Kaiser lasse ihm ja nur die Bedingnisse stellen, unter welchen er sein Begehren erfüllen wolle.

Der Patriarch nahm diese weise Antwort sehr übel und befahl dem P. Pereira zu schweigen, wenn er spreche. Ja er fügte bei: er verlange man solle

übersetzen was er so eben gesprochen habe, und es dem Kaiser hinterbringen. Auf diese Aeußerung hin hielten die Väter Gerbillon und Pereira es für das Klügste zu schweigen; wie deutlich sie auch die bösen Wirkungen seiner Rede vorhersahen. Es gab also Herr Appiani den Mandarinen die Antwort des Herrn Patriarchen schriftlich. Während sie aber dieselbe lasen, prägte Zorn und Schmerz auf ihrem Angesichte sich ab; und sie riefen, man verletze die Ehrfurcht gegen ihren Herrn, den größten Monarchen der Welt; man zeihe ihn des Leichtsinnes und beschuldige ihn, was er in einem Tage gebaut habe, das zerstöre er am andern. Endlich entfernten sie sich in ein anderes Zimmer, ihren bittern Klagen freien Lauf zu lassen.

Als nun die Väter Gerbillon und Pereira allein bei dem Patriarchen waren, stellten sie ihm mit Bescheidenheit vor, man müsse bei Unterhandlungen mit diesem Hofe mit mehr Mäßigung vorgehen. Bei diesen Worten aber hielt der Patriarch nicht länger an sich; er brach in Schmähungen gegen P. Pereira aus, und sagte ihm mit verächtlichem Blicke, seit dreißig Jahren sei er nichts als ein elender Handwerksmann des Kaisers. Der Vater, kalt gleich dem Marmor, sammelte sich, ihm zu antworten, als der Auditor ihn beim Arm ergriff und ihn anderswo hinführte. Der Kaiser erfuhr noch an demselben Tage Alles was bei dem Herrn Patriarchen vorgegangen war; und ließ am Abend dem Herrn Appiani einen derben Verweis geben, der auf den Legaten zurückfiel. Auf diese Weise scheiterte die erste Unterhandlung.

Am folgenden Tage sprach der Kaiser vor seinem ganzen Hofe: Unser neuer Ankömmling aus Europa bildet sich ein, die Europäer meines Pallastes ließen alle Ränke spielen, die neue Würde zu erlangen, von welcher er in seiner Denkschrift spricht. Doch da irrt er sich gar sehr. Denn abgesehen davon, daß ein solches Amt bei uns weder Rang noch irgend Vorzüge hat, wäre solches auch eine schwere Last für sie. Die Römer möchten ihrem Manne durchaus alle Verantwortung für den schlechten Erfolg ihrer Unterhandlungen zu Peking aufbürden. Ich kenne unsre alten Europäer; und ich bin überzeugt, daß Keiner aus ihnen eine solche Last auf sich nehmen möchte. Dazu auch würde ich nicht viel auf Denjenigen aus ihnen halten, der einen solchen Auftrag übernähme. Zugleich befahl der Kaiser den Vätern, dem Auditor des Legaten eine feierliche Verwahrung gegen Alles zu übergeben; was über die Angelegenheit des allgemeinen Superiors aller Missionen vorgegangen war. In dieser Verwahrung erklärten sie erstens: sie hätten den Kaiser durchaus auf keine Weise abgehalten, dem Patriarchen zu bewilligen, was er verlange; zweitens, sie würden, wenn auch der Kaiser bei schwerer Strafe sie verpflichten wolle, die Oberaufsicht über alle Missionen zu übernehmen, solche dennoch nicht übernehmen.

Der Patriarch empfing diese Protestation mit allen Ceremonien eines apostolischen Legaten; und die Väter waren dabei auf den Knien vor ihm. Er hörte die Ablesung derselben an, und sagte, nachdem sie

abgelesen war, er sei versichert, Einige aus ihnen, wenigstens Einer gewiß, hätte seine Unterhandlung bei dem Kaiser vereitelt. Sie sollten auf ihrer Hut seyn, den Absichten des heiligen Vaters und der Kirche sich zu widersetzen. Seine Meinung sei gewesen, ein gutes Einvernehmen zwischen den Höfen von Rom und Peking für das Wohl der Missionen zu stiften. Die Väter hörten diese Worte des Legaten ruhig an, und begaben sich dann in der Stille hinweg.

Es ging aber der Herr Legat mit dem Gedanken um, eine andere Unterhandlung anzuknüpfen, die eine Folge der ersten war. Der Papst wünschte nämsich einen Mann in Peking zu unterhalten, der daselbst wie ein Unterhändler zwischen beiden Höfen wäre. Als der Patriarch diesen Gedanken vor den Vätern Gerbillon und Pereira äußerte, beschlossen sie mit dem Kaiser darüber zu sprechen; denn sie hofften er würde sich minder abgeneigt zeigen, einen Agenten als einen allgemeinen Superior der Missionen zu Peking zu dulden. Sie ließen also diesen Antrag ihm durch seinen obersten Kämmerer thun; und der Kaiser ließ solchen sich gefallen. Ja er selbst sprach am folgenden Tage darüber mit dem Patriarchen, als er bei der Audienz erschien. Denn als der Patriarch anfing von der Sache zu reden, und dem Kaiser von Seiten des Papstes einen Agenten vorschlug, der die Briefe von Rom ihm zutrug, und die Schreiben Seiner Majestät nach Rom beförderte, antwortete ihm der Kaiser, es sei dies ein Leichtes; und man könne diesen Auftrag Einem der alten Europäer seines Hofes erthei-

len. Der Patriarch aber erwiederte, es sei der Sache mehr gemäß, daß dies ein Mann sei, der Vertrauen besäße, zu Rom bekannt wäre, und den Styl und die Gebräuche des dortigen Hofes kännte. — Was meinen Sie mit diesem vertrauten Manne? antwortete der Kaiser hierauf. Jeder Unterthan ist für mich ein vertrauter Mann; und ich rechne auf die Treue eines Jeden. Ich habe an meinem Hofe und in meinem Dienste Mandarinen von drei verschiedenen Rangesstufen; und ich befehle Jedem aus ihnen ohne Unterschied, meinen Willen zu vollziehen. Welcher aus ihnen aber würde es je wagen, mir nicht zu gehorchen? Wenn ich Ihnen nun auch einen Agenten zugestände, wie Sie ihn verlangen: könnte dieser neue Ankömmling mich verstehen? und könnte er sich mir zu verstehen geben? Dazu bedürfte es eines Dolmetschs; dann aber entständen Mißverständnisse, Mißtrauen und Verdacht, wie dies der Fall ist. Der Patriarch erwiederte, er beabsichtige einen fleißigen Mann, der Tag und Nacht arbeite, die chinesische Sprache zu erlernen. Der Kaiser jedoch wies diesen Antrag zurück; und somit war denn auch diese Sache abgethan.

Eben so unglücklich fiel eine dritte Unterhandlung des Herrn Patriarchen aus. Da der Hof fortfuhr, ihn durch besondere Ehre auszuzeichnen, baute er so große Hoffnungen auf diese Auszeichnung, daß er der zweimaligen Abweisung vergaß, die er kurz nach einander erfahren hatte. Er schrieb also an einen Mandarin des Hofes, Namens Kan-kama,

er habe ihm etwas Geheimes für den Kaiser mitzutheilen. Als hierauf Kan-kama zu dem Patriarchen sich begab, sagte er ihm, er habe im Sinne, für sein eigenes Geld ein Haus in Peking zu kaufen; es sei nur noch um die Erlaubniß des Kaisers zu thun. Kan-kama hatte öfters gehört, wie der Kaiser sich geäußert hatte, es bedünke ihn, der Patriarch habe einen Verdruß gegen die alten Europäer seines Pallastes. Um ihn also hierüber auszuholen, stellte der listige Mandarin die Sache ihm als leicht ausführbar vor; nur fragte er ihn dabei, warum er sich nicht an die europäischen Väter wende, diese Gnade zu erlangen. Dann erkundigte er sich, ob er Ursache habe, ihnen zu mißtrauen; und auf welchen aus ihnen besonders sein Argwohn falle. Auf diese Weise gelang es dem gewandten Tartaren ihn zu überlisten und wahre oder falsche Ursachen seines Argwohnes ihm zu entlocken, die er alsbald dem Kaiser hinterbrachte.

Es unterhielt aber Kan-kama den Patriarchen in der Hoffnung, seine Angelegenheit bei dem Kaiser zu Stande zu bringen, sobald nur der günstige Augenblick dazu erschienen sei; und sprach dann einige Zeit hernach, in Folge einer Verabredung mit dem Kaiser, also zu ihm: „Sie wünschen ein Haus in Peking. — Es ist für den Kaiser eben so leicht Ihnen ein Haus zu schenken als die Erlaubniß Ihnen zu ertheilen, eines zu kaufen. Sie sehen was er für die Väter gethan hat; er ist bereit, das Nämliche auch für Sie zu thun, wenn Sie die Ver-

mittlung derselben anwenden, ihr Verlangen zu erreichen. Zeigen Sie also ein friedliches und einträchtiges Gemüth, schließen Sie sich an die alten Europäer an, und wirken Sie gemeinsam mit ihnen. Sie sind die Einzigen, die dem Kaiser Gutes von Ihnen sagen. Wer würde Sie hier für einen Mann von Bedeutung in Europa erkennen: wenn nicht sie Ihnen gutes Zeugniß gegeben hätten? Sie müssen wissen, daß sie hier in Ansehen stehen; und gewiß werden sie Ihre Sache nur durchsetzen, wenn sie derselben sich annehmen. Der Patriarch dankte dem Mandarin für seinen Rath und sandte am folgenden Morgen um die Väter Grimaldi, Gerbillon, Thomas und Pereira.

Sobald aber der Kaiser erfahren hatte, daß diese Väter bei ihm gewesen waren, ließ er sie alsbald zu sich bescheiden, den Inhalt ihrer Unterredung zu erfahren. Die Väter hegten bereits die Hoffnung es würde die Bitte erfüllt werden, die sie für den Patriarchen thun wollten. Der Kaiser jedoch, der bereits von Allem durch Kan-kama war berichtet worden, bedeutete ihnen, er sei nicht gesonnen, das Begehren des Patriarchen zu bewilligen. Der Patriarch, fügte er bei, gibt vor, ich würde dem Papste einen großen Gefallen thun, und es würde mein Name in ganz Europa berühmt werden. Weiß ich denn aber, mit was für Leuten man dies Haus ausfüllen wird? Weder sagt man mir von welcher Nation, noch aus welchem Orden Diejenigen seyn werden, die dasselbe bewohnen sollen. Der Patriarch, fuhr er fort, sagt mir, die Lebensweise Derjeni-

gen, die er für dies neue Haus bestimme, sei von der Lebensweise meiner alten Europäer verschieden; dies aber ginge zu weit; weil ich dann Allen Häuser gestatten müßte, die nicht aus dem nämlichen Institut wären wie die Väter meines Pallastes; was beschwerlich wäre, und Anlaß zur Unordnung, oder doch zur Unzufriedenheit geben könnte. Ich aber liebe die Eintracht und Einförmigkeit. — Man könnte vielleicht, stellte Kan-kama den Kaiser vor, dies Haus zulassen, unter der Bedingniß, daß dasselbe Allen gemein wäre. Der Kaiser aber antwortete: Dies ist ein unausführbarer Plan! Und hierauf entließ er die Väter.

Als aber diese sich entfernt hatten, sprach er zu den Herren seines Hofes: Sehet doch, wie der Legat stufenweise dahin kam, mich um ein Haus in Peking zu bitten. Erst wollte er einen allgemeinen Superior über alle Missionen; hernach beschränkte er sich darauf, einen Agenten zwischen dem römischen Hofe und mir zu verlangen. Endlich bittet er mich um ein Haus in Peking; und zwar um stufenweise wieder dahin zu kommen, von wo aus er Anfangs ausging; nämlich zuerst ein Haus, — und erlangte er dies, — einen Agenten, und, erhielt er auch diesen, einen allgemeinen Superior zu begehren. Zuletzt erklärte er den Jesuiten, er verbiete ihnen, länger auf ihrer Bitte zu bestehen. Da sie aber über dies Verbot trübsinnig wurden, ließ er sich herab, ihnen zu sagen, sie könnten zwar dieses Hauses wegen noch einmal ansuchen; doch werde er es ihnen nicht

bewilligen. — Als aber dem Patriarchen — nicht durch sie, sondern durch Andere — zu Ohren kam, auch diese Unterhandlung sei gescheitert, maß er alle Schuld den Jesuiten bei.

Ein weit bittrerer Verdruß jedoch stand dem Herrn Legaten wegen der Geschenke bevor, die der Kaiser an den Papst zu senden beabsichtigte. Der Kaiser hatte ihm nämlich erlaubt, Jemand zu wählen, um mit den Geschenken abzugehen und Seiner Heiligkeit solche zu überbringen. Herr von Tournon bestimmte hierzu seinen Geistlichen, Herrn Sabini. Es stellte aber der Mandarin, der Herrn Sabini bis in den Seehafen von Canton begleiten sollte, dem Kaiser vor, er verstehe Herrn Sabini nicht; und eben so wenig werde auch er von ihm verstanden; er bitte also Seine Majestät, es sich gefallen zu lassen, Einen aus den Vätern ihnen beizugeben, der ihnen als Dolmetsch diente. Der Kaiser sah die Billigkeit dieser Bitte ein; ja er that mehr. Er bedachte, es sei geziemender, mit diesen Geschenken einen eigenen Gesandten abzuordnen, als solche von einem untergeordneten Hausgenossen des Herrn von Tournon dem Papste überbringen zu lassen. Er wählte also in dieser Absicht unter den Vätern seines Hauses, und ernannte den P. Bouvet, in seinem Namen nach Rom zu reisen.

Als demnach die Geschenke bei dem Herrn Patriarchen abgegeben wurden, empfahl man solche dem P. Bouvet und Herrn Sabini; und der Mandarin, der im Namen des Kaisers sprach, richtete

das Wort einzig an P. Bouvet. Es zweifelte daher Niemand P. Bouvet sei der einzige Gesandte des Kaisers, und Herr Sabini begleite ihn nur als Abgeordneter des Patriarchen; denn offenbar kann Niemand den Namen eines Gesandten führen, außer wer von dem Fürsten dazu bestimmt wird. Auch bei der Audienz, die P. Bouvet und Herr Sabini hatten, richtete der Kaiser das Wort ausschließend an P. Bouvet, und trug ihm allein auf, den heiligen Vater in seinem Namen zu grüßen. Mehr noch. Da Herr Sabini ein Beglaubigungsschreiben forderte, wies man sein Begehren ab, und übergab solches dem P. Bouvet allein. Der Herr Legat jedoch nahm, als es ihm hinterbracht ward, keine Notiz davon; er schrieb sogar in die Provinzen, P. Bouvet sei auf Jemands Anstiftung Herrn Sabini zum Begleiter beigegeben worden; ja er schrieb dies sogar an den Papst. Worüber man aber noch mehr erstaunte, war, daß er sich nicht einmal über die Deputation dieses Vaters wollte unterrichten lassen; wiewohl solche allgemein bekannt war, und öffentlich davon gesprochen wurde.

Es war schwer das Betragen des Herrn von Tournon zu begreifen, der in einem so weit entfernten Lande und an einem Hofe, der so eifersüchtig auf sein Recht hält, so ganz eigenmächtig und gewaltsam zu Werke ging. Das betreffende Tribunal, das die Geschenke hatte verpacken lassen, übergab die Schlüssel dazu dem P. Bouvet. Der Patriarch forderte solche alsbald von ihm ab; und der Vater ge=

horchte. Späterhin aber verlangte er sie bis zum sechsten Male, und zwar in Gegenwart mehrerer Zeugen zurück; ohne daß der Patriarch ihm auch nur eine Antwort gab. Endlich kam es zur Abreise. Da übergab Herr von Tournon diese Schlüssel dem Herrn Sabini mit dem ausdrücklichen Verbot, solche dem P. Bouvet nicht zu übergeben; es sei denn, daß er auf dem Meere sterben sollte.

Als sie nun zu Canton angekommen waren, und der Mandarin, ihr Führer, im Begriffe stand, nach Hofe zurückzukehren, forderte Herr Sabini von ihm das Beglaubigungsschreiben, das für P. Bouvet war ausgefertiget worden. Dies ward ihm denn auch gezeigt; worauf P. Bouvet zu ihm sprach, da nun seine Eigenschaft als eines Gesandten ihm nicht länger unbewußt seyn könne, nachdem er den Beweis dessen in den Händen des Mandarins gesehen, möchte er die Schlüssel zu den Geschenken ihm übergeben; damit nicht etwa der Mandarin nachtheiliges Zeugniß gegen ihn, Herrn Sabini, bei dem Kaiser ablegte. Als aber der Patriarch dies erfuhr, was bald darauf geschah, ward er über P. Bouvet entrüstet, und schrieb an Herrn Sabini, lieber sollte er die Geschenke ins Meer werfen, als die Schlüssel zu denselben dem P. Bouvet übergeben; ja er werde dem P. Gerbillon, dem Vorgesetzten des P. Bouvet, sogleich den Auftrag geben, diesem letzten zu befehlen, daß er seiner Commission sich begebe.

Es schrieb auch P. Gerbillon, wiewohl die Gefahr ihm nicht unbewußt war, die er dadurch her=

vorrief, an P. Bouvet, noch bevor er den Auftrag des Patriarchen dazu erhielt, er sollte die Geschenke an Herrn Sabini übergeben; und verhieß ihm, er selbst und die übrigen Väter des Pallastes würden sich alle Mühe geben, den Kaiser zu besänftigen. Hierauf benachrichtigte er den Herrn Legaten von dem Befehl, den er dem P. Bouvet so eben zugesandt habe.

Nicht lange hernach erklärte der Patriarch dem Mandarin Kan-kama, es verlange ihn ungemein, eine besondere Audienz bei Seiner Majestät zu erlangen, um sein Herz ohne Vorbehalt zu öffnen. Der Kaiser, der dies seit lange wünschte, bestimmte dazu den ersten Juni. Indessen ward der Patriarch durch seine schwere Unpäßlichkeit verhindert, bei Hofe zu erscheinen. Da ließ der Kaiser ihm sagen, er könne, was er zu eröffnen habe, dem Mandarin anvertrauen. Dies jedoch wies der Legat wiederholt ab; und betheuerte, die Angelegenheit, die er mit Seiner Majestät zu verhandeln habe, beträfe weder das Interesse des Papstes noch der Missionen; sondern die Vortheile Seiner Majestät selbst und der kaiserlichen Familie; darum also könne er solche nur Jemand anvertrauen, den Seine Majestät eigens dazu bestimmten. Ueber diese zweimalige Weigerung des Patriarchen ward der Kaiser aufgebracht. Er erstaunte, daß ein Mensch aus so weiter Ferne käme, Angelegenheiten ihm mitzutheilen, die ihn und seine Familie persönlich beträfen. Etwas unwillig, nahm er den Pinsel zur Hand, verwies in einem Handbil-

let dem Patriarchen sein Betragen, und befahl ihm zuletzt, sich ohne Umschweife zu erklären.

Durch diesen Befehl des Kaisers in Gegenwart der Väter und der Mandarinen in die Enge getrieben, erklärte Herr von Tournon, die Angelegenheiten, die den Kaiser persönlich beträfen, wären erstens, daß P. Bouvet für seinen, nach Rom abgeordneten Gesandten sich ausgebe, zweitens, daß die Portugiesen die übrigen Nationen verhinderten, nach China zu kommen. Die Väter zitterten vor dem Sturm, den der Patriarch durch diese Erklärungen erregen würde; und Keiner aus ihnen wollte sich herbeilassen, zumal hinsichtlich des letzten Artikels ihm als Dolmetsch zu dienen. Es erklärte also Herr Appiani den Mandarinen, was der Herr Patriarch dem Kaiser zu sagen hätte; sie aber weigerten sich, Seiner Majestät so wichtige Angelegenheiten mündlich zu berichten. Es wurden ihnen also solche schriftlich übergeben; doch hielten die Väter die Mandarinen bei sich zurück, und ließen sie erst am späten Abend zurückkehren; während welcher Zeit sie den Herrn Bischof von Peking bewogen, dem Legaten vorzustellen, welche Gefahren er durch diese Erklärungen bei dem Kaiser hervorriefe. Sogar die Geistlichen seines Gefolges drangen in ihn, um ihn davon abzubringen; der Legat jedoch gab keine andere Antwort, als man müsse dem heiligen Stuhle gehorchen. Somit also ward die Denkschrift des Herrn Patriarchen italienisch verfaßt, und den Händen der Mandarinen übergeben.

Unterdessen erwartete man bei Hofe die Erklärung des Patriarchen mit Ungeduld, und sie ward dem Kaiser auf sein Landhaus zugesandt. Sobald der älteste Sohn des Kaisers solche gelesen hatte, rief er aus: In was mischt sich dieser Fremde? P. Bouvet ist wirklich unser Gesandter; kann je der Diener des Patriarchen diese Eigenschaft ihm streitig machen? oder hätten wir etwa ihn zu unserm Gesandten erwählen sollen? — Als er aber hierauf diese Erklärung seinem Vater, dem Kaiser überbrachte, gerieth dieser darüber in großen Zorn, und fragte die alten Missionäre, ob in Europa der Herr Legat und zumal Herr Sabini, wegen eines solchen Betragens, nicht der größten Strafe würdig geachtet würden? — Hernach antwortete er dem Prälaten eigenhändig, und rechtfertigte erstens den P. Bouvet, zweitens sagte er ihm, er sollte als Legat des heiligen Stuhles in keine andern als in Angelegenheiten der Religion sich mengen; drittens spreche er immer nur davon, den Uneinigkeiten die Wurzel abzuschneiden; da er doch selbst derselben an allen Orten aussäe; viertens die Europäer hätten in seinen Staaten sich wohl betragen; und seien erst seit seiner Ankunft im Streite mit einander. Fünftens drohte er ihm, er werde keine Missionäre mehr in sein Reich einlassen, bevor er sie nicht habe früher in den Seehäfen prüfen lassen.

Die Väter ersuchten Herrn Appiani, den Patriarchen vorzubereiten, daß er auf die harte Antwort sich gefaßt hielte, die er vom Kaiser empfangen

würde; damit er bei Empfang derselben sich mäßigte und durch seine Sanftmuth die Mandarinen erbaute, die solche ihm brächten. Der Patriarch nahm diesen guten Rath an und ließ dem Kaiser für seine Erinnerungen danken. Da er zugleich bezeigte, daß er den Befehlen Seiner Majestät sich fügen werde, fragten sie ihn, ob es ihn gut dünke, den P. Bouvet zurückzuberufen. Herr von Tournon sah wohl ein, welcher Gefahr er sich blos stelle, wenn er ihn zurückberiefe; da, den getroffenen Vorkehrungen zufolge, Herr Sabini nicht allein hätte mit dem Auftrage abreisen können, die Geschenke zu überbringen; wodurch denn mit der Absendung derselben noch länger hätte müssen gezögert werden. Bei dieser Frage der Mandarinen also traten ihm Thränen in die Augen. Als sie ihn um die Ursache dessen befragten, sprach er: Der Heilige Vater wird die Schuld mir beimessen, daß die Geschenke Seiner Majestät so spät ankommen; und wenn P. Bouvet noch länger mit der Abreise zögert, so kommen solche allzuspät an. Es hatte nämlich der Prälat dem Papste über Manilla Nachricht von diesen Geschenken ertheilt. Darum also bat er den Kaiser dringend, P. Bouvet abreisen zu lassen.]

Herr von Tournon hatte auch noch bei einer andern Gelegenheit dem Hofe große Ursache zur Unzufriedenheit gegeben; und man forderte von ihm, daß er darüber sich entschuldigte. Die geringste Entschuldigung in allgemeinen und unbestimmten Ausdrücken hätte genügt, diese Sache zu schlichten. Der Herr

Legat aber weigerte sich starrsinnig, den mindesten Schritt zu thun. Dies zog ihm den ganzen Zorn des Kaisers zu; er erhielt einen harten Hofbefehl um den andern; und mitunter Befehle, die seine Würde herabsetzten; so daß er zuletzt sich bitter beklagte, man verletze in seiner Person den Charakter eines apostolischen Legaten. Wenig wird zwar bei einem heidnischen Hofe auf einen so ehrwürdigen Titel Rücksicht genommen; gleichwohl aber ward Herrn von Tournon bedeutet, man würde auf seinen Charakter als Legaten Rücksicht nehmen; allein man forderte von ihm sein Beglaubigungsschreiben und die Urkunde seiner Legation; und drängte ihn solche vorzuzeigen, wofern er sie habe. Doch der Patriarch konnte nur zwei Schreiben von Rom vorzeigen; von welchen das eine an den Herrn Bischof von Peking, das andere an den Herrn Bischof von Conon gerichtet war. Beide Schreiben zwar gaben seiner Legation Zeugniß; doch hielten diese Prälaten selbst diese Briefe nicht für zureichend in einem Lande, das mit dem römischen Curialstyl nicht bekannt ist.

Da also der Herr Patriarch kein Legationsschreiben vorzeigte, beschloß der Kaiser, ihn von Peking abreisen zu lassen; nicht zwar dadurch, daß er desfalls bestimmte Befehle ihm zusandte; wohl aber dadurch, daß er ihm verbot, die Zeit zu verlängern, die für seine Abreise festgesetzt war. Es wurden auch Vorkehrungen getroffen, den P. Bouvet und Herrn Sabini mit den Geschenken zurückzuberufen; und man behielt sich vor, solche durch irgend einen andern

Legaten zu senden, der über seine Vollmacht in gehöriger Form sich ausweise.

Dieser Beschluß des Hofes ward Herrn von Tournon Anfangs nur wie eine Drohung hinterbracht, um ihn dahin zu bewegen, daß er dem Begehren des Kaisers sich fügte; da er aber durchaus nichts that, den Hof zu besänftigen, ward endlich der Vorsatz ausgeführt, ihn nach Europa zurück zu senden. Ein Mandarin erhielt Befehl nach Canton abzureisen und P. Bouvet und Herrn Sabini nach Peking zurückzuberufen, wohin auch die Geschenke sollten zurückgebracht werden. Das kaiserliche Dekret, das ihnen zugefertiget wurde, lautete, „der Tolo (dies war der chinesische Name des Patriarchen) wäre nicht mit gehöriger Vollmacht versehen; man könne ihn daher nicht als einen Legaten des Oberhauptes der Christenheit anerkennen; es gäben zwar die alten Europäer Zeugniß von seiner Legation; doch sey man nicht verpflichtet ihnen zu glauben."

Die Väter boten alles Mögliche auf, den Kaiser dahin zu stimmen, daß er Herrn von Tournon seine Huld abermal zuwendete; und ließen nichts unversucht, die Ehre des heiligen Stuhles zu retten. Sie stellten Seiner Majestät vor, die Strafe des Herrn Patriarchen sollte nicht auf den heiligen Vater zurückfallen, welchem man bereits durch die Tartarei und über Manilla gemeldet habe, es seien aus China Geschenke an Seine Heiligkeit abgegangen. Doch sie konnten nichts erwirken. Sie sandten auch das Ori-

ginal der Bittschreiben, die sie in dieser Sache dem Kaiser überreicht hatten, nach Rom, um zu beweisen, daß sie nicht nachgelassen, bei Hofe für den Herrn Patriarchen sich zu verwenden, bis es ihnen auf das Bestimmteste verboten ward. Der Kaiser selbst hatte Herrn von Tournon bezeugt, nichts liege ihm mehr am Herzen, als alle seine Staaten christlich zu sehen; und er machte ihm späterhin den Vorwurf, er stürze durch seinen Eigensinn Alles um. Endlich befahl der Kaiser, dem heiligen Vater zu schreiben, es sei nicht seine Schuld, daß das Christenthum nicht die größten Fortschritte in seinen Staaten gemacht habe.

Indessen benahm der Kaiser sich dennoch mit so edelmüthigem Hochsinne, daß er den Herrn Prälaten mit den nämlichen Ehren zurückbegleiten ließ, unter welchen er ihn hatte abholen lassen; wodurch er ihn vor allen Beleidigungen schützte. Ja ungeachtet alles Mißvergnügens, wozu Herr von Tournon Anlaß gegeben hatte, achtete er dennoch das Oberhaupt der Kirche in ihm. Denn als einige Herren des Hofes es sich herausnahmen zu sagen, man müsse von dem Legaten auf den Papst selbst schließen, gebot der Kaiser ihnen Stillschweigen und sagte: Es ist etwas sehr Gewöhnliches, daß Abgeordnete die Angelegenheiten ihrer Herren nach ihrem eigenen Sinne betreiben. Man thut als wäre man selbst ein kleiner Souverän, wenn man mit dem Ansehen eines mächtigen Fürsten begleitet ist. — Es hat also eigentlich durch diese Sache der römische Hof in China nicht sonderlich an seinem Ansehen verloren.

XXI.

Rückreise des apostolischen Legaten. Rechtfertigungsschrift der Jesuiten. Betrübte Folgen dieser Vorgänge für die chinesischen Missionen.

Es trat also der Herr Legat gegen den Herbst des Jahres 1705 seine Rückreise nach Rom an. Es lag wohl in der Natur der Sache, daß er starke Gründe angeben mußte, sich zu entschuldigen, da er weder die geringste Unterhandlung in China zu Stande gebracht hatte, noch auch die kaiserlichen Geschenke ankamen, deren baldige Ankunft dem Papste öfters war angezeigt worden. Wen aber wird es wohl wundern, daß alle Schuld den Ränken der Jesuiten am Hofe des Kaisers aufgebürdet ward; da er schon in China selbst sie beschuldigte, sie vereitelten alle seine Plane; wiewohl sie die Einzigen waren, die, wie der Mandarin Kan-kama es ihm ins Angesicht sagte, Gutes von ihm redeten, und ohne deren thätige Verwendung er niemals Zutritt bei diesem Hofe erlangt hätte.

Wir übergehen unter den zahlreichen Beschuldigungen, über welche diese Väter sich rechtfertigten, jene die bloße Förmlichkeiten betreffen, und die sie mit einer Bündigkeit zurückwiesen, auf welche sich nichts erwiedern ließ; aber nicht eben so können wir Diejenigen übergehen, die in die Geschichte der Missionen selbst eingreifen, und die wesentlichsten Folgen nach sich zogen. Unter diesen aber sind folgende die

vorzüglichsten, die wir mit den eigenen Worten des oben genannten Viceprovinzials hier anführen.

1. Beschuldigung. Die Väter der Gesellschaft zu Peking haben den Herrn Legaten nicht auf den Knien empfangen.

Antwort. Die Ursache dessen ist folgende. Der Kaiser hatte befohlen, der Herr Patriarch sollte eine tartarische Kleidung anlegen, und man sollte ihm nur solche Ehren bezeigen, die dem chinesischen Ceremoniel gemäß wären. Einige Leute aber, die keine bürgerlichen Ehrenbezeigungen als statthaft anerkennen, außer jenen, die in Europa gebräuchlich sind, beobachteten das italienische Ceremoniel gegen den Herrn Patriarchen, der bereits als ein Tartar gekleidet war; fielen ihm zu Füßen, umfingen seine Knie, und er legte, während er mit ihnen redete, ihnen die Hände auf das Haupt. Ja sie nöthigten sogar die chinesischen Christen, ihrem Beispiele zu folgen. Wir zu Peking wußten nichts von allen diesen Dingen; der Kaiser aber, der seine Späher überall hatte und von Allem vollkommen unterrichtet war, beklagte sich darüber bei uns und sprach: Also nöthigt man meine Unterthanen, einen Fremden Ehren zu erzeigen, die nur mir allein gebühren? — Die Empfindlichkeit der Chinesen über das Ceremoniel ist weltbekannt. Endlich verbot uns der Kaiser mit strengem Ernste, das Knie vor dem Patriarchen zu beugen. Diesen Befehl gaben wir dem Herrn Patriarchen zu wissen; er aber hatte uns im Verdacht wir hätten solchen erwirkt. Denn er konnte sich nicht denken, daß der

Kaiser diese Art Ehrenbezeigungen als einen Huldigungsakt ansehe, welcher Demjenigen erwiesen wird, der solche annimmt. Vergeblich auch hatten wir diesem Fürsten vorgestellt, eine solche Ehre werde dem Patriarchen nur als einem Diener Jesu Christi erwiesen; der geistliche Charakter ist in den Augen der Heiden ohne Bedeutung, was immer man ihnen darüber sagen mag. Uebrigens redeten wir, wenn wir es ohne Furcht thun konnten, ohne Widerwillen mit dem Herrn Patriarchen auf den Knien.

2. Beschuldigung. Die Väter standen dem Legaten nicht mit gutem Rathe bei.

Antwort. Wir rufen Gott zum Zeugen an, daß wir ihm sehr heilsamen Rath ertheilten und daß er solchen nicht anhörte. Unsre Rathschläge waren ihm verdächtig; ja er fragte auch Niemand aus uns um Rath, und spottete unsrer Erinnerungen. Wir berufen uns desfalls auf das Zeugniß des Herrn Bischofs von Peking, und sogar auf die Personen aus dem Gefolge des Herrn Patriarchen selbst. Ohne uns um Rath zu fragen, verlangte er einen allgemeinen Superior der Missionen, einen Agenten und ein Haus zu Peking. Er fragte uns nicht um Rath, als er uns nöthigte, seine alsbaldige Aufnahme bei Hofe ohne Widerrede zu begehren; eben so wenig als er uns befahl, die Leiche seines Dieners, mit Chorhemden angethan, durch die Gassen von Peking zu begleiten. Auch verachtete er den Rath des P. Grimaldi, keine neue Begräbnißstätte für die Bestattung des Verstorbenen zu begehren. So be-

handelte er auch P. Kiliani sehr übel, als er ihn dringend bat, keine Heftigkeit in Gegenwart der Mandarinen zu äußern; und nahm gegen P. Pereira den Ton des höchsten Stolzes an. Nicht minder verschmähte er den Rath des Herrn Bischofs von Peking und des P. Gerbillon, sein Betragen zu ändern; da der Kaiser bereits sehr zornig gegen ihn gestimmt sei. Ja, wir nehmen den Herrn Patriarchen selbst zum Zeugen. Wie oft sagte er uns, es genüge den Jesuiten, seine Befehle zu vollziehen; ohne sich in seine Angelegenheiten zu mischen, für die er nur Gott und dem heiligen Stuhle verantwortlich sei?

3. Beschuldigung. Die Jesuiten hielten den Kaiser ab, den Arzt anzunehmen, den der Patriarch bei Hofe einführen wollte.

Antwort. Dies weicht gar sehr von der Wahrheit ab. Vielmehr überbrachten die Väter Seiner Majestät einen Glückwunsch über die Ankunft eines europäischen Arztes in China. Ja es wäre den Jesuiten sogar schwer geworden, ihm zu schaden. Hätte er nur einige Geschicklichkeit gezeigt, so hätte man bei dem großen Mangel an guten Aerzten Niemand angehört, der zu seinem Nachtheil gesprochen hätte. Das Unglück war, daß man sein Verdienst nicht zur Genüge erkannte. Die Hauptursachen, die ihm geschadet haben, sind folgende. Erstens schien er zu jung. Zweitens hatte er zu wenig medicinische Bücher mitgebracht; woraus der Kaiser den Schluß folgerte, er sei nicht sonderlich beflissen, sein Fach zu erlernen. Drittens. Als der Kaiser ihn einlud,

ihm den Puls zu befühlen, berührte er die Pulsader nur einen Augenblick, und sprach sich dann über den Zustand des Kaisers aus. Diese hastige Eilfertigkeit ward als kein gutes Zeichen seiner Aufmerksamkeit gegen die Kranken angesehen. Viertens bemerkte man, daß er, als er ein Rezept zu verschreiben hatte, dasselbe aus einem Buche abschrieb. Fünftens hatte er einen Diener des Herrn Patriarchen sterben lassen, ohne seine Krankheit zu erkennen, und dabei versichert, das Uebel sei nicht gefährlich. Sechstens hatte er auf der Reise das Amt eines Schaffners in dem Hause des Herrn Patriarchen versehen; war sehr schlecht gekleidet nach China gekommen, und hatte bei Herrn von Tournon die niedrigsten häuslichen Dienste verrichtet. Der Kaiser, der von Allem sich genau unterrichten ließ, erachtete, ein Mann dieser Art könne unmöglich ein Arzt von Bedeutung in Europa gewesen seyn. Welchen Antheil hatten die Jesuiten an allen diesen Umständen?

4. Beschuldigung. Die Jesuiten sind Schuld, daß dem Patriarchen seine Unterhandlungen fehlschlugen.

Antwort. Je ernsthafter und wichtiger die Beschuldigung, um so mehr Beweise erfordert dieselbe. Wer kann dies von Priestern und Ordensmännern glauben, die dem heiligen Stuhl ergeben sind? Oder sind etwa der Argwohn und Verdacht ihrer Widersacher hinreichend, sie strafbar zu machen? Wo sind die Zeugen, die gegen sie aussagen? und wo sind ihre Beweise?

5. Beschuldigung. Die Jesuiten haben es verhindert, daß der Patriarch die Visitation ihres Hauses nicht der Form gemäß abhielt.

Antwort. Es ist doch dem Herrn Patriarchen nicht unbewußt, daß die Jesuiten, als sie bei dem Kaiser um Zutritt für ihn bei Hofe baten, dabei erklärten, er käme als allgemeiner Visitator aller Missionen und aller Missionäre. Thaten sie dies etwa in der Absicht an der Visitation ihn zu hindern? Hätten die Jesuiten seine Visitation gefürchtet, so durften sie es nur bei der abschlägigen Antwort des Kaisers bewenden lassen; der nicht wollte, daß der Herr Patriarch nach Peking kommen sollte. Gleichwohl wiederholten sie ihre Bitte bis zum vierten Male, wo sie endlich erhört wurden. So viel ist freilich wahr; als der Herr Patriarch einigen Mandarinen erklärt hatte, er würde seine Nachforschungen bei den Missionären zu Peking beginnen, und diese dem Kaiser dies berichteten, Seine Majestät nicht erlaubten, daß man Erkundigungen über den Wandel und die Sitten der Jesuiten einzöge, die unter seinen Augen und im Umfang seines Pallastes wohnten. Er hatte also, ohne daß wir darum wußten, die Güte für die Unschuld unsrer Sitten und die gute Ordnung unsres Wandels sich zu verbürgen. Indessen aber wird man zu Rom, unter den ämtlichen Aeußerungen des Herrn Patriarchen gegen uns, finden, daß er etwas mehr gethan, als bloße Visitationen abgehalten habe. Denn es ist hier bekannt, und der Herr Bischof von Peking kann es bezeugen, so wie nicht

minder jene Personen aus dem Gefolge des Herrn Patriarchen selbst, die nicht leidenschaftlich gegen uns eingenommen sind, daß man sich Mühe gegeben hat, Christen und Heiden zu bewegen, Zeugniß wider uns abzulegen; ja daß man sich bemüht hat, sie durch Geschenke zu gewinnen. Dies wußten wir; und niemals haben wir auch nur das Geringste gethan, es zu verhindern.

6. Beschuldigung. Die Jesuiten haben mit geringer Ehrerbietung von dem Patriarchen gesprochen.

Antwort. Wenn Jemand aus ihnen kann überwiesen werden, daß er mit Geringschätzung von dem Herrn Patriarchen gesprochen hat, so willigen wir gern ein, daß man ihn strenge bestrafe. Wahr ist's freilich, es war nicht möglich, die Heftigkeit des Herrn Patriarchen in Abrede zu stellen, als er die Bittschriften der Christen mit Füßen trat*). Auch haben wir von dem Argwohn gesprochen, welchen der Herr Patriarch bei dem Kaiser wider die portugiesische Nation erregt hatte; da die Sache zu ernsthaft war, als daß wir darüber hätten schweigen dürfen. Es galt hier einem allgemeinen Uebel, und wir hielten uns im Gewissen verpflichtet, dasselbe

*) Wahrscheinlich waren dies Vorstellungen gleich jenen, von welchen in Nr. 18 die Rede war; und worin die chinesischen Christen um die Erlaubniß flehten, jene Gebräuche der Nation auch ferner zu beobachten, die sie bis jetzt mit gutem Gewissen hatten beobachten dürfen.

dadurch abzuwenden, daß wir dem Kaiser die Wahrheit sagten.

7. Beschuldigung. Die Jesuiten haben die Empörung der Christen nicht verhindert.

Antwort. Was soll dieser Ausdruck bedeuten: die Empörung verhindern? Soll dies so viel heißen, als die Jesuiten haben die Christen nicht ermahnt, den Befehlen des Herrn Patriarchen zu gehorchen? Ist dies der Sinn, so hat man sehr unrecht, über uns zu klagen; denn wir haben nicht aufgehört, die Ehrfurcht und den Gehorsam ihnen zu predigen, den sie ihm schuldig seien. Hielten wir sie aber nicht ab, Bittschreiben zu überreichen und ihre Gründe anzugeben: kann man darum sagen, wir hätten ihnen nicht zugeredet, dies mit Mäßigung und mit Ehrfurcht zu thun? Man weiß hier, daß wir die bösen Folgen verhindert haben, welche die hitzige Heftigkeit des Herrn von Tournon nahe daran war, hervorzurufen, als er diese Bittschriften mit Füßen trat. Wo ist Jemand, der das Gegentheil beweisen kann?

8. Beschuldigung. Die Väter haben nichts gethan, dem bischöflichen Charakter bei Hofe größere Ehre erzeigen zu lassen, als man den europäischen Missionären im Allgemeinen erzeigt.

Antwort. Mit dieser Sache verhält es sich also. Als die Herren Bischöfe von Peking und von Conon in die Hauptstadt kamen, wurde angeordnet, es sollte ihnen von den Christen und von den Heiden die Ehre erwiesen werden, die ihrem Charakter gebührt. Man weiß, mit welchem Eifer wir unsern

Christen erhabene Begriffe von der bischöflichen Würde einprägten. Nicht so glücklich jedoch waren wir, den Heiden die ganze Ehrfurcht begreiflich zu machen, die wir für einen geistlichen Charakter ihnen gern hätten einflößen wollen. Denn diese Menschen begreifen nichts was sie nicht mit den Sinnen wahrnehmen. Es ärgerte sie, daß sie immer nur hören mußten, die Jesuiten hätten in dem Schiffe der Kirche keine andere Bestimmung als zu rudern und Dienste der Handlanger zu thun; denn alle ihre Verrichtungen beschränkten sich darauf, Unwissende und Kinder zu unterweisen. Bischöfe jedoch müßten weit feierlicher verehrt werden. Derlei Reden überzeugten den Hof nicht; weil die Stufen der geistlichen Würde nichts Ehrfurcht Gebietendes in den Augen eines heidnischen Fürsten haben. Wissenschaften und äußerliche Talente wirken mehr auf die Sinne als die Vorzüge eines unsichtbaren Charakters. Zeichnet auch der Kaiser unsre vieljährigen Dienste aus, und behandelt uns wie Männer von größerm Ansehen als wir sind, so ist doch Gott unser Zeuge, daß wir uns alle Mühe gaben, die Vorzüge des bischöflichen Standes ihm begreiflich zu machen.

9. Beschuldigung. Die Jesuiten haben es sich nicht angelegen seyn lassen, die Befreiung und die Abreise des Herrn Bischofs von Conon von dem Kaiser zu erwirken *).

---

*) Der Kaiser hatte Herrn Maigrot, Bischof von Conon, Einen der heftigsten Gegner der chinesischen Gebräuche

Antwort. Wir haben um diese Sache uns so angelegentlich angenommen, daß der Kaiser darüber in Zorn gegen uns ausbrach. Er machte uns Vorwürfe, daß wir so oft Lobreden hielten, ihn zu Mitleid gegen einen Prälaten zu bewegen, der uns so sehr entgegen sei. Vergeblich bemühten wir uns, ihm begreiflich zu machen, man könne sich lieben, und dennoch verschiedene Ansichten haben; dazu auch sei es ein wesentlicher Punkt unsrer Religion, Böses mit Gutem zu vergelten. Gewiß auch habe der Herr Bischof von Conon nicht die Absicht gehabt, uns Böses zu thun, wenn er eine Meinung behauptete, die von der unsrigen verschieden sei. Unsre Gründe vermochten nichts über den Kaiser; und als wir die Rede auf Herrn Quetti **) führten,

---

und der Jesuiten, welche die Zulassung derselben nach den Modificationen Alexander VII. vertheidigten, verhaften lassen, weil er (wiewohl nach der Bemerkung des P. Thomas, gegen seine Absicht) nicht sehr ehrerbietig mit diesem Fürsten gesprochen, und über die Ceremonien der Chinesen zu heftig sich herausgelassen hatte. Die wahre Ursache aber war, weil er so unvorsichtig war, dem Kaiser ins Angesicht zu widersprechen, als er, und zwar nach einer feierlichen Berathung entschied, die chinesischen Gebräuche, worüber der Streit erging, seien nicht religiöser, sondern politischer Natur. Mit diesem Bischof war auch sein Katechist und überdies Herr Quetti festgenommen worden, von welchem sogleich die Rede sein wird.

**) Dieser Herr Quetti, ein Uhrmacher seiner Kunst, war in China zum Priester geweiht, und dann nach Peking

verbot er uns, jemals von ihm zu sprechen. Es kam diesem Geistlichen jetzt schon theuer zu stehen, daß er mit so wenig Mäßigung von uns gesprochen hatte. Denn zu seinem Unglück ließ der Kaiser Nachforschungen anstellen, die uns rechtfertigen, und Herrn Quetti der Verleumdung überweisen. Wir erklären feierlich, daß wir keineswegs Schuld an dem Unglück sind, das bereits über seinem Haupte zu schweben scheint; und daß wir von Herzen verlangen, demselben zuvorzukommen, und ihn davor zu behüten.

10. Beschuldigung. Die Jesuiten haben nicht verhindert, daß die Würde des Herrn Patriarchen zuweilen verachtet ward.

---

gesandt worden, sein Talent daselbst zu üben. Er ward eben zur Zeit in die Tartarei berufen, daselbst für den Kaiser zu arbeiten, als der Herr Bischof von Conon dahin kam und jene Unterredung hatte, welche die Ungnade des Kaisers ihm zuzog. Während er aber für den Kaiser arbeitete, sandte der Herr Patriarch seinen italienischen Arzt zu diesem Fürsten um es zu versuchen, ihn in China anzustellen. Dieser Arzt überbrachte Herrn Quetti zwei Briefe, die ihm einen schlimmen Handel zuzogen. Es ließ nämlich der Kaiser, der auf Alles aufmerksam war, ihn befragen, ob er Briefe bekommen habe und er antwortete aufrichtig, der Arzt des Legaten habe derselben ihm zwei gebracht. Nun befahl ihm der Kaiser solche ihm zu zeigen. Statt aber zu gehorchen, zerriß Herr Quetti den einen dieser Briefe, und verbarg den andern an einem Orte, wo er nicht vermuthete, daß Jemand ihn suchen würde. Der Mandarin aber, der Herrn

Antwort. Dies hat der Herr Patriarch leider selbst nicht verhindert. Die zwei, von einander so sehr verschiedenen Gemüthsarten des Herrn von Tournon und des Kaisers von China sind übrigens die einzigen Ursachen der bittern Kränkungen, die dem Herrn Legaten an dem Hofe zu Peking widerfuhren. Die Jesuiten hatten dabei keinen andern Antheil, als daß sie so sehr nur möglich sich bemühten, den Kaiser zu besänftigen. Die Hitze des Herrn von Tournon und dagegen das Phlegma des Kaises, vereint mit seiner Festigkeit, war Ursache, daß der Erste nicht sonderlich geeignet war, mit diesem Letztern zu unterhandeln. Hierauf hatte der Mandarin Chao

Quetti den Befehl des Kaisers gebracht hatte, und diese Ausflucht sah, sammelte die Stücke des Briefes und brachte solche dem Kronprinzen; dieser aber dem Kaiser. Da erhob sich ein Geschrei über dem Trug des Europäers; und er ward gezwungen, auch den andern Brief vorzulegen. Es enthielt jedoch keines dieser Schreiben irgend Wichtiges. In dem ersten standen die Worte: „Diese Leute (nämlich die Jesuiten) werden alles Erdenkliche thun, daß man Sie vom Hofe fortschicke;" — so wie auch folgende: „Der Herr Patriarch wünschte sehr, daß sie einen Platz bei dem Kaiser bekämen; doch muß man sich hüten, die Sache laut werden zu lassen." Der zweite Brief enthielt nur häusliche Nachrichten. Dies Alles war ohne sonderliche Bedeutung; aber Herr Quetti hatte durch die Verachtung und den trotzigen Ungehorsam gegen den Befehl des Kaisers seinen Zorn in hohem Grade sich zugezogen.

den Herrn Patriarchen aufmerksam gemacht, als er die Schilderung des Kaisers ihm entwarf. „Er schont, sprach er zu ihm, des zarten Atlasses, und zerbricht den Diamant. Wenn Sie ihm zu starken Widerstand entgegen setzen, wird er Sie mit Strenge behandeln; bezeigen Sie sich aber nachgiebig, so werden Sie das Herz des Fürsten neigen."

Die einfache und getreue Erzählung, die wir hier vortragen, wird alle billig denkenden Gemüther überzeugen, daß Herr von Tournon allein Ursache an dem schlechten Erfolg seiner Unterhandlungen ist. Selbst die Tagebücher, welche die Personen seines Gefolges für sich ins besondere verfaßten, werden den ungestümen und wiederholten Widerstand beweisen, den der Herr Legat dem Willen des Kaisers entgegen setzte. Der geringste Mangel an Ehrfurcht gegen den Herrscher ist in China ein unverzeihliches Verbrechen: was also mußte eine fortwährende Gewohnheit, seinem Verlangen sich zu widersetzen, und ein beständiger Mangel an Willfährigkeit bewirken? Es gelang uns zwar zuweilen, den Ausbruch der Unzufriedenheit des Fürsten zu verhindern; immer jedoch ward uns dies nicht möglich. Was wir durch die Anstrengung aller unsrer Kräfte erlangten, war, daß die Freigebigkeit des Monarchen gegen Herrn von Tournon niemals versiegte; und daß er auf Unkosten des Hofes von Peking zurückgeführt ward; so wir er auch kostenfrei von Canton war hierher geführt worden.

Es ist wohl kaum nothwendig zu erinnern, daß durch diese Widerlegungsschrift die Unschuld dieser Väter klar erwiesen ward, und ihre Gegner zum Schweigen gebracht wurden; denn die Thatsachen waren ohnedies öffentlich bekannt. Doch damit waren die argen Folgen nicht gehoben, welche dies so sonderbare Benehmen des Herrn von Tournon in China zurückgelassen hatte; und die eben derselbe Viceprovinzial P. Thomas in Kürze also angibt.

Folgendes, spricht er, ist nun der Stand der Religion in China seit der Abreise des Herrn Patriarchen.

Erstens. Der Kaiser bereut es, daß er so viele Gnaden und Auszeichnungen an den Herrn Patriarchen verschwendete; und wirft den Missionären seines Pallastes Tag für Tag die dringenden Bitten vor, mit welchen sie Seine Majestät bestürmten, diesem Prälaten Einlaß in China und sogar Zutritt an seinen Hof zu gestatten.

Zweitens. Der Monarch behauptet, man habe die Ehrfurcht gegen ihn verletzt; und droht desfalls Rache zu nehmen. Er gab auch bereits Zeichen seines höchsten Unwillens dadurch, daß er die Geschenke zurückkehren ließ, und den Herrn Patriarchen fortsandte.

Drittens. Man bildet sich bei Hofe ein, die Uneinigkeiten der Missionäre könnten nur aus irgend großen Planen der Ehrsucht entstanden seyn. In dieser Absicht ließ der Kronprinz heimliche Nachforschungen in den Provinzen anstellen. Ja er verhielt sogar

Einen seiner Diener sich taufen zu lassen; um durch ihn hinter das Geheimniß unsrer Versammlungen zu kommen. Aus dieser Ursache ward auch Herr Quetti scharf bedroht, um ihn zur Aussage alles dessen zu nöthigen, was er von den Jesuiten wüßte.

Viertens. Man fängt an, in Gegenwart des Kaisers heftig wider die christliche Religion loszuziehen; wessen bisher Niemand sich hatte vermessen dürfen. Der Kronprinz ist Einer der heftigsten. Viele Mandarinen wollen ihre Frauen, Kinder und Sclaven zwingen, dem Christenthum zu entsagen, weil das Oberhaupt desselben oder doch sein Vertreter den Kaiser beleidiget habe.

Fünftens. Die Bonzen triumphiren, und verbreiten gewisse Orakelsprüche ihrer Götter, welche unsern Untergang weissagen.

Sechstens. Unsre Religion fängt an verdächtig zu zu werden. Sie hatte sehr bedeutende Fortschritte gemacht, weil der Kaiser ihrer Heiligkeit, so wie der Rechtschaffenheit der Missionäre fortwährend Zeugniß gegeben hatte. Nun aber, da die Heiden sahen, daß man sie über wesentliche Punkte anklagt, werden sie irre, und wissen nicht was sie von ihnen denken sollen.

Siebentens. Das Ansehen des Oberhauptes der Kirche, das wir so sehr erhoben hatten, fängt an, in den chinesischen Kirchen abzunehmen. Man erstaunt, daß Diejenigen, die seinen Wohlthaten am meisten verdanken, nur bedacht sind, andere zu erniedrigen. Ja man erstaunt, daß man früher die Ge-

walt und das Ansehen des Papstes als Jesu Christi predigt; und daß Solche, die in der Religion einen Rang haben, sich dadurch Ehrenbezeigungen und zwar sogar von Denjenigen verschaffen wollen, welche dieselbe nicht einmal angenommen haben.

Achtens. Der gute Ruf der Missionäre hat einen furchtbaren Stoß erlitten und ist durch und durch erschüttert.

Neuntens. Es ist hier nicht wie an den Höfen von Europa, wo man die Jesuiten ohne sonderlichen Nachtheil verlacht. Denn man weiß dort bei alle Dem, woran man ist. Hier aber leidet das Heil der Seelen großen Schaden, wenn man sie um ihr Ansehen bringt. Indessen glauben wir versichern zu können, daß Niemand mehr arbeitet als sie; und daß auch Niemand mehr leidet als sie.

Alle diese einzelnen Punkte aber waren gleich eben so vielen Gewitterwolken, die an dem Horizont der chinesischen Kirche aufstiegen und allmälig sich zusammenzogen. Zwar hielt der Kaiser selbst, ob auch auf's Höchste gereizt, in seinem Hochsinne den Ausbruch dieses Gewitters noch einige Zeit zurück; aber der schöne Tag war verdunkelt und schien sich zu neigen; ja wir werden bald sehen, wie durch alle diese Vorgänge ermuthigt, die Feinde des Christenthums eine Verfolgung um die andere erheben, die Religion Jesu Christi von Grund aus zu zerstören.

XXII.

Arbeiten der andern Väter in den Missionen. Denkwürdige Taufe eines Kindes. Bekehrung einer alten Götzendienerin. Schutz eines Mandarins.

Während dieser Vorgänge waren die Väter Parrenin, Jartoux, Regis und noch einige andere in der Tartarei mit der Aufnahme der Karte dieser großen Provinz beschäftiget; wobei sie jedoch nicht minder beflissen waren, die Anzahl der Gläubigen mit jedem Tage zu vermehren. P. Parrenin selbst unterrichtete und taufte eine bedeutende Anzahl tartarischer Kriegesleute und bereitete eine noch größere Anzahl Bekehrungen durch seine Katechisten vor; die er dann selbst vollendete. Die Kriegsmandarinen indessen sahen es mit größtem Unwillen, daß ihre untergeordneten Soldaten den Götzendienst verließen; und die Neugläubigen sandten einige Abgeordnete an diesen Vater mit der Klage, Einer ihrer Hauptleute habe in sie gedrungen, das heilige Gesetz zu verlassen, das sie angenommen; und da weder seine Schmeichelworte, noch seine Drohungen etwas über sie vermocht hätten, lasse er sie unbarmherzig schlagen; was er als ihr Hauptmann ungestraft thun dürfe. Dennoch aber wären sie bereit, lieber unter Qualen zu sterben, als den heiligen Glauben zu verläugnen. Sie sagten auch in ihrem Schreiben: „Wir fürchten diese Mißhandlungen nicht; weit schmerzlicher als Alles aber fällt es uns, daß unsere noch heidnischen Gefährten un-

sere Ermahnungen nun nicht mehr anhören wollen; weil sie fürchten, es werde ihnen eben so ergehen wie uns. Wir beschwören Sie daher, geliebter Vater, mit dem Sohne unseres Generals Ma=li=tu zu sprechen, daß er diesen Feind unsrer heiligen Religion besänftige."

Es ward aber, seit die Beobachtung der chinesischen Gebräuche unter den früher bestandenen Beschränkungen, den Christen verboten ward,*) die Be=

*) Im Jahre 1720 kam der Patriarch Karl Mazzabarba, ein frommer und gemäßigter Mann, als apostolischer Legat nach China. Doch hatten seitdem die Dinge sich gar sehr geändert. Nichts desto minder nahm dennoch der Kaiser ihn mit vieler Leutseligkeit auf. Als es aber zur öffentlichen Kundmachung der päpstlichen Bulle kam, wodurch die chinesischen Gebräuche auf's neue, und zwar weit strenger als früher verboten wurden, protestirten alle Missionäre feierlich dagegen, und es erhob sich ein furchtbarer Streit. Denn die Missionäre sagten, und zwar nicht mit Unrecht, diese Maßregel sei geeignet, allen Missionen den Untergang zu bringen; worauf aber der Legat antwortete, lieber wolle er alle Missionen zu Grunde gehen sehen, als wider den Gehorsam gegen den heiligen Stuhl sich versündigen. Am meisten ward über die Sache der Kaiser aufgebracht. Er sagte unter Andern, er habe das Dekret des Papstes gelesen; es enthalte nichts Anderes als was Maigrot behauptet habe (den der Kaiser unterdessen nach Europa zurückgeschickt hatte); der nicht einmal zwei chinesische Worte ohne Fehler schreiben könne, und ein Urtheil über die chinesischen Sitten sich anmaße, die er nicht verstehe. Er verglich den Papst

kehrung der Heiden mit jedem Tage schwerer. Noch vor diesem Verbot hatten sie beständig vor einer Menge abergläubiger Gebräuche auf ihrer Hut seyn müssen, die in der Form der Verträge, auf gesellschaftlichen Reisen, bei allgemeinen Belustigungen, Krankheiten, öffentlichen Drangsalen, welche aus Dürre oder übermäßigem Regen entstehen, bei Ehen oder Leichenbegängnissen Statt finden. Nun aber waren sie gleichsam nothgedrungen, sich auf sich selbst zu beschränken, alle Gesellschaften zu meiden, nicht selten

---

einem blinden Jäger, der auf die Jagd gehe, unwissend wohin er schieße. Er sei es nun, sprach er ferner, geradezu satt, daß man seinen Unterthanen immer vorschreiben wolle, was sie thun, und was sie nicht thun dürften, und die beständigen Zänkereien zwischen denjenigen, deren Beruf es sei, vielmehr Frieden zu stiften, seien ihm auf's höchste zuwider, um daher denselben ein Ende zu machen, verbiete er den Europäern länger in China zu bleiben. Hierauf aber bestürmten alle Missionäre den Legaten, der nun sich nothgedrungen sah, vor der Hand die Kundmachung des Dekretes zu suspendiren, und unterdessen einige chinesische Gebräuche unter gewissen Beschränkungen zu erlauben. Auch reichte er eine demüthige Vorstellung an den Kaiser ein, der denn desgleichen seinen Befehl über die Vertreibung der Missionäre stillschweigend zurücknahm. Ja der Legat kam in ein solches Gedränge, daß er endlich in Eile nach Rom abreiste, wo nach seiner Ankunft die Erlaubniß, die er provisorisch gegeben hatte, sogleich durch ein neues Dekret verboten, und den Missionären ein neuer Eid über diesen Gegenstand vorgeschrieben wurde.

einem rechtmäßigen und bedeutenden Gewinn zu entsagen, mit Freunden und Verwandten zu brechen, manchen Gönner und Beschützer zu verlieren, einem Dienstherrn zu widerstehen, und dem Zorn eines Vorgesetzten sich auszusetzen. Sie mußten entweder das Christenthum verläugnen oder in einem Stande beständiger Aufopferung als wahre Heilige leben. Dessen ungeachtet nahm die Anzahl der Gläubigen noch immer zu, und waren die Chinesen einmal Christen geworden, und von den ewigen Wahrheiten durchdrungen, so fanden sie in ihrem Glauben mächtige Waffen gegen alle diese Hindernisse.

Unter den verschiedenen Begebnissen, die P. Parrenin von seinen Missionen erzählt, ist die Taufe eines Kindes besonders merkwürdig. Zwei Christen von King-te-tsching, die über die Gebirge reisten, begegneten auf ihrem Wege einen Mann, der auf seinen Armen einen kleines Kindlein trug, und bitterlich weinte; da dies arme Kind nahe daran war, zu sterben. Es ging aber dieser Mann mit demselben gegen einen Götzentempel hin, daselbst sein Aufkommen zu erflehen. Einer dieser beiden Christen, der ein Arzt war, sah das Kind aufmerksam an, und erkannte sogleich, daß es kaum noch einige Stunden zu leben habe. Er tröstete also den Vater so gut es ihm möglich war, und sprach mit ihm von der Glückseligkeit, die er seinem Söhnlein verschaffen könne, wenn er es genehmigte, daß man die Taufe ihm ertheilte. Gedrängt von den Ermahnungen des Neugläubigen, willigte er endlich ein. Indessen aber

wußte man nicht, wo man Wasser hernehmen sollte; denn sie waren auf einem trockenen Felsengebirge und sehr weit von jedem Orte entfernt, wo Wasser wäre zu finden gewesen. Als sie jedoch dessen am wenigsten sich versahen, kam ein Mann vorüber, der zwei Eimer Wasser trug; und das Kind ward auf der Stelle getauft. Der Mann aber, der das Wasser gebracht hatte, war einen Augenblick hernach verschwunden; ohne daß man erfahren konnte, woher er gekommen, noch in welcher Absicht er dies Wasser durch diese Wüste getragen habe. „Unsre Christen, fügt der Missionär bei, hielten dies für eine Art Wunder; ich aber beschränke mich darauf, Gottes Vorsehung über seine Auserwählten zu bewundern."

Dieser berühmte Missionär hatte zu King=tetsching von seinem Jahrgelde allmälig eine Kirche erbauen lassen; weil eine Menge Fremde des Handels wegen in dieser Stadt zusammenströmen; und daselbst gegründete Hoffnung sich ergeben hatte, den Glauben zu verbreiten; die auch größtentheils in Erfüllung ging. Unter den Personen aber, die daselbst am thätigsten für die Bekehrung der Heiden wirkten, war eine junge Frau, die ihre Großmutter, ihren Vater, ihre beiden Brüder und eine Schwägerin dem Glauben Jesu Christi gewann. Auch hatte sie zur Zeit einer großen Sterblichkeit eine Menge Kinder heimlich getauft. Es waren jedoch diese Bekehrungen ihr keineswegs leicht geworden; zumal hatte sie ihre Großmutter nur nach langer Zeit und mit äußerster

Mühe dahin bewegen können, dem Aberglauben des Heidenthums zu entsagen.

Diese ihre Großmutter, die ihre Geduld und ihren Eifer lange geübt hatte, war bereits sechs und achtzig Jahre alt. Was man in Europa das andächtige Geschlecht zu nennen pflegt, spricht der Missionär, ist hier in China das abergläubigste Geschlecht auf Erden. Dies Weib also beobachtete von jeher die strengste Faste; sie lebte nach der ganzen Strenge ihrer Sekte, und hatte über vierzig Jahre nichts gegessen, das Leben in sich hatte. Ueberdies war sie eine Andächtlerin des Gottes Fo, hielt lange Gebete und war in die Verbrüderung des berühmten Tempels Ki-ku-hoa-schan eingeschrieben. Diesem Tempel strömen Wallfahrter aus weiten Gegenden zu. Sind die Pilger am Fuße des Berges angekommen, so knien sie bei jedem Schritte nieder und werfen sich auf's Angesicht. Die diese Pilgrimschaft nicht vollbringen können, geben ihren Freunden den Auftrag, ihnen ein großes gedrucktes Blatt zu kaufen, das an einem der Ecke von den Bonzen bezeichnet ist. Mitten auf diesem Blatte ist der Gott Fo abgebildet; auf dem Gewande dieses Gottes aber und rings um seine Gestalt sind eine Menge kleiner Rundkreise angebracht.

Die der Andacht zu dem Gotte Fo ergeben sind, sprechen tausendmal das Gebet Na-mo-o-mi-to-Fo, das sie aber nicht verstehen, weil dasselbe sammt der Sekte des Fo selbst aus Indien zu ihnen kam. Ueberdies machen sie hundert Kniebeugungen; worauf sie Einen der Rundkreise mit einem ro-

then Striche bezeichnen. Sie laden auch von Zeit zu Zeit die Bonzen in ihre Häuser ein, daselbst zu beten und die mit rothen Strichen angefüllten Rundkreise zu besiegeln und nach gehöriger Form zu beglaubigen. Diese werden dann bei Leichenbegängnissen, in einem von den Bonzen wohlversiegelten Kästchen getragen, das sie L u= i n, nämlich einen Paß für die Reise dieses Lebens in das andere nennen. Dieser Paß kostet immer einige Taels, dafür aber ist derselbe auch nach ihrer Versicherung, ein Unterpfand einer glücklichen Reise nach Jenseits.

Die Großmutter unsrer jungen Christin hatte alle Ursache, wegen ihres künftigen Lebens mit ihrem Gotte zufrieden zu seyn; denn sie hatte dessen eine sichere Bürgschaft in ihren vermeintlichen Verdiensten. Ihr L u= i n war voll; und er hatte sie zu verschiedenen Malen bis dreißig Taels gekostet. Hieraus mag man schließen, spricht P. Parrenin, durch wie viele Bande sie an den Gott F o geknüpft war; und ob es eine leichte Aufgabe war, diese Tochter Abrahams in Freiheit zu setzen, welche Satan schon seit so vielen Jahren gefangen hielt. Nichts desto minder warf sie zuletzt selbst ihren L u= i n ins Feuer und entsagte ihren eingebildeten Abläßen, um in den heilsamen Fluthen der Taufe wiedergeboren zu werden. Man nahm ihr eine Art Rosenkranzes hinweg; wiewohl man denselben hätte zu heiligem Gebrauche weihen können; blos um alle abergläubigen Gedanken aus ihrem Sinne zu verbannen; welche Klugheit den vollen Beifall des Missionärs erhielt. Denn die Anhänger dieser Sekte tragen beständig um den Hals

oder um den Arm einen Rosenkranz von Werthe, der aus hundert kleinen, und acht großen Korallen besteht; und bei dem Herabrollen dieser Korallen sprechen sie jene geheimnißvollen Worte: Na=mo=o mi=to=Fo. Der Gebrauch dieser Art Rosenkränze in der Sekte des Fo ist um viele Jahrhunderte älter als der heilige Rosenkranz in der katholischen Kirche.

Als man dieser guten alten Katechumenin das erlauchte Zeichen des Kreuzes erklärte und ihr sagte, wie furchtbar dies heilige Zeichen den bösen Geistern sei, fügte sie, spricht P. Parrenin, eine Bemerkung bei, die ich nicht übergehen will. „Wunderbar! sprach sie, ist es euch niemals aufgefallen, daß wir an den Belustigungen des fünften Tages des fünften Mondes den Kindern, die man hinausführt, ein Kreuz mit rother Farbe auf die Stirn zeichnen, um sie vor den bösen Geistern zu behüten? Wirklich auch versicherte mich Einer meiner Christen aus dem nämlichen Dorfe, daß diese Gewohnheit daselbst besteht; dies aber bestätigt was Einige versichern, die christliche Religion sei ehemals in China unter dem Namen Sche=tse=kiao d. h. Religion des Kreuzes bekannt gewesen *).

Ein anderer Missionär berichtet unter verschiedenen Ergebnissen auf seiner Mission von Jao=tscheu,

*) Wir sehen aus der Relation des Marco Paolo, daß das Christenthum schon im zwölften Jahrhunderte in China bekannt wurde. Auch sandte bereits Innocenz IV. und Nicolaus IV. Missionäre dahin; doch brachten ihre Arbeiten keine dauernden Früchte.

welche mancherlei Verfolgungen ausgesetzt war, auch, wie die göttliche Vorsehung diese Mission in Schutz nahm, und den Tao oder obersten Mandarin dahin neigte, die Religion der Christen zu beschützen. Dieser Mandarin war eines unbescholtenen Wandels und so fern von allem Aberglauben, daß man ihn längere Zeit hindurch für einen Christen hielt. Er hatte sogar einige Götzentempel verschließen und die Bonzen mißhandeln lassen. Die Gelegenheit aber, bei welcher er den Christen geneigt ward, war folgende.

Schon seit länger als einem Monate war das Land mit einer nahen Dürre bedroht; der ganze Himmel stand während dieser Zeit wie im Feuer; alle Hoffnung auf eine Ernte war verschwunden. Das Volk und die Obrigkeiten nahmen, der Sitte gemäß, ihre Zuflucht zu den Götzen, Regen durch sie zu erhalten. An diesen Ceremonien haben Aberglauben und Politik großen Antheil; die Volksmenge folgt den Vorurtheilen der Erziehung; die Obrigkeit aber, um populär zu scheinen, fügt sich den lächerlichsten Begriffen des Volkes.

„Die Angst des Tao, fährt der Missionär fort, war so groß, daß er oftmals bei Nacht aufstand und hinausging, um zu sehen, ob der Himmel sich noch nicht mit Wolken bedecke. Er hatte bereits seinen ersten Diener zu mir gesandt, mich zu begrüßen und den traurigen Stand mir anzuzeigen, worin er sich befinde. Ich machte damals gerade einige Ausflüge in die Dörfer. Unterdessen drängte man ihn, einige abergläubigen Gebräuche zu erlauben, die

nach dem Sinne des Volkes waren; er aber weigerte sich dessen standhaft; doch fiel ihm selbst ein Gedanke ein, der ziemlich neu war. Er befahl nämlich, bei Anbruch der Nacht in jeder Gasse Kinder in großer Anzahl aufzustellen, die von Zeit zu Zeit ein lautes Geschrei zum Himmel erheben sollten; weil er hoffte, ihre Unschuld würde es vermögen, den Regen, nach dem man seit so langer Zeit sich sehnte, vom Himmel herabzurufen. Doch auch dies Mittel war vergeblich. Da drängten seine untergebenen Mandarinen ihn auf's neue, seine Zuflucht zu dem Tschnig-hoang, nämlich zu dem Schutzgeiste der Stadt und des ganzen Regierungsbezirkes zu nehmen; und er gab ihnen endlich nach, und schrieb sogar ein eigenhändiges Gelübde; was er jedoch, wie er mich hernach versicherte, niemals gethan hätte, wenn ich zu Jao-tscheu gewesen wäre."

„Den Tag nach meiner Rückkehr sandte er einen Abgeordneten zu mir, und ließ mir sagen, er wolle selbst kommen und den Gott anrufen, den wir anbeteten; ich möchte ihm nur sagen lassen, wie er sich dabei benehmen sollte. Ich antwortete: Unser Gott duldet es nicht, daß man mit andern Göttern Ihn vermenge; ob man Ihm auch den ersten Rang unter ihnen gebe; und man müsse an Ihn allein sich wenden. Er gab mir sein Wort, er würde in keinen Götzentempel gehen; sondern am folgenden Tage in meine Kirche sich begeben, und auf die ehrerbietigste Weise darin erscheinen. Wirklich auch kam er und ging von seinem Pallaste aus zu Fuße mit allen, ihm

untergeordneten Mandarinen, die ihm ein Ehrengeleite gaben. Plötzlich war mein Haus voll allerlei gelehrter und Kriegsmandarinen; und beinahe zugleich auch war der, an die Kirche angränzende Saal mit reichen Teppichen bedeckt, die in zwei Reihen gelegt wurden, auf welchen alle Mandarinen, je nach ihrer Würde Platz nahmen. Alle verbeugten sich mehrmals mit dem Angesicht auf die Erde, und zwar mit einer Ordnung, Ehrfurcht und in einer Stille, die mich zur Verwunderung hinriß."

„Als die Ceremonie zu Ende war, kam der Tao und mit ihm die vorzüglichsten Mandarinen, mich zu begrüßen, und baten mich dringend, die Hilfe unsres Gottes mit meinen Christen anzurufen. Ich antwortete ihnen, ich könne ihnen keine Gewißheit geben, ob unsre Gebete würden erhört werden; Gott sei in der Ausspendung seiner Gaben vollkommen frei; Er verleihe dieselben wann und wem Er wolle. Wenn die Großen des Reiches, fügte ich bei, dem Kaiser Jemand für eine Würde oder für ein Amt vorschlagen, beschränken sie sich darauf, seine Dienste und Verdienste ihm vorzustellen; die Belohnung derselben hängt dann von der Güte und Billigkeit des Kaisers ab. Ihm steht es frei, um was man ihn bittet, zu bewilligen oder zu versagen; und Niemand hat das Recht zu mißbilligen was er thut. Dies ist hier der nämliche Fall. Wir entfalten dem Herrn unser Verlangen, und stellen Ihm unsre Bedürfnisse vor; ob Er nun unser Gebet erhöre oder

nicht erhöre, verdient Er auf gleiche Weise unsre Anbetung und unsre Ehrfurcht."

„Kaum hatten sie sich entfernt, so versammelte ich meine Christen in die Kirche. Sie fingen sogleich an zu beten; und wir thaten ein Gelübde zur heiligen Anna, deren Fest an eben demselben Tage gefeiert ward, um durch ihre Fürbitte Hilfe in dieser so großen Noth zu erlangen. Als das Gebet zu Ende war, fing der Himmel an, mit dicken Wolken sich zu bedecken; bald darauf fiel ein starker Regen, dessen erste Tropfen auf den Pallast des Mandarins fielen. Sei es nun, daß an demselben Tage der Regen nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur fallen sollte, oder daß Gott die Zeit desselben früher herbeigeführt habe, so viel ist gewiß, daß man ihn allgemein als eine Wohlthat des Gottes betrachtete, den wir angerufen hatten. Man glaubte Anfangs, der Regen wäre nur in der Stadt und in der Umgegend gefallen; allein er war allgemein und reichlich."

„Der Tao konnte seine Freude nicht verbergen. Sogleich sandte er meiner Kirche ein Geschenk von Kerzen, Rauchwerk, und ein Gefäß voll der herrlichsten Blumen des Landes, die er eigenhändig gepflückt hatte; damit solche auf unsern Altar gestellt würden. Auch wollte er selbst dem allerhöchsten Gott feierliche Danksagungen darbringen. Der Ceremonienmeister, welchem Musikanten folgten, die auf Hörnern und einer Art Flöten bliesen, kündigte mir seine Ankunft an. Ich ging ihm entgegen. Er war bereits aus seinem Wagen ausgestiegen, und legte

eben seinen Staatsmantel und die übrigen Zeichen seiner Würde an, wie die Mandarinen von hohem Range solche nur an den Tagen öffentlicher Ceremonien, oder dann anlegen, wenn sie bei Personen höhern Ranges Besuche abstatten. Er vollbrachte auch die Ceremonie in meiner Kirche mit so tiefer Ehrfurcht und Andacht, daß man ihn für Einen der eifrigsten unsrer Christen gehalten hätte."

„Als er aus der Kirche kam, lud ich ihn in mein Haus ein, und setzte ihm eine kleine Collation vor. Er schien damit zufrieden zu seyn. In meiner Unterredung mit ihm führte ich die Rede auf die Plackereien, mit welchen die Heiden meine Christen so oft bedrängten, und bat ihn denselben abzuhelfen. Sie sehen, gnädiger Herr, sprach ich, daß der Gott, den wir anbeten, ein großer Herr ist, den man nicht vergeblich anruft. Indessen werden seine Diener täglich zu Steuern genöthigt, welchen sie sich nicht unterwerfen können, ohne die Reinheit ihres Glaubens zu verletzen. Man zwingt sie, zu dem Kult der Götzen beizutragen; und weil sie dessen nach Pflicht sich weigern, erregt man Aufruhr gegen sie; ja man wollte sie sogar aus der Stadt verjagen. Unfehlbar auch werden sie der Gewalt ihrer Feinde erliegen, wenn nicht Sie durch Ihr Ansehen sie beschützen. Ein öffentliches Edikt, von Ihnen erlassen, würde sie vor Unterdrückungen schützen; und nichts wäre Ihrer Billigkeit und dem Wohlwollen mehr gemäß, mit welchem Sie uns beehren."

„Der Tao gab mir sein Wort, er werde diesen ungerechten Erpressungen Einhalt thun; und wirklich erschien am folgenden Tage ein Edikt, das er sogleich verfaßte, als er mich verlassen hatte; und worin er diese Gelderpressungen nicht nur auf das Strengste verbot; sondern auch den Richtern befahl, Diejenigen, die gegen sein Edikt handeln würden, strenge zu bestrafen; Denjenigen aber, welchen etwa ihr Recht nicht widerführe, erlaubte, vor seinen eigenen Richterstuhl zu kommen; auf welche Weise denn meine Kirche Ruhe und Frieden erlangte."

„Den Tag nach der Veröffentlichung dieses Ediktes lud der Tao mich zu seiner Tafel ein. Er erzeigte mir viele Höflichkeiten während des Mittagmahles, und sagte mir öfters, er würde die ausgezeichnete Wohlthat nie vergessen, die er durch den Gott der Christen erlangt habe. Ich benützte diese Gelegenheit, die Wahrheiten des Heils ihm zu verkündigen. Sein Stillschweigen und die Verlegenheit, die auf seinem Angesichte sich ausdrückte, bewiesen mir, daß er auf meine Rede aufmerkte, ja sogar die Fragen, die er zuweilen an mich stellte, dürften als Vorzeichen seiner Bekehrung angesehen werden. Er bemerkte mir, man sehe keine Gelehrten unter den Christen; wiewohl derselben in andern Provinzen sind. Ich aber gab ihm hierauf eine Antwort, die, wie es schien, Eindruck auf ihn machte; ich sagte ihn nämlich, unser Eifer umfange sowohl die Armen als die Reichen. Indeß ich hier auf die Weise der Chinesen lebte, in der Absicht an der Bekehrung der

Großen und des Volkes zu wirken, brächten viele meiner Brüder ihr Leben in Wäldern mitten unter Wilden zu, und würden mit ihnen zu Barbaren, um Jesu Christo sie zu gewinnen."

„Ich fügte noch bei, unter der vorigen Regierung, ehe noch die Tartaren das Reich eroberten, hätten viele Mandarinen bei Hofe und in den höchsten Aemtern der Provinzen sich öffentlich zum Christenthum bekannt. Dies bezeugte ich ihm durch die Abschrift eines Edictes, das vor beinahe hundert Jahren ein christlicher Mandarin, der eine eben so hohe Stelle als er selbst begleitete, veröffentlicht, und worin er für eine ganz ähnliche Wohlthat, wie nun er selbst erlangt habe, Gott feierliche Danksagungen dargebracht hätte. Er nahm diese Schrift und fragte mich, ob er solche behalten dürfe. Dies aber war's gerade was ich beabsichtigte. Denn Beispiele wirken tief auf die Chinesen ein. Diese denkwürdige Schrift lautet wie folgt:

„Ich Sun (dies war der Familienname des Mandarins) gebe den gelehrten und den Kriegsmandarinen, dem Adel und dem Volke kund, daß ich an dem heutigen Tage dem allerhöchsten Herrn Danksagungen für den Regen abstatten werde, den Er so gnädig war, uns zu verleihen."

„Der allerhöchste Herr des Weltalls hat unser flehentliches Gebet erhört; Er hat seine Barmherzigkeit über uns herabgesendet, die Stimme seines Donners ist erschollen; und es folgte ihr ein reichlicher Regen. Das ganze Land erhielt Antheil an dieser

Wohlthat des Herrn. Dürften wir je die Danksagungen unterlassen, die wir Ihm dafür schuldig sind?"

„Wahrlich, das Weltall hat einen Herrn, der dasselbe gebildet hat, und der es erhält. Und dennoch wenden die Menschen sich an die Dämonen, statt ihre Zuflucht zu dem Urheber aller Geschöpfe zu nehmen; sie verlassen den rechtmäßigen Herrn und hängen einem Gewalträuber an."

„Was ist je ungerechter und zugleich lächerlicher als die Verehrung der Geister? Man schlachtet ihnen Thieropfer; man ergießt ihnen Trankopfer, und verbrennt gemünztes Goldpapier für sie. Wer da behauptet, die Geister bedürften dieser Dinge, der unterwirft sie den gewöhnlichen Bedürfnissen der Menschen. Wie kann man hiernach noch denken, sie ständen dem Weltall vor? Wer sich einbildet, die Geister hielten etwas auf gemünztes Papier, der hält sie für minder vernünftig als die Menschen; und man sagt noch, solche Geister seien die Herren des Weltalls? Was ein Mensch nicht thun möchte, das eignet man diesen vorgeblichen Herren der Welt an! Opferet ihnen Speisen und Wein; dann könnet ihr Wohlthaten von ihnen hoffen! Dies heißt von diesen Geistern eine Meinung haben, die man nicht einmal von dem geringsten Mandarin haben möchte."

„Einen weit höhern Begriff habe ich von Demjenigen, den ich anbete. Dieser wahrhaftige Herr ist ein purer Geist; nichts ist vor Ihm verborgen; Er sieht Alles; Er kennt Alles. Diese Lehre ist leicht

zu begreifen; indessen kennen dieselbe dennoch nur Wenige. Was mich betrifft, habe ich das Glück gehabt, diese Lehre zu erlernen und zu glauben. Darum erkläre ich, daß ich heute, angethan mit meinen Ceremonienkleidern, aus meinem Pallaste hervortreten werde, dem allerhöchsten Herrn aller Dinge für seine Wohlthaten zu danken. Einer meiner ersten Beamten zu Pferde wird vor mir herreiten, und das Gemälde des heiligen Namenszuges des Herrn (den Namen Jesus) mir vorantragen. Diesen meinen Willen gebe ich durch gegenwärtige Schrift kund, damit männiglich sich darnach richte. Gegeben im Jahre der Regierung des Kaisers Tschun-tschin, am zehnten Tage des fünften Mondes."

„Es ist glaublich, schließt der Missionär, daß dies Edikt, welches von einem hohen Mandarin erlassen ward, unsern Tao in den guten Gesinnungen bestärken wird, die er gegen unsere Religion und Diejenigen hat, die solche verkünden."

XXIII.

Schwere Katastrophe im Hause des Kaisers. Sein abermaliges Vertrauen zu den Missionären.

So wie beinahe jedes Jahr, reiste der Kaiser auch in dem Jahre nach jenen traurigen Vorfällen, von welchen in den letzten Nummern die Rede war, nach der Tartarei, wo P. Parrenin und die übrigen Missionäre ihn mit großer Freude empfingen; so wie denn auch er selbst diesen Vätern herzlich zugethan

war. Es hatte sich aber während seiner Abwesenheit von Peking eine furchtbare Kabale in seinem eigenen Hause entsponnen; worüber die ganze Festigkeit des Kaisers so gewaltig erschüttert ward, daß es ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Es hatte nämlich sein ältester Sohn den Plan gefaßt, seinen Bruder, den Kronprinzen um den Thron zu bringen; und es war ihm gelungen die Treue dieses Prinzen so sehr bei seinem Vater zu verdächtigen, und theils selbst, theils durch seine Helfershelfer den Kaiser auf so schlaue Weise von der Schuld des Thronerben zu überzeugen, daß der sonst so große Scharfsinn dieses Monarchen wirklich überlistet ward, und er diesen unglückseligen Prinzen auf der Stelle festnehmen ließ. Die Bestürzung über dies Ereigniß war allgemein. Es war auch in der That ein Jammer, diesen edlen Prinzen, dem beinahe gleiche Ehre wie dem Kaiser selbst erwiesen ward, plötzlich in Fesseln zu sehen. Nicht minder kläglich auch wars, daß seine Kinder und die ersten Herren seiner Umgebung in sein Unglück mitverflochten wurden. Bei dieser Gelegenheit wurde bekannt, daß ein Nativitätsteller dem Prinzen mehrmals vorhergesagt hatte, er werde niemals Kaiser werden, wofern er es nicht in einem gewissen Jahre werde, das er ihm vorbestimmte. Der Kaiser aber hatte dies kaum erfahren, so verurtheilte er diesen Wahrsager, in tausend Stücke zerhackt zu werden, welche Todesstrafe die schwerste in China ist.

Da aber ein Ereigniß wie die Absetzung eines Kronprinzen in China etwas Unerhörtes ist, hielt der Kaiser

sich verpflichtet, seinem Volke die Gründe anzugeben, die zu einer Maßregel ihn bewogen, welche im ganzen Reiche das größte Aufsehen erregte. Nicht lange also, und die Zeitungen strotzten von Manifesten und Schmähungen über das Betragen des Prinzen; sein Leben ward von seiner frühesten Kindheit an mit aller Strenge durchforscht, und man sah in diesen Erklärungsschriften einen zürnenden Vater, der Vieles sagte, und noch weit mehr zu denken gab. Da aber andererseits des Kaisers erstgeborner Sohn aus allen seinen Kindern der Einzige war, der seine Zuneigung besaß, wurden in diesen Manifesten ihm große Lobsprüche ertheilt; und er selbst hegte die sicherste Hoffnung, bald über dem Ruine seines Bruders sich erhoben zu sehen.

Indessen ließ es den Kaiser nicht ruhen; es stiegen Zweifel in seinem Vaterherzen auf; und erforschte und forschte so lange und mit so weiser Umsicht, daß er endlich auf Spuren von arglistigen Ränken kam, welche waren angewendet worden, den Kronprinzen zu verderben, dessen Unschuld er endlich erkannte. Man denke sich das Erstaunen des Fürsten; und wie tief diese Entdeckung sein Gemüth abermal erschüttern mußte! Er erfuhr, daß der Erstgeborne seinen Anschlag auszuführen, zur Magie und zu verschiedenen Zauberwerken gegriffen, und auf Anstiftung einiger Lama's (tartarischer Götzenpriester), die in der sogenannten Schwarzkunst sehr geübt waren, ein Standbild unter allerlei abergläubigen Ceremonien in der Tartarei hatte vergraben lassen. Kaum aber

hatte er dies vernommen, als er auf der Stelle diese Lama's ergreifen, und die Statue ausgraben ließ, seinem Erstgebornen aber vor der Hand seinen Pallast zum Gefängnisse anwies; bis er einige Zeit hernach in die nämlichen Fesseln ihn schlagen ließ, die sein Bruder noch bis zur Stunde trug.

Ueber den schmerzlichen Kummer, den er über diese häusliche Zwietracht empfand, versank der Kaiser in eine tiefe Schwermuth, die von so heftigem Herzklopfen begleitet war, daß man für sein Leben fürchtete. In dieser äußersten Verstimmung wollte er seinen Sohn sprechen; der seiner Würde als Thronerbe entsetzt war. Er ward also aus dem Gefängnisse geholt, und als ein Verbrecher in Fesseln vor den Kaiser geführt. Bei dem Anblick seines Vaters brach dieser unglückliche Prinz in lautes Jammergeschrei aus, und weinte so schmerzlich, daß das Vaterherz des Kaisers tief gerührt ward, und er selbst der Thränen sich nicht erwehren konnte. Indessen sandte er ihn wieder ins Gefängniß zurück; ließ jedoch die Fesseln ihm abnehmen.

Hierauf aber besprach er sich einige Male mit den Großen des Reiches, und fragte sie, ob er nicht Macht habe, einem Sohne die Freiheit zurückzugeben, dessen Unschuld so klar am Tage liege. Es antworteten aber die meisten dieser Herren ziemlich kalt, dies stehe bei ihm, und er könne nach Gefallen über ihn verfügen. In Einige aus ihnen, die auf den baldigen Tod des Kaisers rechneten, gaben ihm nicht undeutlich zu verstehen, es sei Zeit für die Ruhe des

Staates zu sorgen, und sich einen Nachfolger zu ernennen; in welcher Absicht sie seinen achten Sohn ihm vorschlugen, für den sie große Vorliebe bezeigten. Es verdroß aber den Kaiser, daß sie durch diesen Vorschlag den Kronprinzen von der Thronfolge ausschlossen; ja es bedünkte ihn, und vielleicht nicht mit Unrecht, sie fürchteten die Wiederherstellung desselben, weil sie ohne Zweifel zu seiner Absetzung mitgewirkt hatten, und daher vor seiner Rache zitterten, wenn er zur Regierung gelangte.

Ihr Widerstand aber kam ihnen theuer zu stehen. Aufgebracht über die geringe Achtung seiner Minister gegen seinen Willen, setzte der Kaiser die Ersten unter ihnen ab; und entfernte die Günstlinge, die der Wiedereinsetzung des Prinzen vorzüglich entgegen waren. Dieser Gewaltstreich erschütterte alle Großen; hätten sie solchen vorhergesehen, so hätten sie unfehlbar einen furchtbaren Aufruhr erregt; da er jedoch so plötzlich kam, brachte er eine umgekehrte Wirkung hervor; denn Alle gaben dem Entschlusse des Kaisers vollkommnen Beifall. Es ward also der Prinz mit Allen Förmlichkeiten, die im Reiche üblich sind, abermal in seine frühere Würde eingesetzt; allenthalben wurden öffentliche Freudenfeste angestellt, und es ward lange Zeit hindurch ein Schauspiel aus der chinesischen Geschichte aufgeführt, das einige Aehnlichkeit mit diesem Ereignisse hatte. Der Kaiser selbst ließ einen kaiserlichen Nachlaß verkündigen, das heißt, er erließ den Einzelnen die rückständigen Steuern, wegen welcher sie in diesem Reiche Vieles zu leiden haben. Durch einen solchen

Nachlaß werden auch die Strafen, zu welchen die Verbrecher verurtheilt sind, bedeutend gemildert; so daß Diejenigen, die minderer Verbrechen schuldig sind, straflos entlassen werden.

Der Wiedereinsetzung des Thronerben folgte die Strafe des Erstgebornen, von welcher bereits die Rede war, auf dem Fuße nach; er ward zum ewigen Gefängnisse verurtheilt; zugleich auch wurden die Lama's und sieben Hofleute des Prinzen, die bei seinem Zauberwerke ihm Hilfe geleistet hatten, zum Tode verdammt. Also fiel dieser Prinz in die Grube, die er seinem Bruder gegraben hatte. Denn ob auch jünger, war der Kronprinz dennoch ein Sohn einer rechtmäßigen Kaiserin; was ihm den Rang vor dem ältern gab, der nur ein Sohn eines Nebenweibes des Kaisers war.

Niemals zeigte dieser Monarch das erstaunliche Uebergewicht, das die Natur, die Erfahrung, die Politik und eine der längsten und glücklichsten Regierungen über seine Unterthanen ihm gegeben hatten, mit so gewaltiger Macht. Indessen sind Vorfälle dieser Art auch sehr geeignet, die Erdengötter zum Nachdenken zu führen und ihnen fühlbar zu machen, daß sie Menschen und sterblich sind gleich allen Uebrigen. Auch war der Kaiser sehr nachdenklich geworden; und weil die Zeit der Trübsale mehr als die der Wohlfahrt dahin stimmt, heilsame Regungen im Innern anzuhöreu, hielten zu dieser Zeit die Missionäre vielfältige Gebete und brachten dem Allerhöchsten das heilige Opfer für die Bekehrung dieses Fürsten dar.

führte die Ueberzeugung von einer Wahrheit immer zur Annahme derselben, so hätte dieser so weise Monarch gewiß längst zum Christenthum sich bekannt; denn er, der eine so große Erkenntniß des wahren Gottes hatte, wie solche in den Aufschriften sich ausspricht, die er für die Kirche in seinem Pallaste eigenhändig verfaßte, hätte die christliche Religion gewiß nicht als heilig verehrt, wenn er nicht eine genaue Kenntniß derselben gehabt hätte. Aufrichtig auch waren die Worte, die er zu dem apostolischen Legaten sprach, er wünsche daß alle seine Staaten christlich seien; so wie auch jene, die er an den Papst zu schreiben befahl, nicht an ihm sei es gelegen, daß die christliche Religion nicht größere Fortschritte in seinem Reiche gethan habe. Er gab auch Denjenigen, die mit der Erziehung seiner Prinzen beauftragt waren, strenge Verweise, daß sie ihnen erlaubt hatten, mit der Magie sich abzugeben. Dieß aber flößte den Missionären die Hoffnung ein, er würde endlich die falschen Sekten, die solchen Aberglauben lehren und üben, aus seinem Reiche verbannen, und die einzig wahre Religion einführen.

Unterdessen aber nahm die Krankheit des Kaisers mit jedem Tage zu; ja er ward so schwach, daß die chinesischen Aerzte alle Hoffnung verloren, und ihre Zuflucht zu den Europäern nahmen. Da durch die betrübenden Ereignisse, die wir aus der Rechtfertigungsschrift des P. Thomas ersehen, die christliche Religion und ihre Verkünder so bedeutend in China verloren hatte, daß sie beinahe in gänzlichen Miß-

credit versunken waren, betrachteten die Väter diesen Umstand als einen wahren Zug der göttlichen Vorsehung, die in dieser Bedrängniß ihnen zu Hilfe kommen wollte. Denn es ward der Bruder Rhodàs, ein frommer Greis, der in der Arzeneikunde sehr erfahren war, zu dem Kaiser berufen; und Gott segnete die Arzeneien, die er für seine Heilung anwendete. Durch eine Latwerge von Alkermes stillte er das heftige Herzklopfen, das den Kaiser erschütterte; worauf er ihm dann den Gebrauch des canarischen Weines anrieth; womit die Missionäre ihn versahen, welchen man desselben jedes Jahr von Manilla aus für ihre Messen sandte. Auf solche Weise kam der Kaiser allmälig wieder zu Kräften, und ward zuletzt vollkommen gesund. Er selbst wollte sein Volk von seiner Wiederherstellung überzeugen; und erschien in dieser Absicht zum zweiten Male während seiner Regierung öffentlich auf den Gassen, ohne daß nach der gewöhnlichen Sitte die Volksmenge sich hätte entfernen müssen. Denn dieß wird in China strenge beobachtet, und flößt für die Majestät des Herrschers eine ganz außerordentliche Ehrfurcht ein.

Bei dieser Gelegenheit wollte der Kaiser auch durch eine authentische Urkunde bezeugen, wie sehr er die Missionäre achte. Das Lob ihres Betragens und ihrer Anhänglichkeit an seine Person war in folgenden Worten ausgedrückt: „Ihr Europäer, die ich im Innern meines Pallastes verwende, ihr habet mir immer mit Eifer und Zuneigung gedient; ohne daß man bis jetzt euch hätte den mindesten Vorwurf ma-

chen können. Viele Chinesen mißtrauen euch; ich aber, der ich alle eure Schritte sorgfältig habe beobachten lassen, und niemals etwas gefunden habe, das nicht in der Ordnung gewesen wäre, bin von eurer Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit so sehr überzeugt, daß ich laut und öffentlich sage: Man solle euch trauen und euch glauben!" Und hierauf erzählt er die Art und Weise, wie seine Gesundheit durch die Europäer wiederhergestellt ward.

Diese Wore des Kaisers in einer öffentlichen Akte: Man soll euch trauen und euch glauben, brachten sehr heilsame Wirkungen hervor, und veranlaßten die Bekehrung mehrerer seiner Unterthanen. Ja sie waren auch ein Wink für die Großen; und trugen nicht wenig bei, mancherlei alberne Gerüchte und Verleumdungen zu zerstreuen, die man in Folge jener unseligen Ereignisse anfing wider die Missionäre zu verbreiten. Denn viele Ungläubigen streuten aus, die Europäer rissen, wie wir bereits dessen ein Beispiel anführten, den Sterbenden (bei der letzten Oelung) die Augen aus, um sich Ferngläser daraus zu machen; Andere aber sagten, diese entrissenen Augen hätten die Kraft weißes Kupfer in Silber zu verwandeln. Andere hinwieder, die Europäer zettelten heimlich Aufruhr an, des Reiches sich zu bemächtigen; sie verschafften sich Jünger durch Geld; woran es ihnen niemals fehle; da sie das Geheimniß besäßen, falsches Geld zu münzen; ihre Religion sei schändlich; denn in ihren geheimen Versammlungen kämen Männer und Weiber zusammen.

Andere sagten, sie hätten die wahre Absicht dieser Prediger des Evangeliums entdeckt. Diese Leute, sprachen sie, kommen zu uns, Seelen anzuwerben, woran in Europa großer Mangel ist. Wenn in diesem Reiche Christen sterben, so können sie, da sie durch den Empfang der Taufe den Europäern sich ergeben haben, ihnen nicht entfliehen. Durch gewisse Zauberworte, die sie über sie aussprechen, zwingen sie solche, nach Europa zu wandern. Da sehet also, welcher Gefahr man sich aussetzt, wenn man ein Christ wird! — So wie es aber in China Leute gibt, die unbesonnen genug sind, derlei Fabeln auszusprengen, also sind auch viele Chinesen so blind und so leichtgläubig, daß sie solche Albernheiten für wahr halten; und es ist unglaublich, wie Viele dadurch vom Christenthum abgehalten wurden. Es war also dies öffentliche Zeugniß, das in allen Zeitungen kund gethan wurde, eine förmliche Widerlegung aller dieser und vieler andern Lügen; da der Kaiser selbst sprach, man sollte den Missionären trauen und ihnen glauben. Ja dieser öffentliche Ausspruch des Monarchen dämpfte auch manche Verfolgungen, die sich nach einander erhoben; und zu welchen besonders die folgende gehört, welch beinahe allen Missionen den Todesstoß gegeben hätte.

XXIV.

Verfolgung des Censors Fan.

Der Urheber dieser Verfolgung war der Mandarin Fan-tschao-tso, Einer der Censoren des

Reiches, der dem Christenthum von jeher war abhold gewesen. Die unschuldige Veranlassung der gewaltsamen Maßregeln, die dieser mächtige Mann traf, das Christenthum aus dem Reiche zu verbannen, war eine junge Person von Stande, die unlängst die Taufe empfangen hatte, und die ein Enkel des Censors, welcher der Religion seiner Braut geneigt war, zur Ehe nahm. Man war noch vor dem Schluß dieser Ehe mit ihr und ihren Aeltern übereingekommen, es sollte ihr vollkommen frei stehen, die christliche Religion zu üben. Nichts desto minder führte man sie am Vermählungstage selbst, nach einigen gleichgültigen Ceremonien, in ein Zimmer, worin mehrere schön geschmückte Götzenbilder standen, welchen man sie aufforderte Ehre zu bezeigen. Sie jedoch weigerte sich dessen, und da sie fest auf ihrer Weigerung bestand, brauchten ihre Schwieger und andere Damen aus der Verwandtschaft Gewalt, um sie zu zwingen, das Haupt vor diesen Götzen zu neigen und sie anzubeten.

Als sie jedoch sahen, daß alle ihre Bemühungen fruchtlos abliefen, und sie weder durch Liebkosungen noch durch Drohungen irgend etwas über sie vermochten, begegneten sie ihr einige Tage hindurch mit harter Strenge. Doch auch dies half ihnen nichts; die neue Gläubige blieb unerschütterlich. Dies verdroß den Censor, den Großvater des Neuvermählten, im höchsten Grade; er gerieth darüber in Zorn, setzte sich nieder und verfaßte auf der Stelle eine Schrift wider die christliche Religion, die er dem Kaiser am

Tage überreichte, wo er zur Jagd abreiste. Da diese merkwürdige Schrift nicht ohne Interesse für unsre Leser seyn dürfte, folgt solche hier ihrem wesentlichen Inhalte nach.

„Die Europäer, spricht der Censor, verbreiten eine falsche und gefährliche Religion im Reiche. Sie lehren, der Herr des Himmels sei zur Zeit, als Han-gai-ti in China herrschte, in Judäa geboren; er habe das reinste Blut einer heiligen und jungfräulichen Tochter Namens Ma-li-ya genommen, und daraus einen menschlichen Körper gebildet. Diesem Körper habe er die Seele eines Menschen gegeben. Sein Name sei Ye-su, dieser habe drei und dreißig Jahre gelebt, habe dann an einem Kreuze gelitten und die Sünden der Menschen gesühnt. Wir haben diesen Glauben nicht; und man hat ihn auch vor Alters nicht gehabt. Diejenigen, die dies Gesetz annehmen, empfangen, wie sie es nennen, die Taufe. Die ältern Christen werden in den geheimen Mysterien unterrichtet, und trinken die heilige Substanz. Ich weiß nicht, welche Art Zauberei dies seyn mag. Sie nennen sich unter einander Verwandte des Gesetzes; wenn sie aber von sich selbst sprechen, nennen sie sich sündige Menschen."

Hierauf spricht er von den christlichen Festen, von den Versammlungen und dem Unterricht, der darin ertheilt wird; wobei er mancherlei unziemliche Ausdrücke aus den Sekten des Fo und Tao anwendet, und dann weiter fortfährt: „Sie versammeln sich schaarweise und zwar bei Nacht, am Tage

aber gehen sie aus einander. (Wahrscheinlich gilt dies von den Feierlichkeiten in der Christmette und in der Nacht des grünen Donnerstages.) In diesen Versammlungen sitzen Herr und Knecht ohne Unterschied unter einander. Männer und Weiber befinden sich in der nämlichen Kirche vereint. Sie sprechen mit geringer Achtung von unsern Heiligen und von unsern Weisen. Kurz, sie beobachten die Gebräuche des Reiches nicht, sondern sie haben ihre eigenen Gebräuche, und haben auch eigene Bücher."

Und nun lobt er die Regierung, die Moral und die Religionslehre des Reiches; an die man allein sich halten soll, und spricht dann: „Diese Christen sind meist arme Leute, oder aus niedrigeren Ständen. Sie haben in ihren Häusern die Bilder des Gottes, den sie anbeten, sprechen ihre Gebete, und setzen Kreuze über ihre Thüren. Heißt dies aber nicht die Regierungsform umstürzen? die Europäer verstehen die Astronomie und die Algebra; Eure Majestät verwenden sie auf nützliche Weise. Warum denn also unterfangen sie sich, China umzukehren; da sie dasselbe reformiren, neue Lehren darin einführen und das leichtgläubige Volk verführen wollen? Ist etwa unsre alte Lehre nicht hinreichend? Es gibt eine große Anzahl Christen in den Umgebungen des Hofes, und widersetzt man ihren Fortschritten sich nur leicht, so wird das Uebel sich überall verbreiten, und sie werden zuletzt das Reich überströmen. Man sieht sogar schon Gelehrte, die diese Religion annehmen. Nun ist aber mein Rath dieser: Man verbiete dem

Volke auf das Strengste, Zeichen der christlichen Religion über die Thüren ihrer Häuser zu setzen, und Bilder in ihren Häusern zu haben. Man reiße dieselben herab und zerreiße sie in Stücke, wo man derselben findet. Man erlaube den Christen nicht ferner, sich zu versammeln weder bei Tag noch bei Nacht, um zu lehren und die Gebräuche ihrer Religion zu üben. Man gebe öffentlich kund, daß Niemand diese Religion annehme, und daß die Uebertreter dieser Befehle nach der ganzen Strenge der Gesetze, ja sogar mit dem Tode bestraft werden."

Der Kaiser nahm diese Denkschrift in Empfang und bezeichnete solche mit den gewöhnlichen vier Buchstaben, welche die Bedeutung haben: Der Ly-pu (der Gerichtshof der Religionsangelegenheiten) berathe sich über den Inhalt dieser Schrift, und erstatte mir Bericht! Alle Missionäre zitterten als sie erfuhren, der Censor Fan habe eine Klagschrift gegen das Christenthum eingereicht; denn offenbar schwebte die Religion in großer Gefahr. Das Aergste bei der Sache war, daß der Kaiser solche dem Gerichtshofe der Religionsangelegenheiten übergeben hatte, der dem Christenthum ohnehin nicht hold war; überdies aber den Censor Fan fürchtete, der ein Mann von erstaunlicher Kühnheit war, und selbst den Kaiser nicht scheute, wenn er glaubte recht zu haben. Entschied aber dieses Tribunal auf ungünstige Weise vor der Rückkunft des Kaisers, so war dem Unheil nicht mehr abzuhelfen. Ja es durfte der Gerichtshof, wenn er auch eben nicht auf gänzliche Abschaf-

fung des Christenthums antrug, nur auf die Clauseln eingehen, die der Censor vorgeschlagen hatte, so war Alles vorloren; und dies eben war's, was die Väter fürchteten; denn sie glaubten wohl kaum, daß nach dem Edikte, durch das der Kaiser in seinem 31. Regierungsjahre die Uebung der christlichen Religion erlaubt hatte, dieser Gerichtshof es wagen würde, dieselbe zu verbieten; hätte man aber, nach dem Antrag des Censors, die christlichen Versammlungen und den Gebrauch der heiligen Bilder in den Häusern verboten, so hätte dies den Untergang der Religion von selbst herbeigeführt. Alle schwebten daher in großer Angst vor dem Ausgang dieser Sache, und es wurden Gebete in allen Kirchen abgehalten, die Barmherzigkeit Gottes über die christlichen Missionen anzurufen.

Der Ly-pu jedoch ließ sich Zeit über den Vortrag des Censors zu entscheiden; unterdessen aber fiel es diesem ein, dem Kaiser eine andere Denkschrift über die Dämme von Ucan-engan und Pa-tscheu zu überreichen, die ganz eigentlich das Werk des Kaisers waren; und schlug vor, einen Kanal zu öffnen, dem Flusse einen Ablauf darin zu geben. Der Kaiser las diese Schrift mit großer Aufmerksamkeit; widerlegte dann dieselbe sehr bündig durch eine lange Reihe Bemerkungen und Schlüsse, aus welchen deutlich hervorging, daß der Censor ein unwissender und unbesonnener Mann sei. Mit diesen Worten schloß auch der Tschi oder die Antwort des Kaisers, die also lautete: „Fan-tschao-tso versteht

nichts von den Dämmen; was er über den neuen Kanal vorschlägt, ist unausführbar; er ist ein unbesonnener Kopf, der nicht weiß was er sagt, und nur zu verwirren sucht. Alles was er vorgestellt hat, ist unzweckmäßig; man gebe ihm einen derben Verweis."

Da der Postmeister ein Christ war, unterließ er nicht, die Denkschrift des Censors Fan über die Dämme, sammt dem Verweise des Kaisers in die Zeitung einzurücken; die Christen aber säumten nicht, diesen kaiserlichen Tschi allenthalben zu verbreiten; und eben so wenig die Missionäre, solche dem Ly-pu zu zeigen; denn die Arbeiten der Dämme waren von einem andern Gerichtshofe abhängig.

Nicht eben so jedoch hatte der Postmeister zu Peking die Klagschrift des Censors Fan wider das Christenthum eingerückt; dafür erschien solche in der Zeitung der Provinz Schan-si, wo P. Tartre den Missionen vorstand. Ja die Beamten des Mandarins ließen es dabei nicht bewenden; sie verbreiteten auch allenthalben Abschriften dieser Klagschrift, und, um die Christen zur Verzweiflung zu bringen, fügten sie eine Antwort des Kaisers bei, welche die christliche Religion aus seinen Staaten verbannte. Auch P. Tartre erhielt eine solche Abschrift; und schrieb an die Missionäre von Peking: „Ich hege starken Verdacht, daß diese kaiserliche Antwort unterschoben sei. Es wäre auch dies nicht das erste Mal, daß die Ungläubigen eine solche List gebrauchten. Doch wie immer dies sich verhalten mag, wir sind in Gottes

Händen; und seiner Barmherzigkeit sei Dank, ich bin dabei so ruhig als zuvor."

„Man beschuldigt uns in der Klagschrift des Censors nur, daß wir Christum, und zwar den Gekreuzigten verkündigen; und uns bemühen, in seinen Abbildungen Ihn anbeten zu lassen, mit Verachtung der Religionslehren des Reiches. Leiden wir, so wird uns die Glückseligkeit zu Theil, für die Hauptartikel unsres Glaubens zu leiden. Ich ließ in der Kirche die chinesische Schrift mit großen Buchstaben aufhängen, die einst, wie man sagt, P. Adam Schall an den Kaiser selbst richtete, von dem Geheimnisse der heiligsten Menschwerdung und der Mutterschaft der seligsten Jungfrau ihn zu unterrichten. Diese sind die beiden Hauptbeschuldigungen des Censors; und wir bekennen gern, daß sie auch die beiden Hauptpunkte unsres Glaubens sind. Meine Christen sind ganz bereit, die grausamste Pein für eine solche Sache zu leiden. Kam uns auch das, wahre oder unterschobene, Edikt des Kaisers unmittelbar von dem Tribunal eines großen Mandarines zu, so handelt man dessen ungeachtet noch nicht in Gemäßheit desselben; und eben dadurch wird es mir verdächtig. Außer es wäre Eine jener Schriften, die der Urkunde des Kaisers vorangehen, welche durch die Gerichtshöfe von Peking erlassen werden."

Wie aber dieser Missionär vermuthet hatte, also war es auch, denn er schrieb in einem zweiten Briefe: „Als der Verfasser dieses falschen kaiserlichen Ediktes erfuhr, daß ich den Vätern von Peking

Alles berichtete, was hier vorging, kam er zu mir und bat mich, ich möchte nichts darüber schreiben."

Unterdessen aber warteten die Väter zu Peking zwar mit einiger Hoffnung, doch auch nicht ohne alle Besorgniß auf den Beschluß des Gerichtshofes; denn sie fürchteten noch immer, seine Entscheidung würde eine Clausel enthalten, die der Religion zum großen Nachtheil gereichte; da diese Mand⸗rinen sich niemals dazu verstehen wollen, den Censoren unrecht zu geben, weil sie immer fürchten, selbst von ihnen angeklagt zu werden. Die Besorgniß der Missionäre stieg noch höher, als keiner ihrer Freunde ein Bittschreiben übernehmen wollte, das sie an den Kaiser gerichtet hatten; und alle ihnen sagten, man müsse die Antwort des Tribunals abwarten, welchem Seine Majestät diese Angelegenheit zugetheilt habe. Mitten in ihrer Angst erfuhren sie, die Entscheidung sei bereits an den Kaiser abgegangen. Doch es wandelte diese Angst sich in Freude, als am nämlichen Tage der Präsident des Ly⸗pu seinen Sohn mit der Abschrift dieser Entscheidung zu ihnen sandte; damit sie solche in ihrem Archive aufbewahrten; und ihnen sagen ließ, sie zweifeln nicht, daß Seine Majestät solche bestätigen würde.

Dieser Gerichtshof hatte in dem Auszuge, den er von der Denkschrift des Censors gemacht hatte, mehrere falsche und gehässige Punkte übergangen; z. B. daß die Frauen mit den Männern in einer Kirche sich versammeln; auch hatte er die christlichen Geheimnisse nicht berührt, und nur angeführt was

zur Widerlegung geeignet war. Dem Censor zu antworten, wurden alle Edikte angeführt, welche die Verkündigung und die Ausübung der christlichen Religion gestatteten; worauf der Gerichtshof sprach, er ändere seine Beschlüsse niemals, die vorstehenden Edikte seien nur nach weiser Ueberlegung gegeben worden, und könnten daher auch nicht ohne gewichtige Gründe widerrufen werden. Das Tribunal stützte sich vorzüglich auf das Edikt, das der Kaiser in seinem ein und dreißigsten Regierungsjahre erlassen hatte, dessen Hauptinhalt es in neun Zeilen anführte; sprach dann weitläufig über die großen Verdienste sich aus, welche die Europäer dem Staate erwiesen hätten; und gab ihrem weisen Betragen Zeugniß. Nachdem es überdies auch jene Edikte berührt hatte, worin die Verkündiger des Evangeliums gelobt, authorisirt werden, und ihnen das Zeugniß ertheilt wird, daß sie frei von allen Vorwürfen und unfähig sind, den Staat zu verwirren, schloß es endlich klar und unumwunden: „Die Denkschrift des Censors Fan, in welcher er verlangt, man soll die christliche Religion verbannen, ist unzuläßig, und verdient keine Berücksichtigung. Also bedünkt es uns. Dies erklären wir Eurer Majestät. Wir erwarten Ihre Entscheidung mit Ehrfurcht." Diesen Beschluß sandten sie hierauf den Ministern zu, die solchen guthießen und ins Tartarische übersetzen ließen, um dem Kaiser ihn zu übersenden.

Drei Räthe des Ly-pu ließen den Vätern sagen, sie würden zu ihnen zum Besuche kommen, um

ihnen Glück zu wünschen; und die Väter unterließen nicht, einige europäische Seltenheiten zu bereiten, um solche bei dieser Gelegenheit ihnen zum Geschenke zu machen. Es erkannten eben sowohl die Missionäre als ihre Christen einen besondern Schutz der göttlichen Vorsehung in dieser so mißlichen Sache; denn sie hielten es für eine besondere Zulassung Gottes, daß der Censor in seiner Verblendung so weit gegangen war, ein zweites Gesuch gegen die kaiserlichen Arbeiten einzureichen; da dies zweite Gesuch nicht wenig beitrug, das erste umzustoßen. Die Mandarinen verstanden nämlich gar wohl den Wink des Kaisers: „Der Censor sei ein unbesonnener Kopf, der nicht wisse was er sage, und nur zu verwirren suche. Sie erkannten hieraus seine Gesinnung gegen die Europäer; und konnten sich auch kaum erwehren zu schließen, der Kaiser habe sich nur darum so aufgebracht über die Schrift wider die Dämme gezeigt, weil er über die Anklage der christlichen Religion sich für beleidigt gehalten, die er mit Macht beschützte, und worüber die Politik ihm nicht erlaubte, sich deutlicher auszusprechen.

Offenbar war dies der Grund, der den Gerichtshof bewog, den Missionären sich günstig zu erzeigen. Die Mandarinen dieses Tribunals sprachen aus eigenem Antrieb ein Urtheil, das mit der Neigung des Kaisers übereinstimmte; und wollten dadurch sein Lob und irgend ein Zeichen des Dankes von den europäischen Missionären verdienen. Ja es ist auch wohl zu erachten, daß sie dies Urtheil als eine Art Belohnung

für die Dienste betrachteten, welche diese Missionäre dem Kaiser geleistet hatten, und auch jetzt noch leisteten; da Einige unter ihnen bis zur Stunde mit der Karte seines großen Reiches beschäftiget waren.

Endlich kam die Antwort des Kaisers an, welche die Entscheidung des Ly-pu vollkommen bestätigte. Er hatte nämlich unterzeichnet Y. Y. das heißt: Ich bestätige den Beschluß; er werde in die öffentlichen Register eingetragen! Denn dies ist die Bedeutung dieser beiden Buchstaben. Dieser kaiserliche Tschi erregte allgemeinen Jubel; und alle priesen Gott von Herzen für einen sochen Ausgang dieser Sache, welcher der Religion zu so großer Ehre gereichte.

Als endlich der Kaiser selbst zurückgekehrt war, begaben sich alle Missionäre zu ihm, ihre Danksagungen ihm abzustatten. Er entließ sie mit einem bloßen Nicken des Hauptes, ohne ihnen etwas zu sagen. Am folgenden Tage aber sandte er vier hohe Mandarinen zu ihnen, die ihnen ein Zeichen gaben, sich niederzuknien, und dann also in seinem Namen sie anredeten: „Ihr seid zu Tausenden in diesem Reiche, die ihr das christliche Gesetz beobachtet. Es gibt unter euch Weise, und es gibt Andere, die es nicht sind. Seid auf eurer Hut; und gebet euern Feinden keine Blößen!" — Sie antworteten, es fehle ihnen an Ausdrücken, Seiner Majestät für die so unnennbare Güte zu denken, mit welcher Er sie beehre. Seine Majestät wollten ihr Wohl; und wünschten einzig,

daß sie keine Fehler begingen; daher auch würden sie ihre Vorsicht verdoppeln, um keine Veranlassung zu Klagen zu geben.

XXV.

Feindseliges Ereigniß. Unterredung mit dem Kaiser. Vertheidigungsschrift der Missionäre.

Nicht umsonst hatte der Kaiser die Missionäre warnen lassen, auf ihrer Hut zu sein, und ihren Feinden keine Blöße zu geben; denn schon seit längerer Zeit waren mehrere Klagen von Mandarinen an ihn gelangt, die für die Gebräuche des Landes eiferten, und über die Verachtung sich beschwerten, mit welcher die chinesischen Christen denselben begegneten. Der Kaiser ließ zwar diese Klagen fallen; doch war die Sache ihm keineswegs gleichgültig, und er fing an, sich etwas kälter gegen die Missionäre zu bezeigen. Unglückseliger Weise meldeten nun auch um dieselbe Zeit (1717) die Mandarinen der Seeküsten, mehrere Schiffe führten Reiß außer Landes, und unterhielten enge Verbindungen mit den Chinesen in Batavia. Hierüber ward der Kaiser aufgebracht, und erließ auf der Stelle ein öffentliches Verbot, das in die Zeitungen eingerückt ward, und worin allen chinesischen Schiffen bei strengen Strafen untersagt wurde, unter dem Vorwande des Handels in die südlichen Gegenden auszulaufen. Dies Verbot veranlaßte einen Kriegsmandarin vom zweiten Range, dem Kaiser eine Denkschrift zu überreichen, die voll

falscher Beschuldigungen war, und worin er auf die heftigste Weise wider die europäischen Handelsleute und ihre Religion loszog.

In dieser Schrift sagte er, er kenne alle angränzenden Länder genau, sei selbst zu Manilla u. s. w. gewesen; Japan, Siam, Cochinchina, Tonkin ꝛc. seien in tiefem Frieden; aber er sei erschrocken, als er zu Macao zehn ungeheure Schiffe gesehen; und er sei nicht ohne Besorgniß, diese Europäer hätten außer ihrem Handel noch ganz andere Absichten. Denn eben so seien sie Anfangs unter dem Vorwand des Handels nach Batavia und Manilla gekommen, und hätten solche zuletzt an sich gerissen. Diese Europäer, die Laholansi und Ynkeli (die Holländer und Engländer) seien zwar von einander verschieden, doch seien beide barbarische Völker; ja sie seien gleich grimmigen Wölfen und Tigern. Sie verbreiteten Schrecken und Entsetzen auf allen Schiffen, und Niemand könne ihrer Gewalt widerstehen. Ihre Schiffe seien so fest, daß sie den wüthendsten Stürmen und Winden Trotz böten; jedes dieser Schiffe auch führe wenigstens hundert Kanonen mit sich. Wenn sie irgend landeten, sei es ihr Erstes, zu erforschen, auf welche Weise sie des Landes sich bemächtigen könnten; und es sei nicht möglich, sie abzuhalten. Dies habe man vor einigen Jahren in dem Seehafen zu Emui erfahren *). Erregte aber schon Ein solches Schiff ein

*) Es hatte nämlich zwei Jahre zuvor ein chinesischer Kaufmann einem Engländer eine Ladung Waaren verkauft,

solches Entsetzen; was würde erst eine Anzahl von mehr als zehn solcher ungeheurer Fahrzeuge bewirken? Diese Leute, fügte er bei, sind aus dem nämlichen Lande, wie die zu Macao, sie reden die nämliche Sprache und stehen in inniger Verbindung mit einander. Es wird zu spät seyn, dem Uebel abzuhelfen; wenn man dasselbe nicht in seinem Quell verstopft.

Ein anderer Artikel, spricht er, betrifft die Religion der Europäer. Diese Religion ward aus Europa nach Manilla gebracht. Unter der Dynastie Ming trieben die von Manilla Handelsgeschäfte mit den Japanesen. Da wendeten die Europäer ihre Religion an, das Herz der Japanesen zu verkehren, und gewannen derselben eine große Anzahl; worauf sie dann das Reich von Innen und von Außen anfielen, dasselbe an sich zu reißen. Da man sie aber tapfer zurückschlug, entfernten sie sich gegen die abendländischen Reiche hin. Sie haben auch jetzt ihre Absichten auf Japan noch nicht aufgegeben; und verzweifeln keineswegs dasselbe noch zu erobern. Sie errichteten auch, wie es scheint, ohne dazu ermächtiget zu seyn, Kirchen in allen Provinzen des Reiches, vertheilen große Summen Geldes, versammeln an gewissen Tagen eine zahlreiche Menge Menschen

---

und das Geld dafür bar in Empfang genommen; weigerte sich aber hernach, die bezahlten Waaren ihm herauszugeben. Dieser jedoch verschaffte sich selbst Gerechtigkeit und nahm eine Tschonke weg, die dem Chinesen angehörte.

aus der niedrigsten Hefe des Volkes, durchforschen unsre Gesetze und Gebräuche, entwerfen Karten von unsern Bergen und Flüssen u. s. w. Ich kenne ihre Absichten nicht; ich weiß nur, daß sie ihre Religion nach Manilla brachten; und daß Manilla von den Europäern unterjocht ward; daß sie unter dem Vorwand der Religion Japan's sich bemächtigen wollten; daß sie sehr viele Kirchen zu Canton und an andern Orten bauten, und eine unglaubliche Menge Menschen für sich gewonnen haben.

Dazu kommt noch, daß sie alle der nämlichen Nation angehören, wie Jene, die auf diesen furchtbaren Schiffen kommen. Doch ich hoffe, die erlauchten Tribunale des Reiches werden diesen verächtlichen Pflanzen nicht gestatten zu wachsen und Kräfte zu gewinnen. Die Gefahr ist groß; kleine Bäche werden mächtige Flüsse; und entreißt man die Baumpflanzen nicht, so lange sie klein sind, so kann man sie späterhin nur mit der Axt umhauen. Es lasse also Eure Majestät die Gründe dieser Denkschrift untersuchen ꝛc.

Diese Klagschrift also reichte der Mandarin Tschin-mao ein. Der Kaiser las dieselbe flüchtig durch und sandte sie wie gewöhnlich an die Tribunale um Bericht. Die Väter erhielten kurz hernach Kunde davon; waren jedoch darüber außer Sorgen; theils weil der Kaiser bisher immer sehr gütig gegen sie gewesen war; theils auch weil diese Schrift eine Menge offenbare Falschheiten enthielt, die ihm nicht unbekannt seyn konnten. Sei es jedoch, daß —

weil die Feinde des Christenthums die Behauptung so oft wiederholten, die Europäer gebrauchten ihre Religion als ein sicheres Mittel, fremde Länder zu erobern, — der Kaiser, ob er auch selbst nicht daran glaubte, dennoch sich den Anschein nicht geben wöllte, als halte er die Sache für etwas ganz Gleichgültiges, das keiner Untersuchung werth sei; oder sei es, daß er wegen der beständigen Klagen über die Verachtung, welche die chinesischen Christen gegen die uralten Gebräuche des Landes bezeigten, unzufrieden war: die Väter erfuhren, es hätten auf seinen ausdrücklichen Befehl die Präsidenten sämmtlicher Gerichtshöfe eine Rathsversammlung gehalten, worin sie noch Anführung der alten Editke beschlossen hätten, die christliche Religion unbedingt zu verbannen, alle Missionäre aus dem Reiche zu vertreiben, die Christen, die ihrer Religion nicht entsagen wollten, als Rebellen zu behandeln, alle Kirchen niederreißen zu lassen, und die Mandarinen abzusetzen, welche in der Aufsuchung der Rebellen sich nachläßig erzeigen würden.

Man denke sich das Entsetzen der Väter. Ohne einen Augenblick zu säumen, verfaßten sie sogleich ein Bittschreiben an den Kaiser; doch es ward ihnen nicht möglich dasselbe an Seine Majestät gelangen zu lassen; denn keiner ihrer Gönner und Freunde bei Hofe wagte es, dasselbe anzunehmen. In dieser äußersten Bedrängniß begab sich P. Parrenin zu dem ersten Minister, der ihm von lange her mit wahrer Freundschaft zugethan war; und zu dem neunten

Sohn des Kaisers, der desgleichen sich immer sehr gütig gegen die Väter erzeigt hatte. Beide verhießen ihm, sie würden mit ihren Richtern sprechen, und Alles versuchen, sie zur Abänderung ihres Urtheils zu bewegen. Wirklich auch gaben beide sich redliche Mühe, und richteten wenigstens so viel aus, daß die Entscheidung nicht vor den nahen Freudenfesten an den Kaiser gelangte, die vor der Feier seines Geburtstages abgehalten wurden, und die einige Tage dauerten. Glücklicher Weise machte auch nach diesen Festen der Kaiser eine kleine Reise, von welcher er erst am fünften Tage zurückkehrte; wodurch die Väter Zeit gewannen, bei ihren Richtern wirken zu lassen. Doch der Erfolg entsprach ihrer Hoffnung nicht sonderlich; die neun Gerichtshöfe hielten zwar unterdessen noch eine Rathsversammlung über diese Sache, und gaben auch ein anderes Urtheil; doch war zwischen demselben und dem ersten kein wesentlicher Unterschied.

Der Eingang zu diesem Urtheile lautete: „Die Europäer haben diesem Reiche einen großen Dienst dadurch erwiesen, daß sie das Tribunal der Mathematik geregelt und Kriegsmaschinen besorgt haben. Darum auch ward ihnen gestattet, in jeder Provinz zu wohnen, und der Uebung ihrer Religion für sich ins besondere abzuwarten. Zugleich jedoch ward das Verbot an alle Chinesen erlassen, ihnen Kirchen erbauen zu helfen und ihre Religion anzunehmen.“ — Hierauf wird dies Verbot wiederholt, und Denjenigen Verzeihung verheißen, die dem christlichen Glau-

ben entsagen würden. Jene dagegen, die dessen sich weigerten, wurden mit den furchtbarsten Strafen,— die Aeltern, Kinder, Geschwister und Nachbarn aber, welche die Ihrigen nicht angeben wollten, mit hundert Stockstreichen und der Verbannung, — die Mandarinen endlich, die in der Aufsuchung der Christen sich nachlässig erzeigten, mit Absetzung von ihrem Amte bedroht. Hierauf folgte: „Was die Europäer betrifft, erlauben wir Jenen aus ihnen, die das Patent erhielten, und deren Anzahl auf sieben und vierzig sich beschränkt, daß Jeder in seiner Kirche bleibe und seine Religion für sich übe; hinsichtlich Derjenigen aber, die das Patent nicht haben, befehlen wir den gelehrten und Kriegsmandarinen, Nachforschungen anzustellen, und solche den vier hohen Mandarinen Tschong-tu, Fu-yven, Ti-tu und Tschong-ping anzuzeigen, die solche dann nach Macao zurücksenden werden, mit dem Befehl, in ihre Heimath zurückzukehren."

Sobald P. Parrenin eine Abschrift dieses Urtheils erhalten hatte, brachte er solches zu dem ersten Minister, der darüber sich nicht wenig verwunderte. Da er an dem folgenden Tage nach dem Lustschlosse Tschong-tschun-yven, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte des Kaisers sich begab, verhieß er dem Missionär, er werde dort mit den Richtern sprechen, die ebenfalls dorthin kommen sollten. Er that dies auch wirklich und stellte ihnen vor, die Missionäre führten ein friedliches und tugendhaftes Leben, und das Tribunal der Gerichtshöfe selbst habe ihnen das

Zeugniß gegeben, sie seien unfähig, Unruhen im Reiche zu stiften, und ihre Religion sei keine falsche Religion. Erlaube man ja doch den Chinesen, in die Tempel der Lamas, der Horam und der Taoffe und in andere Götzentempel zu gehen; sonach sei es unbillig, das Gesetz der Europäer zu verbieten, welches doch nichts enthalte, das den Gesetzen des Reiches entgegen sei. Ja der Kaiser habe ihnen nicht nur erlaubt, Kirchen zu erbauen; sondern er selbst auch habe ihnen eine in seinem eigenen Pallaste erbauen lassen. „Darum, sprach er, wird der Kaiser euer Urtheil niemals unterschreiben; dann aber werdet ihr mit Schande und Spott abziehen." Dieser Grund, der tiefer auf die Chinesen als auf die Europäer wirkt, bewog die Gerichtshöfe noch eine dritte Sitzung zu halten; nach deren Beendigung sie ihre Entscheidung in dem Tribunal niederlegten, das im Innern des Pallastes ist; von wo solche dann nicht mehr hervorkommt, bis der Kaiser sie entweder genehmigt oder verworfen hat. Diese Entscheidung enthielt die ganze Denkschrift des Tschin-mao, und sprach zuerst über die Vorkehrungen, die an den Seeküsten, der Handelsschiffe wegen, zu treffen waren, hernach aber über die Angelegenheiten der Religion, hinsichtlich welcher sie also lautete:

„Was die christliche Religion betrifft, fanden wir, als wir in dem Archiv der Tribunale nachschlugen, folgende Entscheidung, welche im achten Jahre Cang-hi's erlassen, und von dem Kaiser bestätiget wurde:"

„Mit Ausnahme des Ferdinand Verbiest und seiner Gefährten, welchen es, wie früher, erlaubt ist, in den Provinzen zu bleiben, verbreitet die christliche Religion sich vielleicht noch in der Provinz Petscheli und in andern Provinzen; man erbaut darin neue Kirchen, und es finden sich neue Jünger; deshalb ist es zweckmäßig, solche streuge zu verbieten. Man beobachte dies Edikt genau."

„Ferner ward im 45. Jahre Cang-hi's noch ein anderes Edikt des Kaisers erlassen, das also sich ausdrückt: Man soll den Europäern, die nicht nach Europa zurückkehren, ein kaiserliches, mit dem Reichssiegel besiegeltes Patent geben, worin das Vaterland, das Alter, das geistliche Institut eines Jeden stehen, und wie lange er bereits in China ist, so wie auch sein Versprechen, daß er nicht mehr nach Europa zurückkehren werde. Es sollen die Europäer nach Hofe kommen und vor dem Kaiser erscheinen, das besagte, in tartarischer und chinesischer Schrift geschriebene und gesiegelte Patent zu empfangen; und dies Patent soll ihnen zum Zeugnisse dienen. Man beobachte dies Edikt genau, und bewahre solches in den Archiven auf."

„Da aber seitdem eine so lange Zeit verfloß, wäre es wohl möglich, daß etwas Unrechtes sich eingeschlichen hätte. Darum also werde das Verbot, in den acht Bannern,*) in der Provinz Petscheli, und

*) Dies sind die Legionen des Reiches. Es sind derselben acht, die aus tartarischen Truppen bestehen, und eigentliche Kriegsleute sind. Jede dieser Legionen zählt 10,000 Mann. Die chinesischen Truppen sind in weit größerer Anzahl;

in andern Provinzen, so wie auch zu Lao-tang und anderwärts veröffentlicht. Wir, ihre Unterthanen, wagen es nicht, etwas unbedingt zu beschließen, darum erwarten wir in tiefer Ehrfurcht die Befehle Eurer Majestät." Der Kaiser unterzeichnete Y. Y. dem geschehe also.

Als die Missionäre erfuhren, was geschehen war, suchten sie alsbald den ersten Minister zu sprechen; der allein durch sein Ansehen ihnen noch einige Dienste erzeigen konnte. Als aber nach einigen Tagen, — denn früher war es nicht möglich, weil der Minister mit russischen Angelegenheiten vollauf beschäftiget war — P. Parrenin erschien, ihn um Rath zu fragen, und sagte, der Kaiser habe die Entscheidung der Tribunale gesehen und unterzeichnet, antwortete er ihm: Auf diese Weise ist eine Abhilfe kaum mehr möglich. Es läßt sich nun nichts anders thun, als daß ihr den Kaiser aufs längste bis morgen früh eure Bittschrift abermal überreichet. Versäumet ja keinen Augenblick! — Es begaben sich also die Väter nach Tschang-tschun-yven, dem Kaiser ihr Gesuch zu überreichen. Doch kein Mandarin wollte dasselbe annehmen; ja sie wollten ihnen auch durchaus nicht erlauben, in seiner Gegenwart zu erscheinen. Da jedoch P. Suarez einige Ferngläser brachte, die der Kaiser zur Untersuchung ihm übergeben hatte, bahnte dieser Umstand ihnen den Weg zur Audienz des Kaisers. Sie traten also mit ihrer Bittschrift ein.

dienen jedoch mehr zur Erhaltung der Ordnung im Reiche selbst. Die Anzahl sämmtlicher Truppen beträgt 800,000 Mann, von welchen jedoch die meisten beurlaubt sind.

Sobald aber der Kaiser diese Schrift in ihren Händen sah, fragte er sogleich: Was ist euer Begehren? Sie antworteten: Eure Majestät hatten vor Ihrer Abreise die Gnade unsre Bittschrift zu lesen und uns sagen lassen, Sie wollten abwarten bis die Gerichtshöfe über unsre Angelegenheit Bericht erstattet hätten. Nun erfuhren wir aber, die Gerichtshöfe hätten ein sehr strenges Urtheil gesprochen und die christliche Religion verbannt. — Das ist nicht also, sprach der Kaiser; das Urtheil ist nicht strenge, und eure Religion ist nicht verbannt. Nur wird den Europäern, die das Patent nicht haben, das Predigen verboten. Dies Verbot geht Jene nicht an, die das Patent haben. — Eure Majestät, sprachen die Väter, dies Verbot ist in dem Urtheil nicht deutlich ausgedrückt. — Es ist deutlich ausgedrückt, antwortete der Kaiser; ich habe das Urtheil mit aller Aufmerksamkeit gelesen. Man kann doch Denjenigen, die das Patent nicht haben, unmöglich erlauben, euer Gesetz zu predigen! — Aber, fielen die Väter ein, man führt im Anfang des Urtheils ein Edikt vom achten Jahre Cang-hi's an! — Freilich, sprach der Kaiser, dadurch aber wird nur gesagt, daß es, kraft dieses Ediktes Denjenigen, die das Patent nicht haben, verboten sei, zu predigen. — Wir fürchten, fuhren sie fort, die Mandarinen der Provinzen werden uns alle auf gleiche Weise behandeln; und selbst Denjenigen, die das Patent haben, das Predigen nicht erlauben! — Wenn dies der Fall ist, gab der Kaiser zurück, dürfen Jene, die das Patent haben, dasselbe

nur vorzeigen und man wird darin die Erlaubniß sehen, die ihnen ertheilt ward, euer Gesetz zu verkündigen. Sie können dasselbe predigen; es steht bei den Chinesen ob sie es anhören wollen. Was aber Jene betrifft, fügte er lächelnd bei, die das Patent nicht haben, sollen sie hierher kommen, so werde ich ihnen dasselbe geben. Uebrigens wird auch selbst Denen, die das Patent haben, das Predigen nur für eine Zeit erlaubt; in der Folge werden wir sehen was hinsichtlich ihrer zu thun seyn wird. — Wenn man Diejenigen beunruhiget, sprachen die Väter abermal, die das Patent haben, werden wir unsre Zuflucht zu Eurer Majestät nehmen. — Thut dies, antwortete er, und saget es mir. — Eins thut uns bis im Innersten wehe, sprachen die Väter abermal; nämlich, daß die Gerichtshöfe uns Rebellen nennen. — Lasset euch das nicht kümmern, antwortete der Kaiser, es ist dies nur eine allgemeine Formel der Gerichtshöfe. — Abermal sprachen sie: Sobald dies Edikt wird veröffentlicht sein, wird man Untersuchungen bei den Missionären und bei den Christen anstellen, es werden ängstliche Unruhen entstehen, u. s. w. Was die Untersuchungen betrifft, erwiederte der Kaiser, sind solche unerläßlich. Als ich Liping-tschong nach Canton sandte, gab ich ihm den Auftrag, Diejenigen, die das Patent nicht haben, aufzusuchen und an einem Orte zu versammeln. Und vor Kurzen, als Tschong-tu-yan-tnig nach Canton zurückkehrte, gab ich ihm einen ähnlichen Befehl, und erwarte seine Antwort. Er sagte mir, er verwundere sich, wie Tschin-mao

in seiner Denkschrift euch so hart behandelt; denn, fügte er bei, ich selbst habe doch verschiedene Europäer bei Hofe und anderswo gesehen; und niemals wahrgenommen, daß sie irgend Böses gethan, oder Unruhen erregt hätten.

Die Väter wollten weiter sprechen; aber die Mandarinen der Kammer, welche zugegen waren, fielen ihnen ins Wort und sagten: Was erübrigt euch noch anders, als Seiner Majestät unterthänigst zu danken, welche euch sagt, euer Gesetz sei nicht verboten u. s. w. Die Väter neigten das Haupt bis zur Erde, und entfernten sich in tiefer Traurigkeit.

Das Urtheil der Gerichtshöfe war dunkel und zweideutig; es verbot die christliche Religion, und verbot solche auch nicht; denn das Wort Knig: „Es werde das Verbot gegeben!" welches auf die beiden Edikte vom 8. und vom 45. Jahre Canghi's folgt, konnte auf beide Edikte sich beziehen; und es war mehr als wahrscheinlich, daß die Mandarinen der Provinzen solches in diesem Sinne nehmen würden, der nach dem Chinesischen der natürlichere war; ob auch der Kaiser dasselbe nur auf das letzte Edikt bezog. Darum beschlossen die Väter ungeachtet seiner Erklärung noch ein andres Bittschreiben einzureichen. Die Mandarinen jedoch weigerten sich durchaus, dasselbe anzunehmen; ja sie gestatteten ihnen auch nicht, vor dem Kaiser zu erscheinen; und so ward denn das Urtheil öffentlich kund gegeben und in die Provinzen gesandt.

Da nun dem Unheil nicht mehr abzuhelfen war, und man die Denkschrift des Tschin-mao allgemein veröffentlicht hatte, welche sehr böse sowohl auf die Mandarinen als auf die übrigen Chinesen einwirken konnte, beschlossen die Väter eine Schutzschrift zu verfassen und jene Verleumdungen in allen Punkten zu widerlegen. In dieser Schutzschrift schilderten sie Tschin-mao geradezu als einen unwissenden und boshaften Verleumder, der weder eine Kenntniß der christlichen Religion, noch der Völker, noch der Vorgänge habe, von welchen er in seiner Denkschrift spräche, ja der nicht sowohl aus Vaterlandsliebe als aus eitler Prahlsucht, und vielleicht darum so viel Boshaftes und Ungereimtes von den Kaufleuten und ihren Schiffen aussage, weil ihre Freigebigkeit gegen ihn seinen Erwartungen nicht entsprochen habe. Seine Schrift, sprachen sie, ist voll kindischer und eitler Vermuthungen, voll des Argwohns ohne allen Grund; er zittert und bebt vor zehn Kauffahrteischiffen; und fürchtet die Missionäre in Innern regten die Volksmassen auf; er erschafft Ungeheuer, um sie zu bekämpfen; und all sein Verdacht und seine Furcht ist nur in seiner Einbildung gegründet. Schon seit langer Zeit sind die Seehäfen Chinas den Fremden geöffnet; und seit undenklichen Zeiten kommen jährlich Schiffe in großer Anzahl aus Europa an. Wie kam es denn, daß seit mehr denn zwei Jahrhunderten keiner der ersten Mandarinen, die über die Sicherheit des Staates wachen, dem Kaiser eine Anzeige machte? Ohne Zweifel war es dem Tschin-mao

vorbehalten, eine Gefahr zu bemerken, die bis auf den heutigen Tag Niemand außer ihm wahrgenommen hat. Wenn Tschin-mao nicht vor sich selbst erröthet, sollte er sich doch billig fürchten, dem Kaiser solche Albernheiten vorzutragen.

Hierauf entdeckten sie seine Unwissenheit über die Länder, von welchen er spricht; da er sagt: alle europäischen Völker seien von der nämlichen Nation wie die Portugiesen in Macao, als ob Europa nur ein kleines Ländchen wäre. Die große Insel Manilla, die von Spaniern bewohnt wird, nennt er die Stadt der Europäer; und zeigt dadurch deutlich, daß er nicht weiß was Manilla ist, das er doch genau zu kennen vorgibt. Solche Albernheiten verdienen nicht einmal eine Widerlegung. Was jene hundert und mehr Kanonen betrifft, die auf jedem europäischen Schiffe sind, hat er solche ohne Zweifel genau gezählt. Alle Inwohner von Canton und in Fo-kien wissen aber, daß dies eine bare Lüge ist.

Von der christlichen Religion sagt er, sie sei von Europa bis nach Manilla u. s. w. gekommen. Die heilige Religion ist ein allgemeines Weltgesetz. Der Morgen und Abend, der Mittag und die Mitternacht, die gebildetsten Reiche, wo Künste und Wissenschaften blühen, und die barbarischen Länder, kurz alle Nationen gaben dem Gesetze der wahren Religion Gehör. Sie bessert die Herzen der Nationen, doch ändert sie die Gesetze der Reiche nicht. Jedes Reich hat seinen König, und Jeder hält die Treue gegen ihn für Pflicht; der König wie der Unterthan

aber verehrt den Herrn des Himmels, und befleißt sich guten Gewissens zu seyn. Dies ist eine wesentliche Pflicht für alle Völker der Erde. Und Tschin-mao schämt sich nicht zu sagen, dies heilige Gesetz gebe sich den Anschein, die Völker zu bekehren, während es durch geheime Umtriebe ihre Länder an sich reißen wolle! Gibt es je eine Verleumdung, die schrecklicher und zugleich lächerlicher wäre? — Wann auch und in welchem Jahre führten die Europäer Krieg mit den Japanesen, und wurden von ihnen zurückgetrieben? Wer hat von diesem Kriege gehört? Die Missionäre kamen einst nach Japan und bekehrten daselbst viele Völker und Personen aus den höchsten Ständen zum heiligen Glauben. Darüber aber ergrimmten die Götzendiener und verschworen sich zum Untergang der heiligen Religion und ihrer Verkündiger. Fünfzig Jahre hindurch litten dort Hirten und Schafe alle erdenklichen Qualen und den grausamsten Tod, ohne sich zu wehren; sie litten vielmehr mit Freuden, dem wahren Gott Zeugniß zu geben. Wie also sagt Tschin-mao, sie hätten eine Menge Völker gesammelt, und Japan von Innen und Außen angegriffen? Verdienen diese und andere Lügen, die er dem Kaiser in's Angesicht sagt, nicht die strengste Strafe?

Wer aber muß nicht vollends erstaunen, daß dieser Mann sich nicht entblödet, zu sagen, sie zeichneten die Karten von allen Bergen und Flüssen? ꝛc. — Man weiß nicht, soll man hier mehr über seine Unwissenheit oder über seine Frechheit sich verwundern,

in welcher er Seine Majestät selbst beschuldigt. Das Edikt des Kaisers hierüber ward in allen Provinzen verkündigt. Wie also konnte dasselbe ihm unbekannt seyn? Ist es ihm aber bekannt, wie wagt er es denn, den Kaiser selbst zu beleidigen, sich für klüger als ihn zu halten, und seine Maßregel zu tadeln, daß er diese Karten zeichnen ließ? Doch man darf sich eben nicht wundern, daß ein Mensch, der nicht den mindesten Anstrich von einer Wissenschaft hat, unbesonnen in den Tag hinein spricht. Die Befehle des Kaisers zu vollziehen, theilten die Missionäre die Provinzen und Städte des Reiches unter sich, drangen bis in die entferntesten Orte der östlichen und westlichen Tartarei ein, litten die größte Strenge der Kälte und Hitze, und erschöpften ihre körperlichen und geistigen Kräfte, vollkommene Karten zu entwerfen, wie der Kaiser solche verlangte. Und der sinnlose Tschin-mao spricht, die Europäer erforschten den Zustand des Reiches u. a. m.

Dann sagt er, die Europäer seien eine böse Nation, die heimlich Verschwörungen anspinne; und bittet die höchsten Gerichtshöfe diesem Uebel abzuhelfen, und es bei Zeiten auszurotten, damit es nicht weiter um sich greife. Sind denn unserm Ankläger sogar die neuesten Vorgänge unter dieser Dynastie unbekannt? Weiß er nicht, daß die Gerichtshöfe im 31. Jahre Cang-hi's, nach einer Berathschlagung, die sie auf Befehl des Kaisers hielten, Seiner Majestät die Antwort ertheilten, die Europäer arbeiteten mit großem Eifer, sie hätten dem Reiche sehr große

Dienste erwiesen, sie erregten keinen Aufruhr, ihre Lehre sei nicht böse, noch fähig das Volk aufzuwiegeln, man sollte ihre Kirchen lassen wie früher, und den Chinesen erlauben, solche zu besuchen. Diese Beschlüsse wurden durch ein Edikt des Kaisers bestätigt, und in den öffentlichen Archiven niedergelegt. Und nun kommt Tschin-mao und spricht, die europäischen Missionäre seien böse Leute, welche verderbliche Plane hegten? Die nämlichen Gerichtshöfe beschließen, man soll das Gesetz der Europäer nicht verbieten; nach dem Ausspruch des Tschin-mao aber kann man dasselbe nicht schnell genug vertilgen. Sonach also erkühnt sich unser Ankläger die Hofverordnungen selbst umzustürzen, und sogar gegen das Edikt des Kaisers sich zu erheben!

Vielleicht, sprachen die Väter ferner, sagt man, es sei zwar für den Augenblick nichts zu fürchten; doch wisse man nicht, ob in der Zukunft nichts zu befürchten sei. — Wo etwas zu fürchten ist, kann dies in einem sehr langen Zeitraum nicht ausbleiben. Da nun seit zwei hundert Jahren nichts Aehnliches geschah, findet sich kein Grund, etwas für die Zukunft zu fürchten. Gegen das Ende der vorigen Dynastie erhoben Viele die Fahne des Aufruhrs und der Rebellion. Wie ging es je zu, daß die Europäer eine so schöne Gelegenheit nicht benützten, die verderblichen Plane auszuführen, die man ihnen andichtet? — Wahrscheinlich wollten sie diese Regierung abwarten, wo Alles in tiefem Frieden ist, und der Staat furchtbare Kriegesheere auf den Beinen hält!

Welcher Mensch ist je tollsinnig genug, Aehnliches zu behaupten?

Da diese alberne Klagschrift Tschin-mao's anfing, wirkliche Besorgnisse zu erregen; und man die christliche Religion in Japan wirklich größtentheils darum vertilgt hatte, weil boshafte Feinde der katholischen Kirche die schreckliche Lüge verbreitet hatten, die europäischen Fürsten sendeten, wenn sie ein fremdes Königreich erobern wollten, immer Missionäre voran, die Herzen der Völker für sie zu stimmen; boten die Väter ihre ganze Beredsamkeit auf, die Albernheit einer solchen Behauptung so deutlich zu zeigen, daß alle dieselbe einsehen mußten. Die Hauptgründe ihrer Widerlegung aber waren, in Kürze gefaßt, folgende:

Erstens zeigten sie, daß die Missionäre ihr Vaterland und alle Annehmlichkeiten des Lebens verließen, und allen Mühsalen und Gefahren, ja selbst dem Tode, mit Freuden sich aussetzten, nicht nur in China, sondern auch in andere weit entfernte Länder beider Hemisphären einzudringen, um, wo möglich, alle Völker der Erde zur Erkenntniß des lebendigen Gottes und zu ihrer wahren und ewigen Glückseligkeit zu führen; — daß sie seit mehr als zwei hundert Jahren in diesem Reiche ein sehr eingezogenes Leben geführt, und weit entfernt Unruhen zu stiften, vielmehr ohne Unterlaß Christus den Gekreuzigten gepredigt, und die Völker ermahnt hätten, nach seinem Beispiele den Obrigkeiten zu gehorchen, und um der Gerechtigkeit willen, sogar das Unrecht mit Geduld zu ertra-

gen; — daß sie die übrige Zeit darauf verwendeten, Werke der Gerechtigkeit und der Nächstenliebe zu üben, und dem Staate nützliche Dienste zu erweisen; daß sie Reichthum und weltliche Ehren verachteten, welche allein die Menschen zu Aufruhr und Empörungen antreiben; daß seit dieser so langen Zeit niemals die mindeste Klage über sie vorgekommen sei; sondern daß vielmehr umgekehrt sowohl der Kaiser als die höchsten Gerichtshöfe ihnen öfters das beste Zeugniß gegeben hätten; und daß folglich die Beschuldigungen des Tschin-mao nichts als unverschämte Verleumdungen seien.

Zweitens bewiesen sie, wie höchst albern die Furcht des Tschin-mao sei, daß die Europäer jemals die Absicht haben könnten China zu erobern. Erstens, weil ein Fürst allein zu ohnmächtig sei, ein so riesenhaftes Unternehmen zu wagen; zweitens weil die europäischen Völker so verschieden von einander seien, daß eine Verschwörung unter ihnen zur Ausrüstung einer ungeheuern Flotte, um ein 9000 Stunden weit entlegenes Reich an sich zu reißen und unter sich zu theilen, nicht nur unmöglich, sondern der abentheuerlichste Gedanke wäre; und es selbst dem unbesonnensten Fürsten nicht im Traume einfiele, sein eigenes Land zu entvölkern und seine Finanzen zu zerrütten, um auf eine solche Eroberung auszugehen und vor ganz Europa sich lächerlich zu machen. Drittens, weil, wenn auch alle sich verschwören, eine so zahlreiche Flotte auszurüsten, diese Flotte mit Gefahren aller Art zu kämpfen hätte,

schon unter Weges größten Theils zu Grunde ginge; und da auf einem so ungeheuern Geschwader Seekrankheiten unvermeidlich wären, welche die halbe Mannschaft aufreiben würden, müßten die traurigen Ueberreste desselben, erschöpft und entkräftet, bei ihrer Landung erst sich erholen, und könnten hilflos in einem fremden Lande, ohne alle Mühe von den Chinesen vertilgt werden. Dazu käme auch noch, daß entweder alle Schiffer landeten, und dann reichten ein paar Fischerbarken hin, ihre Schiffe in Brand zu stecken; landete aber nur ein Theil derselben, und blieben die übrigen in den Schiffen, so hätten die Chinesen leichtes Spiel, sie zu Wasser und zu Lande zu vernichten.

Die Väter trugen Sorge diese Vertheidigungsschrift allenthalben öffentlich zu verbreiten, um dadurch den bösen Eindruck zu zerstören, den die, in allen Zeitungen eingerückte und in allen Provinzen verbreitete Denkschrift des Mandarins zurückließ; und der sehr geeignet war, die verderblichsten Folgen für die Missionen hervorzubringen.

XXVI.

Folgen eines Ediktes der Gerichtshöfe.

Die Schutzschrift der Missionäre öffnete in der That Vielen die Augen, und erwirkte auch so viel, daß die Vicekönige und Statthalter geheime Winke erhielten, das Edikt, das die Gerichtshöfe erlassen hatten, und nun nicht mehr zurücknehmen konnten,

nicht in seiner ganzen Strenge vollziehen zu lassen. Es war auch wohl kaum des Kaisers Absicht gewesen, die christliche Religion zu verbieten; da jedoch der Ausdruck des Verbotes wenigstens doppelsinnig war, hatten die übelwollenden Mandarinen freies Spiel, die chinesischen Christen nach Lust zu bedrängen; was auch wahrlich nicht unterblieb. Ein Missionär von Kiang-in-hien zerfließt in schmerzliche Klagen über das Leiden seiner Herde, und drückt darüber folgender Weise sich aus.

„Ich wollte, als ich von meinen Wanderungen zurückkehrte, meiner Gewohnheit gemäß, den Mandarinen meinen Besuch abstatten; sie aber, welchen das neue Edikt bereits zugekommen war, und die in Folge dessen die christliche Religion für verboten hielten, weigerten sich, meinen Besuch anzunehmen. Kaum aber hatten die Bonzen dies Betragen der Mandarinen gegen mich erfahren, so ließen sie ihrem Hasse und ihrer Bosheit alsbald freien Lauf. Ich ward persönlich mißhandelt; doch der Hauptsturm erging über meine armen Christen, die Ersten aus ihnen wurden vor den Richterstuhl des Mandarins berufen, und litten eine grausame Bastonnade; Andere konnten dieser Mißhandlung nur durch eine große Summe Geldes sich entziehen. Einigen aus ihnen wollte man durchaus nicht gestatten, ihre Felder anzubauen, bis sie nicht früher Beiträge zum Götzendienste gegeben hätten."

„Mein Schmerz über diese Drangsale meiner geliebten Jünger war um so größer, als dadurch zu-

gleich auch in Einem Augenblicke meine zuverlässigsten Hoffnungen zerstört wurdeu, meine Herde zu vergrößern. Denn fünf hundert Götzendiener bereiteten sich zur Taufe; unter welchen Einige von ausgezeichnetem Range waren. Zu diesen gehörte besonders ein junger Mann, dessen Vater Statthalter und Kriegsmandarin gewesen war. Ich hatte die Absicht gehabt, ein Haus in dieser Stadt zu kaufen, und eine kleine Kirche nebenan zu bauen; dazu hatte ich ungefähr drei hundert Thaler bestimmt, die ich seit fünfzehn Jahren von meinem kleinen Jahrgelde erspart hatte. Doch ich verwendete diese Summe nun zur Unterstützung meiner schwer verfolgten Neophyten; welche eine unerschütterliche Festigkeit zeigten. Es ist mir nicht leid um dies Geld; es gehörte ja unserm Herrn an; und es war sein Wille nicht, daß ich solches verwendete, wozu ich es mir vorgenommen hatte; Er zeigte mir einen andern Gebrauch, der Ihm wohlgefälliger war; und dies ist mir eben so lieb."

Wie aber in dieser Mission, also waren bei weitem in den meisten Provinzen die Gläubigen den heftigsten Verfolgungen ausgesetzt. Indessen gab es doch auch Mandarinen, welche die Christen in Schutz nahmen. Einige aus ihnen, welche erfahren hatten, die Hefe des heidnischen Volkes habe zu K i m - t e - t s c h i m die christliche Kirche niedergerissen, ohne daß die Christen die mindeste Veranlassung dazu gegeben, verhießen feierlich, sie sollte auf Unkosten des Volkes wiederhergestellt werden; ja Einer aus ihnen sprach sehr freundlich zu dem dortigen Missionär, seit den

acht Jahren seines Mandarinates zu Kin-tetschim sei ihm niemals die geringste Klage wider die Christen vorgekommen.

Doch solche Fälle gehörten zu den seltensten Ausnahmen; denn beinahe allenthalben wurden die Christen hart bedrängt; und die dem Glauben nicht entsagen wollten, zu Kerkern, zu Stockstreichen und zu Geldbußen verurtheilt. Weinend erhoben sie in allen Gemeinden die Augen zum Himmel; denn sie konnten nur Gott allein ihre Noth klagen; da sie nirgend Gehör noch Gerechtigkeit fanden; denn die Gerichtshöfe trugen Sorge, daß dem Kaiser keine dieser schreienden Ungerechtigkeiten zu Ohren kam, der solche kaum geduldet hätte. Ueber manche ihrer Verfolger jedoch kam die göttliche Gerechtigkeit. Dies war ins besondere der Fall mit dem Mandarin zu Lu-y, der die Christen dieser Stadt unbarmherzig bedrängte. Er hatte das Christenthum bereits aus seinem Bezirke verbannt; und ließ nicht nach, die Verkündiger des Evangeliums zu verrufen und der öffentlichen Verachtung preiszugeben.

Kurz hernach fiel es ihm auch ein, die Christen der Ortschaft Kao-kia-tan zu zwingen, ihrem Glauben zu entsagen. Er ließ seine Wuth zumal an Franz Ou, dem Oberhaupte dieser Gemeinde aus; in dessen Haus er drei heidnische Amtsknechte sandte, die Bilder des göttlichen Heilandes und seiner jungfräulichen Mutter herabzureißen; die er dann vor seinen Richterstuhl bringen, und in seiner Gegenwart verbrennen ließ. Hierauf befahl er diesem tapfern

Bekenner bis zum dritten Male eine so schreckliche Bastonnade zu geben, daß er endlich sein Leben unter den Streichen als Märtyrer beschloß. Aber die göttliche Rache folgte so vielen Verbrechen schleunig nach, denn kurz hierauf starb der einzige Sohn dieses Mandarins, den er mit größter Zärtlichkeit liebte; einige Zeit hernach starb eben so seine Schwiegertochter. Um dieselbe Zeit aber erfuhr er, sein väterliches Haus, das in weiten Entfernung von seinem Mandarinate war, sei plötzlich in Brand gesteckt und in Asche verwandelt worden; ohne daß man je hatte erfahren können, wer das Feuer gelegt habe. Endlich von Gram und Schmerz überwältigt, ward der Mandarin selbst von plötzlichem Tode hinweggerafft.

Es schien, als wollte die göttliche Gerechtigkeit einen entseelten Körper sogar nach dem Tode noch verfolgen; denn als sein Sarg mit aller Pracht auf den großen Fluß Hoam-ho gebracht wurde, begleiteten solchen die wenigen Personen, die von seiner Familie noch übrig waren, und fuhren auf demselben Schiffe mit dem Reichthum, der Frucht seiner Ungerechtigkeit, den er nach seinem Tode hinterließ, in ihre Heimath ab *). Plötzlich jedoch ward das Schiff von Räubern überfallen; die einen Theil

*) Es besteht nämlich in China die weise Einrichtung, daß niemals ein Mandarin in seiner Heimath, sondern immer in einer andern Provinz angestellt wird, und daß er auch keine Person aus seinem Mandarinate zur Ehe nehmen darf, um nicht durch Familienverhältnisse gebunden zu werden.

Derjenigen, die darauf waren, verwundeten, die Andern in die Flucht schlugen, und alles Gold so wie alle Kostbarkeiten, die sie auf dem Schiffe vorfanden, hinwegnahmen. Der Sarg aber ward von seinen Dienstleuten an einem öden Orte verlassen; was bei den Chinesen als die Fülle des Unglücks angesehen wird. Auch kamen die drei Götzendiener, die auf Befehl des Mandarins die heiligen Bilder verbrannt hatten, im nämlichen Jahre auf die elendeste Weise ums Leben.

Diese Verfolgung dauerte viele Jahre beinahe in allen Provinzen; jedoch gleichsam nur in der Stille fort; indessen war sie nur das Vorspiel einer weit größern, die, wie wir bald sehen werden, öffentlich ausbrach, und im ganzen Reiche allgemein war. Wie einst in dem ungeheuern Römerreiche, also erregte auch hier die Hölle, die ihrer Beute nicht entsagen wollte, die heftigsten Stürme wider die wahre Religion; so daß sie niemals ohne Verfolgungen sich ausbreitete; indeß alle falschen Sekten ungehindert fortschritten; denn nicht nur nahm die Abgötterei aller Art, sondern selbst der Moslemismus fortwährend in China zu; wie sehr auch die Mahomedaner von den Chinesen verachtet werden.

Diese Verehrer des Halbmonds, die sonst ihre Religion mit dem Säbel in der Faust predigten, verbreiten dieselbe hier durch ihr Geld, das sie, da sie sehr reich sind, mit vollen Händen an die Mandarinen verschwenden. Allenthalben kaufen sie eine Menge Kinder der Götzendiener zusammen, und unterlassen dessen keine Gelegenheit. Wenige Jahre vor-

her hatten sie zur Zeit einer Hungersnoth in der Provinz Chang-tong allein an zehn tausend dieser Kinder gekauft, um in ihrer Sekte sie zu erziehen. Sie verheirathen dieselben, kaufen oder erbauen ihnen ganze Stadtviertel und sogar ganze Ortschaften. Sie brachten es nach und nach sagar dahin, daß sie in ihren Ortschaften keinen Inwohner mehr duldeten, der nicht in ihre Moscheen ging; weshalb auch seit anderthalb hundert Jahren ihre Anzahl ins Unglaubliche sich vermehrte. Dies Alles sieht die Regierung und schweigt, während sie auf Antrieb des unsichtbaren Feindes alles menschlichen Heiles, der Verbreitung der christlichen Religion, die allein den Menschen seiner seligen Bestimmung entgegen führt, mit aller Macht sich widersetzt.

XXVII.

Geburtsfest des Kaisers. Sein schnelles Ende. Lob dieses Monarchen.

Während dieser Drangsale nahte das Jahr 1721 heran. Da dies das sechzigste Regierungsjahr des Kaisers war, wurde der Anbeginn desselben mit ganz ungewöhnlichen Freudenfesten eröffnet. Alle Mandarinen des ganzen Reiches, die größten wie die kleinsten, bückten das Haupt bis zur Erde vor der Tafel des Kaisers *); die nämliche Huldigung ihm zu er-

*) Die kleinen Tafeln (Tablettes) sind schwarze in kunstreiche Rahmen gefaßte Breter, worauf in goldnen Buch-

weisen, welche zu Peking vor der innerlichen Pforte des Pallastes ihm erwiesen ward. Der vierte April desselben Jahres, an welchen sein Geburtsfest einfiel, wurde desgleichen mit der glänzendsten Pracht gefeiert, und die Ausgaben für diese Festlichkeit beliefen sich auf 80,000 Taels. Der Kaiser jedoch sah diese prächtigen Freudenfeste nicht einmal mit einem Blicke an; denn sein Herz war schwer beklommen; man hatte ihm so viele Vorstellungen gethan, einen Nachfolger in der Regierung sich zu ernennen, daß dieser Gedanke ihn nun nicht mehr verließ; so ungern er sich auch damit beschäftigte.

Man wartete mit gespannter Erwartung auf seine Ernennung; denn es schien, als wäre keiner seiner Prinzen ihm genehm. Er hatte sich einige Male geäußert, die Chinesen seien zu schlaff, und taugten nicht, zu regieren. Es seien aber noch einige Prinzen aus der vorigen Dynastie, die allerdings einige Ansprüche auf den Thron hätten; so daß Niemand in seine Absichten eindringen konnte. Gewiß aber hätten seine Söhne es nicht geduldet, daß man einen andern Prinzen ihnen vorgezogen hätte; und es wäre in diesem Falle eine allgemeine Revolution im Reiche unvermeidlich gewesen.

---

staben die Namen entweder des Kaisers, oder der chinesischen Weisen, oder der Vorältern stehen, und welchen man nach dem chinesischen Ceremoniel die nämlichen Ehren wie den Personen selbst erzeigt, deren Stellen diese Namen vertreten.

Folgende Thatsachen beweisen, wie ungern er von dieser Sache hörte. Als der chinesische Minister es wagte, der Erbfolge wegen in ihn zu dringen, entließ er ihn zwar, ohne ihm ein böses Wort zu geben; verurtheilte aber seinen Sohn, der bereits zweiter Präsident bei einem der Gerichtshöfe war, in die Tartarei abzureisen, und daselbst im Kriegesheere zu dienen. Zur nämlichen Strafe verurtheilte er auch, um der nämlichen Ursache willen, die zwölf chinesischen Yusse; welche Mandarinen von Amtswegen verpflichtet sind, dem Kaiser Vorstellungen zu thun, die das Wohl des Staates betreffen. So viel fing man an, einzusehen, daß er den Kronprinzen kaum zu seinem Nachfolger ernennen würde, weil dieser Prinz mit zu großem Aufsehen war von der Erbfolge ausgeschlossen worden; indessen glaubte man, er habe den Sohn desselben, einen jungen Prinzen von neun bis zehn Jahren, erwählt. Niemand jedoch wußte etwas Gewisses hierüber; denn der Kaiser verschloß dies Geheimniß tief in seiner Brust.

Im folgenden Monat December begab sich der Kaiser wie gewöhnlich nach der Tartarei, in dem ungeheuern Park Yaitse bei der Tigerjagd sich zu belustigen. Es war dies das letzte Mal. Denn plötzlich fühlte er von plötzlicher Kälte sich tödtlich durchdrungen; und befahl, sogleich nach Tschong-tschung-yven zurückzukehren. Sein ganzes Gefolge erstaunte über einen so unerwarteten Befehl; alle aber erschracken, als sie die Ursache desselben erfuhren. Sein Blut hatte sich verdickt; und alle Heilmittel,

die man gegen dies Uebel anwendete, waren vergeblich. Er fühlte, wie sein Ende allmälig herannahte ließ an seinem Todestage selbst die Großen des Reiches um sich versammeln, und erklärte ihnen, er ernenne seinen vierten Sohn, in der Regierung ihm nachzufolgen. Alle bückten das Haupt zur Erde und ehrten seinen Willen.

Oft hatte dieser Fürst mit den Missionären seines Pallastes, besonders aber mit P. Parrenin, über die Wahrheiten der christlichen Religion sich besprochen; dieser Missionär aber hatte die Gabe, so eindringlich und mit so großer Würde über die heiligen Geheimnisse zu sprechen, daß die Verehrung des Kaisers gegen das göttliche Gesetz immer höher stieg; wie er denn auch der erklärte Beschützer desselben war. Oft sogar glaubte man, er, der so vollkommen von der Göttlichkeit des Christenthums überzeugt war, würde zu demselben sich bekennen; und sicherlich auch hätte er zu dem chrislichen Glauben sich bekehrt, wenn er nicht Kaiser gewesen, und von Leidenschaften, die es ihm so leicht war zu stillen, zumal aber von der Vielweiberei wäre zurückgehalten worden. Es scheint auch außer Zweifel, daß er bei der Erinnerung an Alles, was die Väter, zumal P. Parrenin, so oft von der Nothwendigkeit der heiligen Wiedergeburt ihm gesagt hatten, um zur ewigen Seligkeit zu gelangen, vor seinem Tode den Entschluß gefaßt habe, als ein Christ zu sterben. Denn er ließ die Missionäre des Pallastes zu sich berufen; doch der erste Akt kaiserlicher Gewalt seines bereits

zum Monarchen erklärten Sohnes war ein Verbot an die Väter, den Zimmern des Sterbenden sich zu nahen.

Es starb also am **20.** December des Jahres **1722** dieser große Monarch, den nicht nur alle Völker Asiens bewunderten, sondern dessen außerordentliche Verdienste, so wie der Glanz seiner Regierung sogar über die unermeßlichen Meere drangen, die von seinem Reiche uns trennen, und die Aufmerksamkeit und Achtung von ganz Europa ihm erwarben. Man kann in Wahrheit von ihm sagen, daß er die Kunst zu regieren vollkommen inne hatte, und alle Eigenschaften in sich vereinte, die den redlichen Mann und den großen Monarchen charakterisiren. Die Missionäre weinten ihm aufrichtig nach; und wahrlich nicht ohne Ursache; denn sie wußten was sie an ihm verloren. Hatte er auch die christliche Religion nicht angenommen, so beschützte er sie doch mit einem Eifer, der eines christlichen Monarchen würdig gewesen wäre; sie verbreitete sich unter seiner Regierung, ward, trotz der Einsprüche ihrer Feinde, öffentlich verkündiget, von hundert Tausenden angenommen, und allenthalben erhoben sich christliche Tempel im Reiche. Ward er aber in den letzten Zeiten etwas kälter, so trug er wahrlich dessen nicht allein die Schuld; und niemals auch wäre diese Kälte eingetreten, hätte nicht der Feind auf dem Acker des evangelischen Hausvaters Unkraut unter den Weizen ausgesäet. Seine Verehrung für unsre heilige Religion und seine ständige Zuneigung zu den Missionären,

verdienen es gewiß, daß wir noch einige Züge aus einer Lobrede beischalten, welche die Missionäre auf ihn verfaßten.

„Dieser große Fürst war Einer jener außerordentlichen Männer, die in der Reihe vieler Jahrhunderte nur Einmal sich finden. Sein edler Anstand, seine Gestalt, die Züge seines Angesichtes, die durch freundliche Güte und Sanftmuth gemilderte Majestät, die in seinen Blicken sich aussprach, flößten bei dem ersten Anblick Liebe und Ehrfurcht für ihn ein; und offenbarten sogleich den Beherrscher eines der größten Kaiserreiche der Welt. Noch weit ehrwürdiger war er durch die Eigenschaften seines Geistes. Er war ein großes, vielumfassendes, erhabenes Genie; sein durchdringender Scharfsinn ward von keiner Arglist, von keiner Verstellung je getäuscht. Er besaß ein glückliches und getreues Gedächtniß, eine Festigkeit des Charakters, die von keinem Ereignisse sich erschüttern ließ; einen geraden Sinn und ein richtiges und sicheres Urtheil, das in zweifelhaften Angelegenheiten immer den weisesten Entschluß faßte."

„Immer sich selbst gleich, hatte er sich vollkommen in seiner Gewalt, verrieth seine Ansichten und Plane niemals, und hatte die Kunst inne, auch dem scharfsichtigsten Auge undurchdringlich zu bleiben. So fähig er aber war, große Plane zu entwerfen, so weise auch war er, solche zu leiten und zu Ende zu führen; und weit entfernt, hinsichtlich der Regierung seiner ungeheuern Staaten, auf Günstlinge

oder Minister sich zu verlassen, nahm er Kenntniß von Allem und war beflissen, Alles selbst zu ordnen."

„Bei der höchsten und unumschränkten Gewalt, die er über Völker übte, welche ihm unterworfen waren und ihren Fürsten beinahe vergötterten, verlor er die Billigkeit und Gerechtigkeit nie aus den Augen; wendete seine Macht nur nach den Gesetzen an, und sah bei Verleihung der Aemter und Würden beinahe immer auf Rechtschaffenheit und Verdienst. Er hatte großes Zartgefühl für seine Unterthanen; oft sah man bei öffentlichen Drangsalen, wie tief sein Mitleid mit ihrem Elende war, da er alles Vergnügen sich entzog, ganzen Provinzen den Tribut erließ, der zuweilen auf zwanzig bis dreißig Millionen sich belief; die öffentlichen Vorrathhäuser öffnen ließ, und der Noth eines großen bedrängten Volkes mit freigebigen Händen zu Hilfe kam. Immer betrachtete er sich als den Vater seines Volkes; und dieser Gedanke, den er gleich bei seiner Thronbesteigung hegte, erhielt ihn leutselig und gefällig gegen das Volk. Dies sah man zumal, wenn er seine Provinzen bereiste; denn die Großen seines Hofes erstaunten nicht selten über die Freundlichkeit, mit welcher er zu dem gemeinsten Volke sich herabließ, und ihnen erlaubte seiner Person sich zu nähern und ihre Klagen bei ihm anzubringen."

„Ob auch die Macht und der Reichthum eines Kaisers von China beinahe unermeßlich sind, war er dennoch mäßig bei seinen Mahlzeiten, und für seine Person weit von aller Prachtliebe entfernt; dage-

gen aber war er hochsinnig in Ausgaben für den Staat, und freigebig bis zur Verschwendung, wenn es dem öffentlichen Nutzen und den Bedürfnissen des Reiches galt. Niemals hatte er Gefallen an der Weichlichkeit, die an den Höfen der asiatischen Fürsten herrscht. Fern von den Annehmlichkeiten seines Pallastes, brachte er jedes Jahr eine bestimmte Zeit in den Gebirgen der Tartarei zu; wo er, beinahe immer zu Pferde, auf jenen langen und mühsamen Jagden sich übte, die den Körper zu Strapatzen erhärten, ohne dabei von seiner gewöhnlichen Arbeitsamkeit im geringsten abzulassen; er hielt Rath unter einem Gezelte, und entzog sogar dem Schlafe die nothwendige Zeit, seine Minister anzuhören, und Befehle zu ertheilen."

„Ob auch von so zahlreichen und verschiedenen Sorgen in Anspruch genommen, fand er dessen ungeachtet noch Muße, auf die Wissenschaften und schönen Künste sich zu verlegen; ja es war dies gleichsam seine Lieblingsleidenschaft; und wahrscheinlich ergab er sich derselben sowohl aus Politik als aus Lust; da er über eine Nation herrschte, bei welcher man nur durch die Wissenschaften zu Ehren und Aemtern gelangt. Die canonischen Bücher und jede Art Literatur der Chinesen kannte er aufs genaueste; aber sein wißbegieriger Geist hatte kaum von den Künsten und Wissenschaften der Europäer gehört, als er auch sogleich das lebhafteste Verlangen empfand, sich darin zu unterrichten und sie gründlich zu erlernen. Geographie, Physik, Astronomie, Ar=

zeneikunde und Anatomie waren abwechselnd Gegenstände seines Fleißes; und diese Liebe zu den Wissenschaften bahnte den Missionären den freien Zutritt zu ihm, der weder den Großen des Reiches, noch sogar den Prinzen vom Geblüte gestattet war."

Da wir bereits im Verlaufe dieser Geschichte gesehen, wie dieser große Fürst in seinen Unterredungen mit den Vätern der Majestät des Thrones gleichsam vergaß, um als ihr Schüler seine Kenntnisse zu bereichern, übergehen wir den noch übrigen Theil dieser Lobrede, und bemerken nur, daß sein Tod das ganze Land in die tiefste Traurigkeit versetzte, und daß sein Verlust mit Recht als unersetzlich betrauert ward.

Am 21 December um fünf Uhr Früh bestieg der neue Kaiser unter dem Namen Yong-tsching den Thron, und ward von allen Prinzen, von allen Großen und von allen Mandarinen der höchsten Gerichtshöfe als Herrscher anerkannt. Es ward jedem der Europäer ein Stück weißer Leinwand zu Trauergewanden gegeben; und sie erhielten die Erlaubniß, gleich den Prinzen vom Geblüte und den größten Herren des Reiches, dem chinesischen Ceremoniel gemäß, vor dem Körper des verstorbenen Kaisers die Erde mit der Stirn zu berühren.

XXVIII.

Erste Thaten des Kaisers Yong-tsching. Seine Herrschertugenden.

Mit der Leiche des Kaisers Cang-hi wurden die Hoffnungen und der Schutz der Missionäre zu Grabe getragen; denn sein Sohn und Nachfolger Yong-tsching hatte die Zuneigung und Liebe seines Vaters für die europäischen Väter nicht ererbt; und war immer ein heimlicher Feind der christlichen Religion gewesen. Indessen gab er dennoch Einigen aus den Missionären, zumal dem P. Parrenin, den er wegen seiner großen Verdienste ehrte, oft unzweideutige Beweise seiner Achtung. Dieser Vater auch wars, der durch seine Antworten und durch die Vermittlung seiner mächtigen Gönner den Sturm noch einige Zeit aufhielt, der mehr als Einmal nahe daran war, über die chinesische Kirche loszubrechen, und der auch, menschlicher Weise zu reden, vor ihrem gänzlichen Untergang in diesem Reiche sie bewahrte.

Es dauerte indessen kein Jahr, so hörten wir bereits das Jammergeschrei Eines der Missionäre, der den Zustand der Religion in China mit folgenden Worten nach Europa berichtet:

„Wie soll ich Ihnen schreiben in dem Schmerz, der uns erdrückt? Wie die traurigen Vorgänge mit allen Umständen Ihnen schildern, die unter unsern

Augen sich ereigneten, und täglich sich ereignen? Was wir seit mehreren Jahren ängstlich fürchteten, was wir so oft vorhersagten, das ging endlich in Erfüllung: die heilige Religion ist aus China verbannt; alle Missionäre, mit Ausnahme derjenigen, die zu Peking wohnen, sind aus dem Reiche verjagt; die Kirchen wurden niedergerissen oder zu unheiligen Gebräuchen verwendet; es werden Edikte über Edikte erlassen, worin bei den strengsten Strafen den Christen befohlen wird, dem Glauben zu entsagen, den übrigen Chinesen aber verboten ward, denselben anzunehmen. Dies ist der jammervolle Stand einer Mission, die über zwei Jahrhunderte uns so vielen Schweiß, so viele Arbeiten uud Drangsale gekostet hat!" — Ehe wir jedoch auf die Veranlassung dieser schrecklichen Zerstörung der bereits so lange gegründeten und so blühenden chinesischen Kirche kommen, müssen wir früher von den Thaten dieses Kaisers sprechen, die derselben vorangingen.

Als sein Vater Cang-hi bereits seinem Ende nahe war, befand sein vierzehnter Sohn sich in der tiefsten Tartarei, wo er die chinesische Armee gegen Tschon-kor, (einen mongolischen Herrscher) befehligte. Da dieser Prinz ein Mann von ausgezeichneten Verdiensten war, und der Kaiser den achtzehnjährigen Sohn desselben, Namens Pocki, seiner vortrefflichen Eigenschaften wegen, besonders liebte, glaubten bei weitem die meisten Großen des Reiches, er werde ihn zu seinem Nachfolger ernennen. Wahrscheinlich auch wäre dies geschehen; da jedoch

der Kaiser früher vom Tode überrascht ward als er dessen sich versehen hatte, fürchtete er, es würden, wofern er diesen seinen vierzehnten Sohn ernännte, der so weit von der Hauptstadt entfernt war, während er aus dieser so weiten Entfernung käme, den Thron in Besitz zu nehmen, Unruhen im Reiche entstehen; und dieser Umstand bestimmte seine Wahl für den vierten Sohn, den leiblichen Bruder desselben von Vater und Mutter aus; wie wohl er dem erstern weit mehr geneigt war. Auch die Mutter beider Brüder, welche noch am Leben war, liebte den andern mehr als Yong-tsching. Dies aber wußte der neue Kaiser gar wohl; und darum beschloß er den Untergang dieses Prinzen und seines Sohnes Pocki.

Kaum also hatte er den Thron bestiegen, so sandte er im Namen des verstorbenen Kaisers — gleich als wäre derselbe noch am Leben, — einen Kurier nach dem andern nach der Tartarei, und befahl ihm, das Siegel an den zweiten Feldherrn zu übergeben; und von einem nur geringen Gefolge begleitet, in aller Eile nach Peking zu kommen; um über eine höchst wichtige Angelegenheit mit ihm sich zu berathen. Der Prinz gehorchte auf der Stelle, und erfuhr die veränderte Lage der Dinge erst, als er nur noch drei Tagereisen weit vom Hofe entfernt war. Nun war es zu spät zurückzukehren. Er kam also in die Hauptstadt, wo er seinen Bruder im Besitz des Thrones fand; dieser sandte ihn sogleich ab, die Begräbniß-

stätte ihres Vaters zu bewachen; wo man, so lange ihre Mutter noch lebte, sich darauf beschränkte, seine Schritte zu beobachten; kaum aber hatte sie die Augen geschlossen, was bald hernach geschah, so ward er nach Peking zurückberufen, und von dort nach Tschang-tschung-yven abgeführt, wo er enge eingeschlossen, und von allem Umgang, sogar mit seinem Sohne Pocki getrennt ward; den er in ein anderes Gefängniß setzen ließ.

Mit noch grausamerer Härte begegnete er dem Sohne eines der ersten tartarischen Herren, der zu dem Gefolge Xun-chi's, Vaters des Kaisers Cang-hi gehört hatte, und der wegen seines edlen Gemüthes, seiner körperlichen Schönheit und seines großen Verstandes mit diesem Kaiser war erzogen worden. Es hatte auch der verstorbene Kaiser diesen fürstlichen Jüngling so liebgewonnen, und seiner vortrefflichen Eigenschaften wegen ihn so hoch geachtet, daß er während seiner langen Regierung ihm nie gestattete, aus seiner Umgebung sich zu entfernen. Er schenkte ihm sein ganzes Vertrauen, betrachtete ihn als Denjenigen aus allen Herren seines Hofes, der die größte Anhänglichkeit für ihn hatte, und zugleich der Fähigste aus allen war, die verwickeltsten und schwierigsten Reichsangelegenheiten zu ordnen. Diesen, durch seine so vielen und so großen Dienste ausgezeichneten Greis, Tschao-Laoyn genannt, verurtheilte er, als er kaum den Thron bestiegen hatte und ehe noch die Ceremonien seiner Trauer vorüber waren, —

Niemand erfuhr jemals warum, — die Kanke*) zu tragen, und ließ ihn dann bis zu seinem Tode in einen engen Kerker einsperren; wo er, der zwar kein Christ war, dennoch aber die christliche Religion immer geachtet und den Missionären große Dienste geleistet hatte, vor seinem Ende wundersamer Weise von Einem der heidnischen Hauptleute, dem Einzigen, mit welchem er zuweilen sprechen durfte, die Taufe empfing.

Eine dritte That des Kaisers zeigte den Missionären, was sie von diesem Fürsten zu erwarten hatten. Dies war die Verbannung eines tartarischen Fürsten, der von der kaiserlichen, regierenden Familie abstammte, und den er mit seiner sehr zahlreichen Familie ins Elend verwies. Dieser sechs und siebenzigjährige Greis hatte dreizehn Söhne und sechzehn Töchter**), die alle mit Prinzen und Prinzessin-

*) Die Kanke (Cangue, Cangur) besteht aus zwei gleich großen Stücken Holz, die in der Mitte dergestalt ausgehöhlt sind, daß man zwischen beide den Hals des Schuldigen einschließen kann. Diese Last wird seinen Schultern aufgelegt, und ist um so mehr oder minder schwer, als die Schuld mehr oder minder groß ist. Es gibt Kanken, die einen Zentner wiegen; die gewöhnlichen haben ein Gewicht von fünfzig bis sechzig Pfunden; sie haben oft drei Schuh ins Gevierte.

**) Gewöhnlich haben die heidnischen Prinzen des Landes drei Frauen, die als rechtmäßig betrachtet werden und von dem Kaiser Titel erhalten. Außer denselben haben

nen des nämlichen Geblütes verheiratet waren, und selbst Kinder in großer Anzahl hatten. Er selbst, das Oberhaupt der ganzen Familie, war General über alle Truppen der östlichen Tartarei und überdies Statthalter der Provinz Leao-tong gewesen; welches Amt er zehn Jahre hindurch mit so großer Rechtschaffenheit und zu so vollkommner Zufriedenheit des Kaisers verwaltet hatte, daß er von demselben zur Regierung der Reichsangelegenheiten nach Peking berufen ward.

Weil aber seine Kinder und Enkel den christlichen Glauben angenommen, und denselben öffentlich und durch einen sehr frommen Wandel bekannten, ward er selbst aller seiner Würden entsetzt, seine Kinder und Enkel aber aller ihrer Güter beraubt, und sammt ihm in eine öde Gegend verbannt, wo sie unsäglichen Leiden preisgegeben waren, und ohne die heimliche, aber nur nothdürftige Unterstützung der Väter von Peking vor Hunger und Elend umgekommen wären. Niemand kann die Geschichte dieser edlen und hochsinnig gebildeten Familie heiligmäßiger Bekenner lesen, die P. Parrenin ausführlich beschrieb, und aus welchen einige Glieder als Märtyrer starben, ohne von der tiefsten Wehmuth ergriffen zu werden, und die wunderbare Vorsehung Gottes über seine Auserwählten zu bewundern.

---

sie auch noch Nebenfrauen, so viele sie derselben halten können; daher ihre, oft so zahlreichen Familien.

Abgesehen jedoch von diesen ungerechten Grausamkeiten, mußte man dem neuen Kaiser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er große Regententugenden besaß, die in kurzer Zeit die Liebe und Achtung des Volkes ihm erwarben. Er war unermüdlich in seinen Arbeiten für die gute Einrichtung des Staates, und unabläßig auf das Wohl der Unterthanen bedacht. Als er erfuhr die Provinzen Nanking Su-tschneu und Song-kiang seufzten unter dem Tribut, der jedes Jahr von ihnen gefordert wurde; und zur Einsicht gelangte, die ihnen aufgebürdete Last sei in der That zu schwer, erließ er ihnen auf der Stelle einige Millioneu Taels. Der Tsong-tu*) dieser Provinzen erachtete, er werde das Wohlgefallen des Kaisers sich erwerben, wenn er die große Freude des Volkes über diese Wohlthat ihm berichtete. Er sandte also eine Denkschrift ein, worin er nach einer Lobrede auf Seine Majestät, dem Kaiser unter Anderm sagte, seine Dankbarkeit auszudrücken, ließe das Volk in allen Pagoden für die Erhaltung eines Lebens beten, das dem Staate so höchst kostbar sei; es würden Schauspiele vorgestellt; und um die Erinnerung an eine so ausgezeichnete Wohlthat zu verewigen, wolle man ein öffentliches Ge-

*) Die Tsong-tu's stehen höher als die Vicekönige und sind über zwei Provinzen gesetzt; man kann diese Großwürdenträger nur zu Präsidenten der höchsten Gerichtshöfe oder zu Ministern erheben.

bäude errichten, und darin einen Denkstein mit einer Inschrift aufstellen, das Andenken an dieselbe auf die späteste Nachwelt zu bringen.

Der Kaiser jedoch erließ an den Tsong-tu folgende eigenhändige Antwort hierüber: „Was Sie mir berichten, läuft meiner Absicht geradezu entgegen. Bei Bewilligung dieser Gnade hatte ich keine andere Absicht als das Wohl meiner Völker zu fördern, nicht aber eitle Ehre mir zu erwerben. Diese Schauspiele und Gebete sind überflüssig, und gereichen mir zu keinem Nutzen. Wie können Sie, nachdem ich doch Ermahnungen in das ganze Reich ausgesandt habe, die Völker zur Sparsamkeit und Mäßigkeit zu verhalten, solche thörichte Ausgaben erlauben? Verbieten Sie ihnen dies aufs baldigste! Es ist sogar zu fürchten, daß die untergeordneten Beamten, unter dem Vorwand, Beiträge zu diesen Belustigungen zu sammeln, von dem Vermögen des armen Volkes sich mästen. Wachen Sie hierüber;" u. d. Ü.

Eben so ließ dieser Kaiser zur Zeit einer großen Hungersnoth unermeßliche Summen unter das arme Volk vertheilen; gab die strengsten Befehle, alle Ungerechtigkeit bei Vertheilung derselben zu vermeiden, und traf ernstliche Vorkehrungen zur Befolgung derselben. — Als die Provinzen Petscheli, Cantong und Honan durch Ueberschwemmungen verheert wurden, sandte er ihnen ungesäumt reichliche Hilfe, und schrieb an die Großen des Reiches: „Ich bin von Schmerz durchdrungen über das Elend meines Volkes; ich trage dasselbe im Herzen, und ge-

denke seiner Tag und Nacht. Wie könnte ich je eines ruhigen Schlafes genießen, da ich weiß, daß mein Volk leidet! Die einen kleinen Handel trieben, ihr Brot zu verdienen, sind ohne Geld; Andere, die ein Haus hatten, sahen, wie dasselbe durch Regengüsse umgestürzt ward, und sind ohne Obdach. Und nun zumal, da der Herbst herannaht, wenn ich bedenke, daß alle Saaten unter dem Wasser begraben wurden, und keine Ernte bevorsteht, erneuert und vermehrt sich mein Schmerz." Hierauf aber folgt die rührendste Ermahnung an die Großen, diese Provinzen zu durchreisen, die Armen in den schlechtesten Hütten aufzusuchen, und die Hilfe ihnen zu bringen, die er ihnen sende. „Betrachtet sie, spricht er, als eure Kinder; seid billig und wachsam in der Vertheilung, gleich als theiltet ihr euer eigenes Vermögen aus;" u. d. Ü.

Seine Wachsamkeit und sein Fleiß, gut zu regieren, bewogen ihn, manche heilsame Verordnungen zu erlassen. Also befahl er, — um die Ackerleute zur Liebe ihrer Arbeiten und zu einem wohlgeordneten Leben anzueifern, den Gouverneurs aller Städte, jedes Jahr Diejenigen aus diesem Stande ihm anzuzeigen, die in ihrem Bezirke vorzüglich durch gute Bestellung ihrer Felder, und durch einen guten Ruf, durch die Erhaltung des Friedens in ihren Familien und mit ihren Nachbarn, durch kluge Sparsamkeit und Vermeidung aller unnützen Ausgaben sich ausgezeichnet hätten. Nach dem Berichte des Statthalters nun sollte ein so weiser und thätiger Acker-

mann zu einem Mandarin der achten Classe erhoben, und es sollte vom Kaiser das Patent eines Ehrenmandarins ihm zugesandt werden. Durch eine solche Auszeichnung wurde das Recht ihm zu Theil, das Gewand eines Mandarins zu tragen, dem Statthalter Besuche zu geben, in seiner Gegenwart sich zu setzen, Thee mit ihm zu trinken, u. s. w. ja es sollte auch sein Name in dem Saale der Vorältern aufgezeichnet werden.

Nicht minder auch trug er Sorge, den Kindern die Liebe und Achtung ihrer Aeltern ans Herz zu legen; und erließ unter mehrern andern sehr schönen Verordnungen den Befehl an alle Vicekönige und Statthalter der Provinzen, jedes Jahr die Namen der Gelehrten dritten Grades ihm vorzulegen, die in dieser Tugend, welche bei den Chinesen als die erste gilt, besonders sich ausgezeichnet hätten, damit sie dafür zum zweiten Grade erhoben würden; wodurch sie sogleich Mandarinen werden konnten, was bei dem dritten Grade nicht gestattet wird. Eben so befahl er auch diesen höchsten Obern, nach sorgfältiger Prüfung, die Namen der Mandarinen von untergeordnetem Range ihm einzusenden, die fähig wären die Aemter höherer Mandarinen zu versehen; damit sie, ohne durch die gewöhnlichen Grade hindurch zu gehen, alsogleich zu ansehnlicheren Stellen könnten befördert werden.

Die Aufmerksamkeit dieses Fürsten erstreckte sich sogar auf die Verbrecher. „Ich muß, spricht er, das Leben der Menschen hochachten; und muß überdies

Zartgefühl und Mitleid für mein Volk haben. Es soll also in Zukunft Niemand mit dem Tode bestraft werden, bevor nicht sein Prozeß mir dreimal vorgelegt ward." Zur Zeit einer furchtbaren Hitze ließ er die vier höchsten Mandarinen zu sich berufen, und sprach zu ihnen: „Die Hitze ist unerträglich; die armen Leute, die im Kerker schmachten oder die Kanke tragen, müssen schrecklich leiden. Man muß sehen, daß man ihr Schicksal ihnen erleichtere. Ich spreche nicht von Denen, die zum Tode verurtheilt sind, und keine Gnade verdienen, sondern von Solchen, die wegen Schulden, oder Streitigkeiten oder um anderer Ursachen willen im Gefängnisse sitzen, und deren Prozeß in die Länge dauert." Es wurden also auf seinen Befehl die Verbrecher entlassen, die eine Bürgschaft fanden, nnd von welchen man gewiß seyn konnte, daß sie am Ende der Hitze sich wieder stellen würden. Die nämliche Gnade ward auch Denjenigen zu Theil, welche die Kanke trugen. Jenen, die keine Bürgschaft fanden, wurden die Fesseln abgenommen, und es ward ihnen gestattet, im ganzen Umfang der Gefängnisse frei umher zu gehen. Durch diese Maßregel erkannte das Volk die große Huld des Kaisers und liebte ihn als seinen wahren Vater.

Das Wohl des Staates lag diesem neuen Monarchen so sehr am Herzen, daß er eine Aufforderung an alle Mandarinen erließ, die durch ihre Würde berechtiget waren, Denkschriften an ihn einzureichen, — sorgfältig nachzudenken, was geeignet sei, zu einer guten Regierung beizutragen, und ihre An-

sichten ihm schriftlich mitzutheilen. Er fügte bei, wofern sie verlangten, daß ihre Gedanken geheim blieben, sollten sie ihre Aufsätze versiegelt einsenden; er würde dann solche nicht veröffentlichen; oder aber den Namen des Einsenders ausstreichen. — Er verbot auch die christliche Religion nicht darum, weil er sie als eine falsche Sekte betrachtet hätte; sondern theils weil sie die Beobachtung der uralten Gebräuche des Landes untersagte; theils aber weil er, wie wir bald sehen werden, an die falschen Beschuldigungen Tschin-mao's glaubte; wie gründlich auch die Väter die verleumderischen Behauptungen desselben widerlegt hatten. Darum auch war die Veranlassung ihm willkommen, welche die Unvorsichtigkeit einiger Missionäre selbst herbeiführte, diese Religion aus dem ganzen Reiche zu verbannen.

XXIX.

Schreckliche Folgen der Unvorsichtigkeit einiger Missionäre aus dem Dominikaner-Orden.

Die ersten Funken des Feuers dieser allgemeinen Verfolgung brachen im Monate Julius 1723 in der Provinz Fokien, und zwar in der Stadt Fun-gan-hien aus, wo zwei spanische Dominikaner, die Väter Blaz della Sierra, und Eusebio Ostot, die seit Kurzem aus den philippinischen Inseln gekommen waren, die christliche Gemeinde leiteten. Diese Väter, welche entweder die Sitten und Gebräuche des Landes zu wenig kannten, oder aber

derselben nicht achteten, hatten daselbst den Gebrauch eingeführt, daß Männer und Weiber ohne Unterschied in den Kirchen sich versammelten; und überdies jungen Töchtern das Gelübde der Jungfräulichkeit abgenommen; was die Missionen anderer Orden und Congregationen niemals gewagt hatten; da die äußerste Empfindlichkeit der Chinesen hierüber ihnen bekannt war, und sie daher mit größter Sorgfalt vermieden, was nur den Schatten eines Verdachtes hätte erregen können; weil sie gar wohl wußten, daß dadurch die Religion ihnen aufs äußerste verhaßt, und als eine schändliche und verächtliche Sekte wäre verrufen worden.

Als dem Gouverneur von Fungan diese Sache angezeigt ward, berichtete er solche augenblicklich dem Tsong-tu, der darüber erstaunte, und sogleich Befehl ertheilte, diese fremde Religion zu verbieten; die das Volk verführe und die guten Gebräuche des Landes umstürze. Zugleich befahl er, die Jungfrauen, die das Gelübde abgelegt hätten, zu ihren Aeltern zurückzusenden; dann alle Tempel zu schließen, zu zählen, zu beschreiben, und anzuzeigen, zu welchem Gebrauche sie könnten bestimmt werden; so wie auch diejenigen strenge zu bestrafen, die sich noch versammeln würden, diesem fremden Gesetze zu folgen. Diese Befehle wurden an alle Mandarinen der Provinz Fokien gesandt und auf das strengste vollzogen.

In seinem Berichte über die Vollziehung derselben, schrieb der Mandarin von Fungan-hien

an den Tsong = tu unter andern von zwei Christen des gelehrten Standes, welche über die Kirche daselbst aufgestellt waren: „Als ich diesen Befehl ihnen kund gab, antworteten sie mit lauter Stimme: Der Herr des Himmels ist der Herr aller Dinge. Wer wird es wagen, ihm keine Ehrfurcht zu erzeigen, und Ihn nicht zu ehren? — Ich stellte ihnen sogleich die Fragen: Warum sie ihre verstorbenen Vorältern nicht ehrten? — warum sie bei dem Tode ihres Vaters und ihrer Mutter die Ceremonien ihnen nicht erwiesen, die durch die Gesetze befohlen sind? Warum es unter ihnen Jünglinge uud Jungfrauen gebe, die sich nicht verehlichten *)? Warum sie unsere alten Weisen die wir verehren, als eben so viele Teufel betrachteten? — Auf dies Alles antworteten sie mir, es sei ein europäischer Lehrer des Gesetzes, der den Weg des Himmels verkündige und lehre. Was die Ceremonien nach dem Tode betreffe, seien sie von keinem Nutzen; wozu also sollten sie solche beobachten? — Ich fragte sie, wie dieser Europäer heiße, wo er wohne, ob er das Patent habe, und ob ich ihn nicht sehen könne? Sie sagten mir, er heiße U = ang, er

*) Zu den Hauptvergehungen gegen die kindlichen Pflichten rechnen die Chinesen den ledigen Stand. Sie betrachten es als ein Verbrechen, wenn Jemand die Familie seines Vaters nicht fortpflanzen will; und machen es auch den Aeltern zur strengsten Pflicht, ihre Söhne und Töchter bei Zeiten zu verheirathen. Daher ihre Entrüstung über das jungfräuliche Gelübde.

gehe sehr selten aus, und er sage nicht, ob er das kaiserliche Patent habe oder nicht."

Hierauf führte er das Edikt vom 56. Jahre Kang-hi's an, das Denjenigen, die das Patent hätten, erlaube, in ihren Kirchen zu bleiben; Diejenigen hingegen zu vertreiben befehle, die es nicht hätten; und den Chinesen nicht gestatte, den Fremden sich zu unterwerfen. Es sei auch nicht mehr als Eine Kirche in einer Provinz gestattet; und der Kaiser habe niemals die Absicht gehabt, es zu dulden, daß in einem kleinen Städtchen wie Fungan-hien mehr als zehn Kirchen beständen, wo beide Geschlechter ohne Unterschied sich vermischten. Aber es sei nun so weit gekommen, daß man die Mandarinen und ihr Ansehen verachte; und daß, wenn nicht schnelle und strenge Maßregeln ergriffen würden, das ganze Volk das fremde Gesetz annehmen, alle chinesischen Gebräuche verwerfen, und fremde Gebräuche beobachten würde.

Auf diesen Bericht erfolgte der Befehl, jene beiden Gelehrten sogleich festzunehmen, und sich zu erkundigen, wie der Europäer heiße, und ob er das Patent habe, im Falle er aber dasselbe nicht habe, ihn augenblicklich nach Macao zu senden. Auch sollte man zuerst den Weg der Güte versuchen, die Bethörten zur Entsagung des europäischen Glaubens zu bewegen; gelänge aber dies nicht, so werde er, (der Tsong-tu) Truppen senden, das Volk zur Ordnung zurück zu führen.

Der Mandarin antwortete dem Tsong = tu ziemlich ausführlich, und berichtete ihm unter Andern, er habe die Vorgesetzten der fünf Stadtviertel und die Christen zusammen berufen. „Aber, spricht er, man möchte glauben, diese Leute seien trunken; es scheint, als wollten sie durchaus nicht aus ihrem Schlafe erwachen. Sie sind so wenig ernstlich bedacht, sich zu bessern, daß sie meinem Edikte eine schmähliche Schrift beiklebten.“ Von den Kirchen spricht er, sie hätten große Summen gekostet, und fügt noch bei: „Diesen armen Leuten, die so geizig sind, wenn es was immer für eine andere Ausgabe betrifft, ist es nicht leid um dies Geld, das sie für einen so verderblichen Gebrauch ausgeben; sie verpfänden sogar ihre Häuser und verkaufen ihr Erbe. Selbst die jungen Weiber und Töchter, fährt er fort, treten dieser Religion bei. Sie gehen an einen abgelegenen Ort, und sagen den Europäern geheime Worte ins Ohr; und dies nennen sie beichten. In dieser Sekte gedenkt man seiner Aeltern nicht mehr nach dem Tode; u. s. w. Und so wird der Chinese in einen Europäer umgewandelt. Also wird das Volk verkehrt, Uneinigkeit in die Familien gebracht und es werden die guten Sitten verdorben. Endlich bittet er ihn, bald Truppen zu senden, damit Alles wieder zu dem frühern Stande zurückgeführt, und die guten Gebräuche wieder hergestellt werden.“

Man erfuhr nicht welche Vorkehrungen die Missionäre zu Fung an = hien trafen, diese aufglimmende Verfolgung zu stillen; nur so viel ward be-

kannt, daß sie in einem Privathause sich verbargen, und einige Gelehrte zu dem Tsong-tu mit einem Schreiben sandten; worin sie fälschlich behaupteten, die erwähnten Kirchen wären auf Befehl des Kaisers Cang-hi erbaut worden. Dies aber bewog den Tsong-tu, welcher wußte, daß dies nicht also sich verhielt, diese Verfolguug in der ganzen Provinz Fokien auszubreiten, und eine geheime Denkschrift an den Kaiser zu senden, worin er alle Beschuldigungen anführte, welche ihm gegen die Christen zugekommen waren, so wie auch ihm Rechenschaft über sein Verfahren ablegte. Insbesondere klagte er über die Verletzung aller Gebräuche des Landes, über die unerhörte Vermessenheit, Töchter zur Ehelosigkeit zu verpflichten, über die Vereinigung beider Geschlechter in den Versammlungen, über die Verwirrung und Uneinigkeiten, welche die europäische Lehre in den Familien stifte, über die ungeheure Anzahl Derjenigen, welche diese neue Lehre annähmen, und über die große Menge ihrer Kirchen.

Die Väter zu Peking erschracken, als sie die öffentlichen Befehle des Tsong-tu in Fokien erfuhren; denn sie hatten allerdings Ursache zu fürchten, die Verfolgung werde bald allgemein werden. Es war nämlich dieser Tsong-tu zugleich Doktor des höchsten Ranges und Prinz des ersten tartarischen Hauses nach der kaiserlichen Familie, und stand daher im größten Ansehen im Reiche. Ihre Angst war um so größer, da der neue Kaiser die

Europäer selten mehr zu seinem Dienste verwendete; wodurch sie viele Freunde verloren, mit andern aber außer Verbindung kamen; und dennoch sahen sie kein anderes Mittel vor sich, als eine kräftige Empfehlung, die bei dem Tsong-tu für sie wirken könnte. Es gelang ihnen auch durch P. Kögler, der Präsident des mathematischen Tribunales war, ein solches Schreiben von seinem Collegen, dem tartarischen Präsidenten des nämlichen Tribunals, einem besondern Freunde des Tsong-tu, so wie auch noch ein anderes von dem Vicekönig von Canton an ihn zu erlangen. Allein der Tsong-tu antwortete, die Sache hänge nicht mehr von ihm ab; er habe solche bereits an Seine Majestät berichtet; man müsse daher die Entscheidung des Kaisers abwarten.

Die Väter erfuhren späterhin, daß der Tsong-tu, in Folge seiner geheimen Denkschrift, die er dem Kaiser eingesendet, Befehl von ihm empfangen habe, ein öffentliches Gesuch über diese Sache einzureichen, und darin auf die gänzliche Verbannung der christlichen Religion aus dem Reiche anzutragen. In diesem Gesuche, das die bereits erwähnten Anklagen, besonders die Vermischung beider Geschlechter in den Kirchen enthielt, fordert er, daß jene beiden Europäer aufgesucht, ergriffen und nach Macao gesandt, die Kirchen aber nach ihrer Brauchbarkeit zum öffentlichen Nutzen verwendet würden; ferner, daß alle Missionäre aus den Provinzen vertrieben und nach Canton, von dort aber nach Macao sollten abgeführt werden; mit Ausnahme Derjenigen, die bei Hofe wä-

ren und daselbst nützliche Dienste thun könnten. Auch berichtete er in dieser Eingabe, er habe bereits nach dem Winke Seiner Majestät, die christliche Religion aus der Provinz Fokien verbannt.

Die Väter sahen aus dieser Schrift unverkennbar, daß die Angelegenheit der Religion verloren war, und daß ihr Untergang heimlich zwischen dem Kaiser und dem Tsong-tu war verabredet worden. Sie wendeten sich indessen an einen Mandarin, der ihnen wohl wollte, die Antwort des Kaisers zu erfahren; dieser aber sagte ihnen, Seine Majestät habe das Gesuch an den Gerichtshof der Religionsangelegenheiten gesandt, um darüber zu entscheiden. War nun auch auf diese Weise die Sache bereits so gut als entschieden, so ließen sie dennoch nicht allen Muth sinken; denn sie hofften, wenn sie die Beamten des Archivs für sich gewinnen könnten, würden diese die Anordnungen Cang-hi's, die ihnen günstig waren, hervorsuchen, und nach denselben das Concept verfassen, das dem Tribunal sollte zur Entscheidung vorgelegt werden. In Folge dessen aber hofften sie, es würden wenigstens jene Missionäre in den Provinzen bleiben dürfen, die das kaiserliche Patent besaßen.

Es gelang ihnen auch, durch eine ziemlich bedeutende Summe diese Beamten zu gewinnen, die dann den Befehl Cang-hi's vom **31.** Jahre seiner Regierung (wodurch die öffentliche Uebung der christlichen Religion gestattet ward), so wie die Antwort dieses Kaisers auf die Eingabe des Censors Fan-

tschao-tso dem Archive enthoben, und das Concept nach diesen Aktenstücken verfaßten; von welchen das eine den Missionären gewonnenes Spiel über den Tsong-tu von Fokien gab, das andere aber Denjenigen aus ihnen, die mit dem kaiserlichen Patente versehen waren, die Erlaubniß ertheilte, in den Provinzen zu bleiben.

Andererseits gewährte es ihnen Beruhigung, daß der zwölfte Prinz, Sohn des verstorbenen Kaisers, der den Vorsitz bei diesem Gerichtshofe führte, so wie auch zwei seiner Beisitzer ihren Schutz ihnen zugesichert hatten. Ihre Hoffnung schien um so gegründeter, als bei der Versammlung dieses Tribunals Einer der untergeordneten Mandarinen, dessen Amt es war, den Präsidenten und Beisitzern die Concepte zu überreichen, ein solches vorlegte, welches das Gesuch des Tsong-tu in allen Punkten bestätigte. Denn als der Prinz, welcher das Präsidium führte, bei Durchlesung desselben wahrnahm, daß keiner der vorhergehenden Verordnungen darin gedacht ward, fragte er ob denn in dem Archive keine der Verordnungen des verstorbenen Kaisers über die christliche Religion sich vorfände, und warum man solche nicht anführte, (auf welche Bemerkung Einer der Beisitzer, der in freundschaftlichen Verbindungen mit P. Parrenin stand, großen Nachdruck legte): antworteten die Beamten des Archivs, es fänden derselben sich allerdings vor; worauf sie sogleich den Befehl erhielten, solche in dem Concepte anzuführen.

Es hatten also die Väter, die dies noch an demselben Tage erfuhren, die besten Hoffnungen; um so schmerzlicher fiel ihnen daher die Nachricht, welche sie am folgenden Tage erhielten. Denn als der Gerichtshof zum zweiten Male sich versammelte, und der Prinz fragte, ob das Concept bereit sei, nach welchem die Entscheidung über die christliche Sache sollte gefaßt werden, legte der vorhin erwähnte Mandarin mit größter Dreistigkeit das Concept des vorigen Tages vor, ohne auch nur Eine Silbe davon abgeändert zu haben. Da der Prinz sein Erstaunen hierüber ausdrückte, antwortete jener mit stolzem Tone, es stehe dem Prinzen frei, zu thun was ihn gut dünke; er selbst jedoch sei fest entschlossen, lieber sein Mandarinat zu verlieren als ein anderes Concept vorzulegen. Diese trotzige Antwort führte den Prinzen auf die Vermuthung, die Vermessenheit dieses Mandarins stütze sich auf einen geheimen Befehl des Kaisers. Diesem zufolge also nahm er den Pinsel in die Hand, corrigirte einige unbedeutende Dinge und unterzeichnete. Seinem Beispiele aber folgte der tartarische Präsident und die Beisitzer, bis auf wenige; die jedoch, um keine Unannehmlichkeiten sich zuzuziehen, am Ende gleich den Uebrigen sich fügten. Diese Entscheidung lautete:

„Die Europäer bei Hofe sind nützlich für den Kalender, und thun daselbst auch andere Dienste; die in den Provinzen aber sind darin ohne Nutzen; sie ziehen das unwissende Volk zu ihrem Glauben an und bauen Kirchen; wo, unter dem Vorwand zu be-

ten, Männer und Weiber ohne Unterschied sich versammeln *). Das Reich hat nicht den mindesten Vortheil von ihnen. In Gemäßheit dessen was der Tsong-tu von Fokien vorschlägt, soll man bei Hofe Diejenigen lassen, die daselbst nützlich sind; Jene hingegen, die in Petscheli und in den andern Provinzen des Reiches sich aufhalten, sollen, wenn sie nützlich seyn können, nach Hofe, wenn aber nicht, nach Macao geführt werden. Es sind darunter Einige, die ehemals das kaiserliche Patent erhielten; dies soll den Mandarinen der verschiedenen Orte übergeben werden, damit sie solches an unsern Gerichtshof senden, um es dem Tribunal, von dem es ausging, zurückzustellen, damit es daselbst verbrannt werde. Alle Kirchen, die sie erbauten, soll man in öffentliche Häuser umwandeln, und diese Religion strenge verbieten; Diejenigen aber, die so blind waren, sie anzunehmen, verpflichten, sie alsbald zu verlassen. Sollten sie in der Folge abermal sich versammeln, um zu beten, so muß man sie nach den Gesetzen bestrafen. Auch sollen die Tsong-tu's und die Vicekönige die Mandarinen der Orte, welche in der Vollziehung dieser Befehle nachlässig sind, von ihren Aemtern absetzen, und solche uns anzeigen, damit wir die Strafe bestimmen, die sie verdienen."

Als dem Kaiser dies Urtheil vorgelegt ward, schrieb er mit rothem Pinsel darauf: „Es habe sein

---

*) Was in der einzigen Missiou zu Fungan geschah, wird hier fälschlich allen Missionären aufgebürdet.

Verbleiben bei dem, was der Gerichtshof entschieden hat. Die Europäer sind Fremde, die zwar schon seit sehr vielen Jahren in den Provinzen des Reiches sind; indessen soll man sich nun an den Vorschlag des Tsong-tu von Fokien halten. Da jedoch zu befürchten steht, daß das Volk sie irgend beschimpfe oder beleidige, befehle ich den Tsong-tu's und den Vicekönigen der Provinzen, ihnen ein halbes Jahr oder einige Monate zu bewilligen, und ihnen, wenn sie nach Hofe oder nach Macao abgeführt werden, einen Mandarin beizugeben, der auf der Reise sie begleite, für sie sorge und vor jeder Beleidigung sie beschütze. Man beobachte diesen Befehl mit Ehrfurcht!"

Als den Vätern das Resultat der Berathschlagung des Gerichtshofes der Religionsgebräuche zu Ohren kam, und sie sahen, daß von dieser Seite alle Hoffnung ihnen benommen war, beschlossen sie ihre Zuflucht zu dem Kaiser selbst zu nehmen, und ihn zu bitten, ihrer sich anzunehmen. Nur war es schwer, ihre Bitte bis zu ihm gelangen zu lassen. Da der dreizehnte Prinz besonders viel bei dem Kaiser vermochte, gedachten sie an ihn sich zu wenden, weil er am meisten geeignet war, diese Gnade ihnen zu erwirken; wenn anders er ihrer Sache sich annehmen wollte. Es begaben sich also Einige aus ihnen in den Pallast dieses Prinzen, ihn um seinen Schutz zu bitten. Es dauerte jedoch lange bis sie zur Audienz bei ihm vorkommen konnten.

Endlich gewann der Prinz Zeit, sie zu sehen. Er hatte sie aber kaum erblickt, so sprach er zu ihnen: Ihr kommet gewiß über die Anklage mit mir zu sprechen, die der Tsong-tu von Fokien gegen die Europäer eingereicht hat? — Ja, Prinz, antworteten sie; wir kommen Eure Hoheit inständig zu bitten, uns in Ihren Schutz zu nehmen. — Gestern, antwortete der Prinz, übergab der Kaiser eure Sache dem sechzehnten Prinzen, meinem Bruder, und mir; doch bin ich noch nicht genugsam davon unterrichtet. Ihr sehet, wohin es durch eure Streitigkeiten mit eurer Sache kam. Wie viele Mühe und Verlegenheiten brachten solche dem seligen Kaiser, meinem Vater! Was würdet ihr dazu sagen, wenn unsre Leute nach Europa kämen, und daselbst die Gesetze und Einrichtungen abändern wollten, welche eure alten Weisen einführten? Der Kaiser, mein Bruder, will allen diesen Dingen ein Ende machen, und zwar auf eine wirksame Weise. — Alle Streitigkeiten, antworteten hierauf die Väter, haben bereits aufgehört. — Wenn alle Streitigkeiten aufgehört haben, sprach der Prinz, warum denn halten jene beiden Europäer von Fokien sich verborgen? — Wir kennen sie nicht, antworteten die Väter. Die wir kennen, haben alle das Patent des seligen Kaisers, sie sind in verschiedenen Provinzen zerstreut; alle sind hochbetagte Greise; der Jüngste aus ihnen zählt fünf und fünfzig Jahre. Ein Befehl des Gerichtshofes der Religionsgebräuche vom fünfzigsten Jahre Cang-hi's genehmigt ihren Aufent-

halt in den Provinzen. — Ich habe nun, fiel der Prinz ein, nicht Zeit, eure Sache zu untersuchen; aber saget den Europäern, sie sollen morgen in den Pallast kommen; dort werde ich länger mit euch sprechen können. Die Väter beschworen ihn hierauf abermal, ihrer sich anzunehmen; da sie als Fremdlinge gleich armen Waisen wären, die durchaus keine Stütze hätten, außer den Kaiser und ihn. — Seid ruhig, sprach der Prinz hierauf; der Kaiser hat eure Sache mir übergeben; und ich werde Sorge dafür tragen. Durch diese Verheißung getröstet, verließen die Väter den Pallast so beruhigt als sie solchen traurig und ängstlich betreten hatten.

XXX.

Vergebliches Bittgesuch der Missionäre an den Kaiser. Mißbilligende Aeußerung der Prinzen über das Urtheil des Gerichtshofes der Religionsgebräuche.

Sobald sie den Pallast verlassen hatten, beriefen die Väter alle Missionäre zusammen, die zu Peking sich aufhielten, um mit ihnen über die Antworten überein zu kommen, die sie auf die Fragen zu geben hätten, welche der Prinz an sie stellen könnte; denn es war von großer Wichtigkeit, ihm zu zeigen, daß ihre Gesinnungen nicht mehr getheilt, sondern daß alle gleicher Ansicht wären. Als sie nun am Abend des folgenden Tages im Pallaste erschienen, hieß der Prinz sie niedersetzen und redete sie folgender Weise an.

„Ich weiß, daß eure Angelegenheiten sehr schwierig sind. Ich habe die Klagschrift des Tsong-tu von Fokien gelesen, sie ist stark; und eure Streitigkeiten über unsre Gebräuche haben euch unendlich geschadet. Was würdet ihr sagen, wenn wir nach Europa kämen und dort also schalteten, wie ihr in unserm Lande schaltetet? Würdet ihr es dulden? Ich werde mit der Zeit über diese Sache mich genauer unterrichten; indessen aber erkläre ich euch, daß China nichts abgehen wird, wenn ihr nicht mehr darin seid; und daß eure Abwesenheit keinen Verlust nach sich ziehen wird. Man hält hier Niemand mit Gewalt zurück; aber man duldet auch Niemand, der die Gesetze verletzt, und dahin arbeitet, die Gebräuche und lobwürdigen Gewohnheiten des Landes zu vernichten." Der Prinz sprach diese Worte mit so festem Tone, daß die Missionäre sich für überzeugt hielten, er wiederhole nur die Worte des Kaisers.

Da sie so ziemlich vorhergesehen hatten was er ihnen sagen würde, überbrachten sie ihm eine Denkschrift, worin sie die christliche Religion über die Hauptpunkte rechtfertigten, über welche der Tsong-tu sie angeklagt hatte, und bewiesen, daß sie niemals im Verborgenen gelehrt hätten; daß ihre Bücher in Jedermanns Händen seien; daß sie immer ein weises Betragen beobachtet, die Gesetze des Reiches niemals übertreten, und immer in gutem Einverständnisse mit den Mandarinen gelebt hätten. Der Prinz las diese Schrift aufmerksam, schien da-

durch begütigt und sagte ihnen: „Seid wegen der Anklage des Tsong-tu außer Sorgen; die Sache hängt zwar nicht von mir ab; aber ich werde suchen euch zu dienen." Und mit diesen Worten entließ er sie.

Dies Alles geschah zwei Tage bevor noch die Entscheidung des Tribunals der Religionsgebräuche auf die Weise bestätiget ward, die wir bereits gesehen haben. Die Väter hofften, der dreizehnte Prinz würde für sie wirken; indessen wagten sie es nicht in ihn zu dringen, um nicht durch ihre Zudringlichkeit die einzige Stütze zu verlieren, die ihnen noch übrig war. Sie faßten daher den Entschluß, ihre Zuflucht zu dem Kaiser selbst zu nehmen; und ihre Bittschrift ihm durch diesen Prinzen überreichen zu lassen, auf dessen Schutz sie vertrauten. In diesem Bittschreiben dankten sie Seiner Majestät für die Huld, die er ihnen immer erzeigt, und für die Zeitfrist von einem halben Jahre, die er so gnädig war, Denjenigen zu gestatten, welche sollten nach Europa zurückgesandt werden. Hierauf aber stellten sie ihm vor, daß die Zahl Derjenigen, die das kaiserliche Patent hätten, welches man nun von ihnen zurückfordere, kaum auf dreißig sich beliefe, die meist betagte Greise von zerrütteter Gesundheit wären; denen man das Versprechen abgenommen, nicht mehr nach Europa zurückzukehren, und die auch die Mühsale einer so beschwerlichen Reise nicht mehr ertragen könnten.

Und nun führten sie dem Kaiser zu Gemüthe, Macao, wohin Seine Majestät befohlen habe sie zu führen, sei nicht ihr Vaterland; man werde bei der Nachricht ihrer Verbannung in Europa glauben, sie hätten irgend ein großes Verbrechen begangen, um welches willen man sie aus dem Lande verjage; und widerlegten dann die Beschuldigungen des Gerichtshofes der Religionsgebräuche durch den Beweis, daß sie seit mehr als zwei Jahrhunderten immer öffentlich gelehrt und die Völker ermahnt hätten, ihren Fürsten getreu zu sein, die Gesetze zu beobachten, und alle Tugenden zu üben. Es sei so bekannt, daß sie seit dieser so langen Zeit niemals Männer und Weiber in einer Kirche versammelt hätten, daß eine solche Beschuldigung kaum eine Widerlegung verdiene. Auch seien ihre öffentlichen Versammlungen nicht verdächtig; es werde darin für das Wohl des Kaisers und der Obrigkeiten, für die Erhaltung des Friedens u. s. w. gebetet; und dennoch zwinge man das Volk unter schwerer Strafe, dieser Religion wie einer falschen Sekte zu entsagen, indeß so viele andere Religionen geduldet, und Niemand gezwungen würde, dieselben zu verlassen. Endlich beschworen sie Seine Majestät, der Missionäre, die das Patent hätten, ihres hohen Alters wegen sich zu erbarmen und ihnen zu erlauben, die noch kurze übrige Zeit ihres Lebens hindurch die Grabstätten ihrer Vorgänger zu hüten, und die Christen nicht zu zwingen, der christlichen Religion zu entsa-

gen; welche Vorstellungen sie mit den rührendsten Bitten beschlossen.

Es mußten aber die Väter mehrere Tage warten, bis sie endlich zu dem Prinzen kommen konnten, der mit Geschäften überhäuft war. Sie erfuhren jedoch durch den Verschnittenen, dem sie dies Bittschreiben übergeben hatten, er habe sich mit seinem Bruder, dem sechzehnten Prinzen und den drei Statthaltern des Reiches darüber besprochen. Als sie Tags darauf im Pallaste erschienen, kam der Prinz an den Ort, wo sie versammelt waren, und redete sie also an: „Nach eurer Bittschrift zu urtheilen, scheint es als wolltet ihr mit dem Kaiser in einen Streit euch einlassen. Ich fürchte, wenn ich dies Gesuch überreiche wie es ist, wird es sehr übel aufgenommen werden. Beschränket euch darauf, dem Kaiser zu danken, daß er den Missionären zu Peking erlaubt, daselbst zu bleiben, den Andern aber eine Frist von sechs Monaten bewilligt. Wollet ihr jedoch es wagen, euer Gesuch so einzureichen, so möget ihr es auf eure Gefahr thun; ich aber stehe euch nicht für die Folgen.“ —

Die Väter fügten sich der Ermahnung des Prinzen, zumal da sie aus seiner Rede schlossen, ihr Bittschreiben sei dem Kaiser ingeheim mitgetheilt worden, denn er sprach von der Stimmung des Kaisers mit Bestimmtheit, und nicht als ob er eine bloße Vermuthung hege. Wären sie also darauf bestanden, dies Gesuch einzureichen wie es war, ohne dasselbe abzuändern; so liefen sie offenbar Gefahr,

daß man auch jene Missionäre vertrieben hätte, welchen man erlaubt hatte, zu Peking zu bleiben; und dadurch die einzige Hoffnung zu verlieren, diese Mission mit der Zeit wieder herzustellen.

Es änderten daher die Väter das Gesuch ab und brachten dann solches dem Prinzen, konnten jedoch lange Zeit nicht erfahren was damit geschehen war; da der Prinz auf einige Tage verreiste. Um also sich umzuhören, ob solches dem Kaiser wäre überbracht worden, begaben sich die Väter P. Parrenin und Bouvet in den Pallast, unter dem Vorwand sich anzufragen, wo sie die Ceremonie des folgenden Tages, des chinesischen Neujahrestages, halten sollten; und erfuhren darin, dringende Geschäfte hätten den Prinzen verhindert, ihr Bittschreiben Seiner Majestät zu übergeben. Doch habe er ihrer nicht vergessen, und warte nur einen günstigen Augenblick ab. Hierüber verstrichen abermal einige Tage, bis endlich, als sie wieder in den Pallast kamen, der Prinz mit seinem sechzehnten Bruder aus Einer der innern Thüren des Pallastes hervortrat; und als er die Väter ersah, sie zu sich berief; worauf folgende Unterredung zwischen ihnen sich entspann:

„Ich habe, sprach er, eure Bittschrift übergeben; allein sie kam zu spät, der Gerichtshof der Religionsgebräuche hatte seine Entscheidung bereits gegeben, und der Kaiser solche unterschrieben. Die Sache ist also abgethan; und es ist nicht möglich darauf zurück zu kommen. — Nichts ist einem so gro-

ßen Fürsten leichter, antworteten die Väter; er kann diese Gnade uns gewähren; und sie wird gewiß nicht zu spät kommen. Denn die Mandarinen werden mit der Ausführung der Befehle nicht eilen; da Seine Majestät so gütig waren, den Missionären eine Zeitfrist von einem halben Jahre zu gestatten. — Der Kaiser, erwiderte der Prinz, hat mir gesagt, er könne vor der Hand nichts abändern; wollte man aber in der Folge euch beunruhigen, so würde er euch in Schutz nehmen. — So viel ist gewiß, antworteten sie hierauf, daß man, wenn einmal alle Europäer aus den Provinzen vertrieben sind, sie nicht mehr beunruhigen wird. — Seid ihr denn nicht noch bis zur Stunde hier? fragte der Prinz. — Wir sind freilich hier, entgegneten sie; und zwar unter den Augen und unter dem Schutze Seiner Majestät; allein wir sind ohne Ehre, sobald unsre Gefährten verbannt sind. — Nicht der Kaiser hat sie verjagt, gab der Prinz zurück; der Tsong-tu von Fokien hat dies gethan, um den Unruhen ein Ende zu machen, welche zwei Europäer in den Provinzen erregten. — Wir kennen diese Europäer nicht, antworteten die Väter; wir wissen nicht einmal wie sie heißen. Und mußte man denn, weil sie angeklagt wurden, so viele Andere in ihr Unglück verwickeln, über die man niemals Ursache hatte zu klagen?

Bei diesen Worten sah der Prinz seinen sechzehnten Bruder an und sprach: Es ist gewiß wahr, der Ly-pu hat Alles untereinander gewirrt; seine Entscheidung ist falsch; ich sah dies auf den ersten Blick. —

Unterdessen waren die Väter auf den Knien, und flehten den Prinzen an, sich für sie zu verwenden. — Was soll ich thun? antwortete er ihnen. Wollet ihr, daß ich selbst in den Morast mich versenke, worin ihr stecket, und darin umkomme; damit ich es versuche euch herauszuhelfen? Ueberdies hat der Kaiser mir gesagt, er lasse euch hier und zu Canton. Ich habe ihm eingewendet, man würde euch auch von Canton vertreiben und nach Macao abführen, wo ihr es sehr übel haben würdet. Hierauf antwortete er, der Vicekönig von Canton würde unfehlbar eine Denkschrift hierüber einsenden. — Die Väter erwiederten: Wenn der Vicekönig die Entscheidung des Tribunals sehen wird, kommt es ihm gewiß nicht in den Sinn, eine Denkschrift über eine Sache einzusenden, die er als abgethan betrachten wird. Wie denn aber, fügten sie bei, wenn wir nach einiger Zeit abermal eine Bittschrift an Seine Majestät einreichten? — Der Prinz gab ihnen durch ein Zeichen zu verstehen, daß dies nicht thunlich sei; entfernte sich in dem nämlichen Augenblicke, und ließ die Väter in der äußersten Bestürzung zurück.

XXXI.

Vertreibung der Missionäre. Güte des dreizehnten Prinzen gegen die Väter. Der Aufenthalt zu Canton wird den Missionären bewilligt. Denkwürdige Rede des Kaisers.

Das Urtheil des Gerichtshofes der Religionsgebräuche ward am 17. Februar (1724) in alle Provinzen gesandt. Ohne aber dasselbe abzuwarten, fin-

gen bei weitem die meisten Mandarinen schon bei der ersten Kunde, die sie davon erhielten, die Verfolgung an, und bemächtigten sich sogleich der Kirchen. Allenthalben ließen sie die Altargemälde, die heiligen Bilder und andere Verzierungen herabreißen und öffentlich verbrennen; verwandelten diese Kirchen theils in Reißmagazine, theils in Collegien für die Gelehrten, in Hospitäler, in Schulen, und in Säle zur Verehrung der Vorältern; ließen andere niederreißen und die Materialien verkaufen; und was noch kläglicher war, viele dieser heiligen Gebäude, die der Verehrung des wahren Gottes geweiht waren, wurden in Tempel Belials umgewandelt; da sie ihre Götzen darin zur Anbetung aufstellten; was zumal in der Provinz Honan geschah.

Der Kaiser hatte zwar den Mandarinen Befehl gegeben, zu verhüten, daß die Missionäre mißhandelt würden; dessen ungeachtet aber widerfuhr ihnen häufige Schmach. Der Missionär zu Hang-tscheu-fu in der Provinz Tsche-kiang wäre beinahe gesteiniget worden, wenn er nicht mitten unter einem Hagel von Steinen in größter Eile sich geflüchtet hätte; ein anderer in der nämlichen Provinz war in augenscheinlicher Gefahr von dem heidnischen Volke zerrissen zu werden, wenn nicht der Mandarin Soldaten vor seine Kirche gestellt hätte, vor der Wuth des Pöbels ihn zu schützen. Eben so ward auch der Bischof von Lorgma, welcher mit einem Priester, der ihn begleitete, auf einer seiner Missionen ergriffen wurde, unter so schweren Mißhandluugen nach Si-

ngnan=fu gebracht, daß beide beinahe auf dem Wege umgekommen wären; von andern schmählichen Mißhandlungen nicht zu sprechen, die sehr vielen Missionären widerfuhren.

Aber auch das Betragen des Vicekönigs von Canton stimmte keineswegs zu der Rede des Prinzen, nämlich daß der Kaiser die Missionäre zu Peking und zu Canton ließe, und daß der Vicekönig desfalls eine Denkschrift an ihn einsenden werde. Denn kaum war das Urtheil des Gerichtshofes ihm zugekommen, so ließ er dasselbe in seinem ganzen Bezirke veröffentlichen, und den Missionären bedeuten, sie sollten sich bereit halten nächstens nach Macao abzugehen; da in höchstens zwei Monaten alle fern von seiner Provinz seyn müßten. Als die Väter zu Peking diesen strengen Befehl des Vicekönigs erfuhren, beschlossen sie, dem Prinzen, ihrem Beschützer, ein Bittschreiben zu überreichen, worin sie an seine Rede ihn erinnerten, und ihm vorstellten, daß bei weitem die Meisten der vertriebenen Missionäre aus Ländern wären, die durchaus nicht von Macao abhingen, daß die europäischen Schiffe, die mit China in Handelsverbindungen ständen, zu Canton, und nicht zu Macao landeten; daß man also Jene, die nach Macao gesendet würden, in die Unmöglichkeit versetzte, in ihr Vaterland zu reisen; ja daß auch sie selbst, welchen der Kaiser erlaubte, zu Peking in seinem Dienste zu bleiben, keine Mittel hätten, daselbst sich zu erhalten, wenn Niemand zu Canton wäre, der ihre Correspondenz mit Europa besorgte; — und ihn dann

endlich zu bitten, von Seiner Majestät zu erwirken, daß er Diejenigen zu Canton belieẞe, die ihres hohen Alters und ihrer Gebrechlichkeit wegen, nicht nach Europa zurückkehren wollten. Indessen verschwiegen sie die Hauptursache, warum sie zu Canton bleiben wollten, diese aber war, die Pforte der Missionen offen zu erhalten; damit in der Folge die Missionäre von dort in das Reich eingehen könnten.

Sie verfaßten also im Monat Junius (1724) diese Bittschrift und begaben sich damit vor die Pforte des Prinzen, wo sie bei seiner Rückkehr aus dem Innern des Pallastes ihn erwarteten. Als er nun kam, nahten sie sich seiner Sänfte und überreichten ihm ihr Gesuch. Er fragte sie sogleich: Hat die Sache keinen Anstand? — Durchaus keinen! sprachen sie. Er durchlas das Gesuch, hieß sie Einiges darin abändern und sagte ihnen dann, sie möchten zu einer bestimmten Zeit wiederkehren; wo er sie, als sie erschienen, folgender Weise anredete:

„Ich will euch meine Ansichten über den Inhalt eures Gesuches sagen. Ihr wisset, daß der Kaiser, als er nur noch vierter Prinz war, eine große Anhänglichkeit an die Bonzen H o c h a n g und T a o - s s é hatte. Doch war er damals noch nicht auf dem Throne; ihr verstehet mich! Der selige Kaiser, mein Vater, hat euch sehr geliebt; er hat euch viele Ehren und Gnaden erwiesen; und es ist euch nicht unbewußt, daß die chinesischen Gelehrten oftmals über den Schutz murrten, mit welchem er euch beehrte. Ich will dadurch nicht sagen, daß mein Bruder, der

Kaiser, gegen euch eingenommen sei, oder daß er euch nicht achte. Ihr habet sicherlich nicht vergessen, mit welcher Güte er euch begegnete, ehe er noch Kaiser war; nun aber, da er auf dem Throne ist, kann er nicht umhin, das Betragen zu beobachten, das er gegen euch beobachtet. Seit der Geschichte mit dem Tsong-tu von Fokien erhielt er mehr als zehn Bittschriften von den chinesischen Gelehrten wider euch; und er hat solche sämmtlich unbeachtet bei Seite gelegt. Sie verlangten, man sollte an der Lehre unsrer alten Weisen nichts ändern; was eine gute Regierung allerdings berücksichtigen muß."

„Ich denke also, ihr sollet, statt des Gesuches, das ihr an mich stelltet, eine Bittschrift an den Kaiser verfassen. Beschränket euch darin, dem Kaiser vorzustellen, daß ihr seit der Zeit des Ly-ma-teu (P. Ricci), des Ersten, welcher nach China kam, nichts gegen die Gebräuche des Reiches gethan habet; daß ihr Ordensleute seid, die nur bedacht sind, an ihrer Vollkommenheit zu wirken; daß das Gesetz, welches ihr lehrt, kein falsches Gesetz ist; und daß eure Gefährten in den Provinzen nahe daran sind, vertrieben zu werden. Zeiget dann die Nachtheile und die Verlegenheiten, worin sie sich befinden, wenn man ihnen nicht gestattet, zu Canton zu bleiben; und daß gerade hierin das Traurige eurer Lage besteht; da der Viceкönig erklärt habe, er werde keine Missionäre daselbst dulden. Hierauf aber bittet; aber bittet so dringend als immer möglich. Auf diese Art ungefähr muß eure Bittschrift verfaßt seyn. Uebri-

gens will ich das Concept derselben sehen, und solches nöthigen Falls corrigiren. Ist dann dasselbe bereit, so überreichet es durch die Großmeister des Pallastes. Wollen sie es nicht übernehmen, dann wendet euch an mich; und ich werde es Seiner Majestät durch Diejenigen übergeben lassen, welche die Denkschriften des Reiches in Empfang nehmen." — Hocherfreut über diese Güte des Prinzen, bückten sie sich, dem Ceremoniel gemäß bis zur Erde, für seine Belehrung und die Mühe ihm zu danken, die er ihretwegen auf sich nehmen wollte.

Kaum zu Hause angelangt, verfaßten sie sogleich die Bittschrift nach der Angabe des Prinzen; als aber P. Parrenin dieselbe ihm überbringen wollte, ward es wegen der überhäuften und dringenden Geschäfte des Prinzen ihm nicht möglich, bei ihm vorzukommen. Dies versetzte die Väter in neue Angst; zumal da sie erfuhren, der Prinz sollte am folgenden Tage abreisen; was auch wirklich geschah. Gleichwohl hatte er ihrer nicht vergessen; denn kurz vor seiner Abreise empfahl er ihre Sache seinem sechzehnten Bruder, der den Vätern bedeuten ließ, sie sollten ihr Gesuch ihm übergeben.

In dieser Bittschrift also stellten sie dem Kaiser die höchst bedrängte Lage vor, in welcher die Missionäre sich befanden, und die Unmöglichkeit, von Macao aus in ihr Vaterland zu kommen. „Ihr Stand, sprachen sie, ist ähnlich dem eines Wanderers, der von dunkler Nacht überfallen wird, und nirgend Herberge findet. Denn wollen sie in China bleiben, so

wird dies ihnen nicht gestattet; wollen sie aber nach Europa zurückkehren, so macht man es ihnen unmöglich. Und hierauf baten sie den Kaiser, dieser unglücklichen Greise in den Provinzen sich zu erbarmen, die mit Jahren und Gebrechlichkeiten belastet, kaum mehr sich rühren könnten.

Der sechzehnte Prinz erwarfete die Väter bereits im Pallaste, und übergab ihr Gesuch Einem der Mandarinen ersten Ranges, der die Denkschriften zu übernehmen pflegte, welche an den Kaiser gerichtet waren, solches Seiner Majestät zu überbringen. Der Mandarin übernahm dasselbe auch willig, blieb aber ziemlich lange aus. Endlich kehrte er mit dem Gesuche zurück; worauf der Kaiser folgenden Bescheid eigenhändig geschrieben hatte: „Ihr Statthalter des Reiches, Prinzen und Große, nehmet diese Bittschrift des Tai-tsin-hien (des P. Kögler), und sendet solches an den Tsong-tu und an den Vicekönig von Canton. Sie sollen die Befehle für einige Zeit einstellen, und die Europäer nicht drängen, nach Macao zu reisen. Der Tsong-tu, der Vicekönig, der Tsiang-kium (General der tartarischen Truppen), und der Ti-tu (General der chinesischen Truppen) sollen über diese Sache ernstlich sich berathschlagen, und mir darüber Bericht erstatten. Ist nach ihrem Ermessen kein sonderlicher Nachtheil für die gute Leitung des Volkes zu fürchten, so kann man den Europäern gestatten, zu Canton zu bleiben. Berathschlaget euch aber auch selbst unter einander, und erstattet mir Bericht!"

Es übergab also der Mandarin das Gesuch mit der Antwort des Kaisers den Statthaltern des Reiches, welche, nachdem sie den Bescheid gelesen, solchen den anwesenden Vätern mittheilten. P. Parrenin aber dankte Seiner Majestät in Namen seiner Gefährten; und sprach diese Danksagung in so rührenden und zugleich so zierlichen Worten aus, daß der Mandarin erachtete, der Kaiser würde sie mit besonderm Wohlgefallen anhören, und solche auf der Stelle ihm hinterbrachte. Wirklich auch fand der Kaiser so großes Vergnügen daran, daß er dem Mandarin befahl, die drei Väter (P. Parrenin, P. Kögler und P. Bouvet) zu sich zu berufen, welche Gnade Keiner aus ihnen erwartet hätte.

Als sie in seiner Gegenwart erschienen, hielt er eine Anrede an sie, die über eine Viertelstunde dauerte. Offenbar hatte er dieselbe einstudirt; denn er trug mit großer Schnelligkeit Alles vor was geeignet war, sein Betragen gegen sie zu rechtfertigen; und widerlegte auch die Gründe, die in der (S. 327) angeführten Bittschrift enthalten waren, welche die Väter auf die Erinnerung des dreizehnten Prinzen abgeändert hatten. Diese Rede des Kaisers lautete wörtlich aso:

„Nachdem der verstorbene Kaiser, mein Vater, vierzig Jahre hindurch mich unterrichtet, hat er vor meinen Brüdern mich erwählt, auf dem Throne ihm nachzufolgen. Ich halte es für meine wesentlichste Pflicht, ihn nachzuahmen, und in nichts von seiner Regierungsweise abzugehen. In der Provinz

Fokien wollten Europäer unsre Gesetze vernichten; sie verwirrten die Völker; die Großen der Provinz haben sie bei mir angegeben; ich mußte dem Frevel Einhalt thun; es ist dies eine Angelegenheit des Reiches; dies aber ist mir anvertraut; und weder kann, noch darf ich nun handeln wie ich handelte, als ich nur noch ein einzelner Prinz war."

„Ihr saget, euer Gesetz sei kein falsches Gesetz. Ich glaube es; hielte ich es für falsch: wer würde dann mich abhalten, eure Kirchen zu zerstören *) und euch daraus zu verjagen? Falsche Gesetze sind jene, die unter dem Vorwande, zur Tugend zu ermahnen, den Geist des Aufruhrs einflößen, wie das Gesetz des Pelien-chiao. Was aber würdet ihr sagen, wenn ich einen Trupp Bonzen und Lama's in euer Land sendete, ihr Gesetz daselbst zu predigen? Wie würdet ihr sie aufnehmen?"

„Ly-ma-teu (P. Ricci) kam im ersten Jahre Uan-ly's nach China. Ich will nicht berühren was damals die Chinesen gethan haben; es geht mich nichts an. Doch waret ihr zu jener Zeit in sehr geringer Anzahl; die Sache war kaum der Rede werth; ihr hattet weder Leute noch Kirchen in allen Provinzen. Erst unter der Regierung meines Vaters hat man allenthalben Kirchen errichtet; und es hat euer Gesetz mit großer Schnelligkeit sich verbreitet. Dies

---

*) Der Kaiser scheint von den Kirchen zu Peking zu sprechen, die nicht in dem Edikte des Ly-pu begriffen waren.

sahen wir, und durften nichts sagen. Wußtet ihr aber meinen Vater zu hintergehen, so gebet die Hoffnung auf, auch mich auf gleiche Weise zu hintergehen."

„Ihr wollet, daß alle Chinesen Christen werden; dies fordert euer Gesetz; das weiß ich. Was aber würden wir dann werden? Unterthanen eurer Könige! Die Christen kennen nur euch. Zur Zeit eines Aufruhrs würden sie keiner andern Stimme als der eurigen Gehör geben. Ich weiß wohl, daß jetzt nichts zu fürchten ist; wenn aber die Schiffe zu Tausenden und zu zehn Tausenden*) kommen, dann könnten ernstliche Unruhen entstehen."

„China hat im Norden das Reich der Russen, das nicht zu verachten ist; im Süden hat es die Europäer und ihre Königreiche, die noch bedeutender sind; und im Westen Se-uan-raptan**). Diesen will ich in seinem Lande zurückhalten und verhindern, in China einzudringen. Lange, der Gefährte des Ismalioff, Bothschafter des Czar, hielt um die Erlaubniß für die Russen an, des Handelswegen Factoreien in allen Provinzen zu errichten. Er ward abgewiesen; und es wurde ihnen nur erlaubt, zu Peking und zu Tschu-ku-pai-sing an den Gränzen im Lande der Kalka's Handel zu treiben.

---

*) Ein chinesischer Ausdruck, eine ungeheure Menge zu bezeichnen.

**) Ein Fürst der Tartarei, der damals schon im achten Jahre Krieg gegen die Chinesen führte.

Eben so erlaube ich euch, hier und zu Canton zu bleiben, so lange ihr keine Veranlassung zu Klagen gebet; denn entständen derselben in der Folge, dann werde ich euch weder hier noch zu Canton lassen. Ich dulde euch nicht in den Provinzen. Der Kaiser, mein Vater, hat in den Augen der Gelehrten viel von seinem guten Rufe durch die Willfährigkeit verloren, mit welcher er euch gestattete, in denselben euch niederzulassen. Es darf keine Aenderung in den Gesetzen unsrer Weisen geschehen; und ich werde es nicht zugeben, daß meiner Regierung irgend ein Vorwurf hierüber gemacht werde. Wenn meine Söhne und Enkel einmal zur Regierung kommen, mögen sie thun was sie gut dünkt. Dies kümmert mich dann eben so wenig als was zur Zeit Uan-ly's geschah."

„Uebrigens denket nicht, daß ich etwas gegen euch habe, oder daß ich euch unterdrücken wolle. Ihr wisset, wie ich mich gegen euch betrug, als ich nur noch Prinz war. Die Familie Eines eurer christlichen Mandarine in Leva-tong hatte sich wider ihn erhoben, weil er seine Voraltern nicht ehrte. In eurer Verlegenheit nahmet ihr damals eure Zuflucht zu mir; und ich schlichtete diese Sache. Was ich nun thue, thue ich als Kaiser. Meine einzige Sorge ist, gut zu regieren; dessen befleiße ich mich vom Morgen bis auf den Abend. Ich sehe nicht einmal meine Kinder, noch die Kaiserin; ich sehe nur Diejenigen, welche mit den öffentlichen Angelegenheiten beauftragt sind; und dies wird so lange dauern bis die Trauerzeit vor-

über ist. Hernach werde ich vielleicht euch wiedersehen können wie gewöhnlich."

Dies also waren die Worte des Kaisers; und er sprach solche mit einer Schnelligkeit, die zur Genüge zeigte, daß er durch keine Antwort wollte unterbrochen werden. Als er jedoch von Lange redete, und seines Namens sich nicht sogleich besinnen konnte, gab er dem P. Parrenin einen Wink, der ihn sogleich nannte, und diese Gelegenheit ergriff, ihm zu sagen: „Als der verstorbene Kaiser, der Vater Eurer Majestät, diesem Lange die Niederlassungen für die Russen versagte, erhielt ich den Auftrag, diesen Befehl, der in tartarischer Sprache war, ihm zu erklären. Der Befehl lautete, er sollte diese Gnade nicht unter dem Vorwand begehren, daß er andere Europäer in den Provinzen sehe. Denn, sprach der Kaiser, diese sind Ordensleute, die ihr Gesetz predigen; sie treiben keinen Handel; sie kehren auch nicht nach Europa zurück. Ihr aber wollet Handel treiben, im Reiche ein- und ausgehen und eure Leute nach Belieben wechseln. Sie sind keine Ordensleute. Uebertreten sie unsre Gesetze, so bin ich genöthiget, sie zu strafen; strafe ich sie aber, so wird euer Czar Klage führen; und dies wird Anlaß zu Zänkereien geben. Diese Sache ist also nicht möglich." — Der Kaiser sah wohl ein, daß diese Worte seinen Vergleich widerlegten, den er von den Russen angeführt hatte; er that jedoch als merkte er es nicht; und fuhr fort, gleich als ob er nicht Acht darauf gegeben hätte.

Nachdem er nun vollendet hatte, sprach er zu den drei Missionären, sie sollten ihren Gefährten mittheilen was er so eben ihnen gesagt habe, und machte allen dreien kleine Geschenke. P. Parrenin aber nahm, nachdem sie Seiner Majestät gedankt hatten, das Wort und bat den Kaiser, innigst überzeugt zu seyn, daß sie den Verstand nicht so gänzlich verloren hätten, so großen Mühsalen sich auszusetzen und so viele Gefahren zu bestehen, um mit Absichten nach China zu kommen, die dem Reiche irgend nachtheilig seyn könnten.

XXXII.

Weiterer Verlauf der Verfolgung. Güte des Kaisers gegen die Missionäre. Der Tsong-tu endeckt die verborgenen Dominikaner. Todesurtheil, und Verhandlungen des Gerichtshofes.

Unterdessen dauerte die Verfolgung fort. Die Missionäre und Bischöfe der verschiedenen Provinzen wurden in die Hauptstädte derselben abgeführt; von wo sie, die Portugiesen ausgenommen, welche in Macao Klöster oder Collegien hatten, theils nach Peking, größtentheils aber nach Canton begleitet wurden. Groß war der Schmerz dieser apostolischen Männer, die auf so traurige Weise gezwungen wurden, von ihren Gemeinden sich zu trennen, die sie unter so schweren Mühsalen und mit so eifriger Liebe gebildet hatten; über drei hundert, der Anbetung des wahren Gottes geheiligte Kirchen den Heiden preis zu geben, und weit über dreimal hundert tau-

send Christen ohne Priester, ohne Hirten und ohne alle geistliche Hilfe zu verlassen. Unter schmerzlichen Thränen schieden sie von dieser geliebten Mission, die man mit Recht als die ausgedehnteste und blühendste in der ganzen Kirche betrachtete.

Es war aber in der That wunderbar und geschah gewiß nicht ohne besondere Vorsehung Gottes, daß der Kaiser, während er sich so viele Mühe gab, die christliche Religion aus dem Reiche zu verbannen und die Schafe zu verfolgen, die Hirten nicht beunruhigte. Er hatte nicht unwahr gesprochen als er sagte, er habe nichts gegen die Missionäre der Gesellschaft Jesu; denn er ließ sie nicht nur friedlich zu Peking wohnen; sondern er gab ihnen auch zuweilen Audienz und ehrte sie durch Geschenke. Am neuen Jahrestage des folgenden Jahres, der in China immer ein Tag festlicher Freude ist, wo der Kaiser den Großen und den Leuten seines Hauses Geschenke zu machen pflegt, ließ er alle zu Peking anwesenden Missionäre in seinen Pallast berufen, die zwanzig an der Zahl waren, und in den Prunksal eintreten, wo er auf dem Throne saß. Hier unterhielt er sich mit ihnen über verschiedene Gegenstände; sprach auch mit ihnen, wiewohl nur oberflächlich über die christliche Religion; und erzeigte ihnen sogar größere Ehre als selbst der Kaiser C a n g = h i ihnen jemals erzeigt hatte; so sehr er auch die Europäer beschützte. Während seiner Mahlzeit nämlich ließ er durch die ersten Diener des Hofes ihnen Tische mit verschiedenen Speisen vorsetzen, fragte bald den Einen bald den

Andern um Dies und Jenes; und ließ, bevor sie sich entfernten, Jedem aus ihnen zwei Zobelfelle und einen sehr schönen Beutel geben, wie die Chinesen solche an ihrem Gürtel zu tragen pflegen. Dann ließ er, als sie aus den innern Gemächern sich entfernten, durch seine Diener sie begleiten; die ihnen Körbchen voll der schönsten Früchte nachtrugen; und dies zwar vor dem Anblick aller Prinzen und Mandarinen, die im Pallaste waren.

„Es war, sprach P. Parrenin, der dies Fest beschreibt, Keiner unter uns, dem nicht der Gedanke zu Sinne gekommen wäre: Ach erwiese doch der Kaiser weniger Gnaden den Missionären, und mehr Gerechtigkeit der Religion, die sie verkündigen! — Möchte doch Gott, fügt er bei, der die Herzen der Könige in seinen Händen hält, das Herz dieses Fürsten ändern! Im Verlauf dieses Jahres kommen wir von einer Zeit zur andern, um sein Wohlsein uns zu erkundigen; und immer wird unser Gesuch ihm überreicht. Zuweilen läßt er die Väter berufen, die solches einreichten, bespricht sich sehr gütig mit ihnen, und entläßt sie nicht ohne ein kleines Geschenk."

„Wir sind sorgsam, solche Gelegenheiten zu benützen, mit dem Monarchen zum Wohl des Christenthums zu sprechen. Oft wenn keine von selbst sich erbieten, suchen wir derselben zu veranlassen, bitten, flehen, und übergeben starke und drängende Bittschriften zur Vertheidigung der Religion, die von ihrer Vortrefflichkeit und Wahrheit überzeugen. Hierin

folgen wir mehr unserm Vertrauen auf die göttliche Vorsehung als gewissen menschlichen Klugheitsregeln, die mehr Behutsamkeit zu fordern scheinen. Aber es ist fürwahr eine traurige und mißliche Sache, mit einem heidnischen, mächtigen und unumschränkten Herrscher es zu thun zu haben, der sich für so einsichtsvoll hält, und immer recht haben will. Dies ist um so schwieriger, als die Ehrfurcht und die despotische und absolute Gewalt, die er in seinem Reiche besitzt, es verwehren, ihn, was immer er sagen mag, zu unterbrechen; ja der auch nicht wartet, bis man ihm antwortet; und wenn er in der Klemme ist die Unterredung sogleich auf irgend Anderes lenkt; ohne daß es erlaubt wäre, ihn auf den Gegenstand zurück zu führen; und übrigens auch Verstand und Gewandtheit genug hat, Allem auszuweichen, was ihn überzeugen könnte."

Unterdessen waren in der Provinz Fokien jene beiden Dominikaner aufgefunden und festgenommen worden, die zwei Jahre hindurch in dem Hause eines christlichen Gelehrten sich hatten verborgen gehalten. Als der Tsong-tu sie befragte, von wo aus sie in seine Provinz eingedrungen wären, antwortete der Eine, er sei von Canton aus gekommen; und diesen ließ er auf der Stelle durch Soldaten nach Macao abführen. Der Andere, welcher antwortete, er sei von Manilla gekommen, ward dorthin zurückgebracht. Den Tsong-tu ging ziemlich glimpflich mit diesen beiden Missionären um; — weil er, wie erachtet ward, fürchtete, die Inwohner von

Manilla würden sonst Vergeltungsrecht an den Chinesen üben, die ihre Seehäfen besuchten. Dagegen aber ließ er seine ganze Strenge an den Chinesen aus, die den Eingang in die Provinzen ihnen erleichtert, oder in ihren Häusern sie verborgen hatten. Er verurtheilte Mehrere aus ihnen zu Gefängnissen, zu Fesseln, zu Geldbußen, Stockstreichen und zur Verbannung.

Hätte er es hierbei bewenden lassen, so wäre Alles ohne großes Aufsehen vorübergegangen, und der Hof hätte keine weitere Kunde davon erlangt. Da er aber den christlichen Gelehrten, in dessen Haus die beiden Missionäre sich zurückgezogen hatten, zum Tode verurtheilte, und kein Todesurtheil ohne ausdrücklichen Befehl des Kaisers darf vollzogen werden, mußte er das Urtheil mit allen Aktenstücken an den höchsten Gerichtshof der Verbrechen einsenden; damit solcher sie durchsähe, bestätigte und dem Kaiser vorlegte; der dann das Urtheil unterschrieb oder nach Gutdünken abänderte.

Als die Väter die Ankunft dieses großen Paketes des Tsong-tu erfuhren, wurden alle von großer Furcht ergriffen, doch waren ihre Meinungen getheilt. Einige glaubten, das Todesurtheil würde ganz einfach von dem Tribunal der Verbrechen bestätiget werden; wie dies gewöhnlich der Fall ist, wenn aufrichtig vorgegangen wird. Sie fügten noch bei, es wäre gefährlich, unter den gegenwärtigen Verhältnissen durchblicken zu lassen, daß die Angelegenheit ihnen am Herzen liege; dadurch würde man

ein schweres Ungewitter über sie alle herabziehen das nicht leicht zu besänftigen wäre. Zudem auch sei es ohne allen Nutzen, an die Huld des Kaisers sich zu wenden, da die Sache bereits in den Händen des Gerichtshofes sich befände. P. Parrenin stimmte dieser letzten Meinung bei; doch sagte er, man sollte diese Angelegenheit den Schu-pan's des Gerichtshofes nicht überlassen, deren Amt es ist, das Concept des Bescheides zu verfassen; da dies wahre Geier wären, die auf Unkosten der Unglücklichen sich zu bereichern suchten; und zahlreiche Mittel in den Händen hätten, eine Sache zu verwirren. Er schlug also vor, eines geschickten Vermittlers sich zu bedienen, der irgend Mittel fände diese Leute gegen eine gewisse Summe zu gewinnen; welcher Vorschlag auch angenommen ward.

Es war hohe Zeit, mit diesen verkäuflichen Seelen zu unterhandeln; denn schon hatten sie ihr Concept mit so arglistiger Bosheit verfaßt, daß dadurch die Mission in die größte Gefahr gekommen wäre, welcher sie jemals ausgesetzt war. Die drei Präsidenten hätten auch keinen Anstand genommen dasselbe zu unterzeichnen; um sich nicht den Anschein zu geben, als begünstigten sie die Europäer in einer Sache, die dem Willen und Befehl des Kaisers ausdrücklich entgegen war. Es hatten nämlich Jene in ihrem Concepte sich geäußert, da der Tsong-tu in der Provinz Fokien Europäer entdeckt hätte, wäre es sehr wahrscheinlich, daß derselben auch in den übrigen Provinzen sich verborgen hielten (wie dies

auch wirklich der Fall war); man mußte daher die strengsten Untersuchungen in allen Provinzen des Reiches vornehmen. — Dies allein aber hätte genügt, den Kaiser zu bewegen, seine Drohungen zu erfüllen, alle Missionäre ohne Unterschied für immer aus dem Reiche zu verbannen.

Die Vermittler, welche die Väter gewählt hatten, hüteten sich wohl, ein Wort über diese Gefahr fallen zu lassen. Sie zeigten auch eben keinen besondern Eifer; zumal als sie hörten, daß, um ihr Concept abzuändern, diese Leute eine ungeheure Summe forderten; vielmehr gaben sie in ihrer Unterredung mit ihnen auf gewandte Weise zu verstehen, es sei den Europäern bei Hofe eine Sache ziemlich gleichgültig, die in einer so weit entfernten Provinz sich ereignet hätte. Es ginge auch diese Sache sie durchaus nichts an, weil keiner der Ihrigen darin verflochten wäre. Aber, fügten sie bei, anders verhält es sich mit uns; wir stehen in Verhältnissen der Verwandtschaft und Freundschaft mit diesen guten Leuten. Ihr wisset, daß wir nicht so reich sind, um euch so gut zu belohnen als wir es wohl wünschten; wollet ihr aber Rücksicht auf unser geringes Vermögen nehmen, so wollen wir thun was wir können. Ohne also über die bedeutende Summe sich auszusprechen, welche sie forderten, führten sie sie in das nächste Gasthaus, um daselbst sich zu erquicken. Dort aber wurden die Sch u-p a n's geschmeidiger als im Gerichtshofe, stellten sich an, als forderten sie nichts für sich selbst, begnügten sich mit einer geringen Sum-

me, um, wie sie sagten, ihre Kameraden zu begütigen; und schlugen dann selbst zwei Wege vor, diese Sache zu schlichten.

Man könnte, sprachen sie, erstens, dies Urtheil dahin zurücksenden, von woher es gekommen; und dem Tsong-tu befehlen, dem Hofe zu erklären, warum er die Schuldigsten (nämlich die zwei europäischen Missionäre) ungestraft zurückgesandt, und dagegen einen Mann verurtheilt habe, der weit minder strafbar sei, als sie. In diesen Befehl könnte man den Verdacht einfließen lassen, er sei durch diese Europäer bestochen worden. Nur müßte man dann hier und in Fo-kien Leute haben, die tüchtig wären, den Tsong-tu anzuklagen, und ihre Anklagen zu behaupten. Auf diese Weise könnte man ihn in schwere Verlegenheit bringen, und ihm böse Händel erwecken.

Ein zweiter, kürzerer Weg, der nicht so viel Aufsehen erregte, wäre, ein neues Concept zu verfassen; worin man, ohne dem Urtheil etwas beizufügen, das der Tsong-tu ausgesprochen hat, blos sagte, die Sache bedürfe keiner weitern Berathschlagung; und das Urtheil soll nach Form und Inhalt vollzogen werden. Denn, fügten sie bei, da er nach den Gesetzen gerichtet hat, welchen auch der Gerichtshof unterworfen ist, ist es nicht möglich, die Strafe zu vermindern, die er bestimmte; nur der Kaiser allein kann einem zum Tode verurtheilten Verbrecher Gnade erzeigen. Doch können wir ihm in so fern dienen, daß wir die Sache also einrichten, daß das vom Kaiser bestätigte Urtheil des Gerichts-

hofes erst in der Provinz Fo-kien ankomme, wenn die Zeit vorüber ist, dasselbe in diesem Herbst zu vollziehen *). Denn ist diese Jahreszeit vorbei, nothwendig muß dann die Hinrichtung bis zum Herbst des künftigen Jahres verschoben werden. Bis dahin aber kann eine allgemeine Amnestie eintreten; oder aber es lassen sich Mittel finden, die Todesstrafe in Verbannung umzuwandeln.

Die Vermittler genehmigten dies letzte Mittel, und gaben ihnen achtzig Taels, welche die Väter ihnen unter der Hand gegeben hatten; womit diese Unterbeamten sich begnügten. Sie verfaßten wirklich ein günstiges Concept; als sie aber dasselbe dem chinesischen Präsidenten Tschin-tschao vorzeigten, weigerte er sich, dasselbe zu unterschreiben; ja er forderte überdies die Akten aller frühern Anklagen vom Jahre 1724 an wider die Christen, sammt den Befehlen, die der Kaiser in dieser Beziehung erlassen hatte. Seine Absicht war nämlich, neue Händel zu erwecken, dies aber mußte man auf alle Weise zu vermeiden suchen.

Die Schu-pan's gaben daher über diese Anklagen nur allgemeine Antworten; zeigten solche auch nicht vor; und verhießen zwar ihr Concept abzuändern, änderten jedoch nur einige Ausdrücke ab, und

*) In China nämlich besteht das Gesetz, daß alle zum Tode verurtheilten Verbrecher überhaupt im Herbste an Einem dazu bestimmten Tage hingerichtet werden.

ließen den nämlichen Sinn bestehen. Nur fügten sie bei, man sollte dem Tsong-tu von Fokien Befehl ertheilen, die Nachlässigkeit der Mandarinen von Hia-men und Emuy, den Seehäfen dieser Provinzen, zu bestrafen, daß sie zwei von Manilla kommenden Europäern gestattet hätten, zu landen. Da aber der chinesische Präsident mit diesem neuen Concept noch immer nicht zufrieden war, wählten die Schu-pan's einen Tag, wo er abwesend war, und ließen dann den tartarischen Präsidenten dasselbe unterschreiben; wornach Jener es nicht mehr wagte, sie zu belästigen; um sich nicht mit dem tartarischen Präsidenten zu verfeinden, welcher den ersten Vorsitz bei diesem Gerichtshofe führte, und beinahe immer den Dingen die Wendung gab, die sie zuletzt erhielten.

Es ward also gegen Ende August's (1731) diese Sache vor den Kaiser gebracht, und sein Urtheil lautete: „Der Gelehrte soll im Herbste erdrosselt, und es soll das Urtheil nach Form und Inhalt vollzogen werden." Da der Kaiser nicht beigefügt hatte, die Vollziehung zu beschleunigen, stand es bei den Schu-pan's, mit der Absendung des Urtheils einige zwanzig Tage zu zögern; so daß solches in demselben Jahre nicht mehr konnte vollzogen werden, und die Väter Zeit gewannen, Mittel zu finden, wie sie dem Verurtheilten das Leben retteten.

Solcher Fälle ergaben sich während dieser Verfolgung nicht wenige. Oft nahmen in ihren äußersten Bedrängnissen die Gläubigen ihre Zuflucht zu den

Vätern von Peking; die es auch als die heiligste Liebespflicht betrachteten, zu helfen wo immer sie konnten; ob auch sie selbst beständig auf ihrer eigenen Hut seyn mußten. Es gelang ihnen auch oftmals durch weise Maßregeln und durch den Schutz ihrer noch wenigen Gönner, das Unheil von Einzelnen und von ganzen Gemeinden abzuwenden; und sie scheuten desfalls weder Mühen noch Aufopferungen. Auch die wohlhabenden chinesischen Christen der Hauptstadt trugen willig zur Hilfe ihrer Brüder bei, wenn das Vermögen der Väter nicht hinreichte; die so sehr nur möglich sich verborgen hielten, und nirgend sich sehen ließen außer im Pallaste und an Orten, wo der Dienst des Kaisers ihre Gegenwart nothwendig erforderte; um nicht Veranlassung zu einem Gerede zu geben, daß dem ohnehin so kläglichen Stande der Missionen zu noch größerem Verderben gereicht hätte.

XXXIII.

Stille Thätigkeit der Missionäre. Zunahme des Christenthums während der Verfolgung. Neue Mission in den Gebirgen. Die Missionäre entkommen den Nachstellungen ihrer Verfolger.

Hielten auch die Missionäre so sehr nur möglich sich verborgen, so waren sie darum dennoch weder zu Peking und in den Umgegenden, noch auch in den Provinzen gänzlich unthätig. Waren Kranke oder Sterbende zu besuchen und mit den Sacramenten der Kirche zu versehen, so begaben sich die Europäer nur

an Orte, wo sie nicht fürchten mußten, entdeckt zu werden; wo aber ein Grund zu gerechter Furcht war, sandten sie chinesische Priester hin, die bereits in ziemlich großer Anzahl waren, und deren die Jesuiten selbst mehrere in ihren Orden aufgenommen hatten. Daher auch nahm, trotz des strengsten Verbotes und der Verfolgung der weltlichen Macht, dennoch die Anzahl der Gläubigen fortwährend zu; und selbst zu Peking, wo die Väter unter den Augen des Hofes lebten, ertheilten sie in der Stadt und in den Umgebungen in acht Monaten eilf hundert sieben und fünfzig Personen die Taufe, welche Anzahl freilich gegen die der früheren Zeiten unbedeutend war; aber dennoch bewies, daß das heilige Feuer, welches der Herr in dies Reich gesandt hatte, nichts weniger als erloschen war.

Andererseits arbeiteten die chinesischen Missionäre in mehreren Provinzen mit thätigem Eifer; was sie um so ungehinderter thun konnten, als kein Verdacht sie traf, sie seien verkleidete Europäer; und sie besuchten, trösteten und vermehrten die Anzahl der Gläubigen allenthalben, ohne irgend Aufsehen zu erregen. In andern Provinzen hielten sich einzelne Missionäre bei bewährten Christen verborgen; und wählten die Zeit der Nacht, die Gläubigen zu versammeln und sie zu unterrichten, im Glauben zu stärken, die Sacramente ihnen auszuspenden und die Katechumenen zu taufen. Also wirkte P. Sequeira, ein portugiesischer Jesuit, mit großem Segen in der Provinz Honan, wo er von der Ortschaft Vu-tschang

aus mit größter Vorsicht Wanderungen in die Umgegenden hielt, und diese einst so blühenden christlichen Gemeinden im heiligen Glauben kräftigte, ermuthigte und zu bevorstehenden Kämpfen stärkte.

Sehr viel Rührendes und Denkwürdiges erzählt auch P. Couteux, ein französischer Jesuit von seinen apostolischen Reisen in der großen Provinz Yu-quang, wo er beinahe während dieser ganzen Verfolgung sich aufhielt. Da man in China meist zu Wasser reist, war er beinahe immer in seiner Barke; und hielt auf solche Art eine Rundreise in alle Ortschaften, die unfern des Flusses lagen. Er arbeitete um so wirksamer, als er mehrere Katechisten hielt, die ihm vorangingen, die Katechumenen vorbereiteten und die Gläubigen entfernterer Orte von seiner Ankunft benachrichtigten; welche dann oft in ganzen Gemeinden auf Schiffen sich zu ihm begaben, und weder durch die weite Entfernung noch durch die Strenge der Jahreszeiten, noch durch das Ungemach einer längern Fußreise sich abhalten ließen, die geistliche Hilfe zu empfangen, welche die göttliche Vorsehung ihnen vermittelte. Mit unbeschreiblichem Eifer und heiliger Freude meldete eine christliche Ortschaft der andern die Nähe ihres geistlichen Vaters; und meist brachte er ganze Nächte zu, die Beichten der Gläubigen zu hören, die Katechumenen zu taufen und andere Werke der priesterlichen Seelensorge zu vollbringen.

Nicht selten war dieser eifrige Missionär nahe daran entdeckt zu werden; und bestand Mühsale, Gefahren und Leiden ohne Zahl; die jedoch, wie er ver-

sicherte, reichlich durch den Segen aufgewogen wurden, den der Herr über diese wahren Glieder seiner heiligen Kirche ergoß. Denn ob auch ohne Priester und ohne geistliche Hilfe, hatten beinahe alle in ihrem frühern Eifer sich erhalten. Viele Gemeinden auch hatten dadurch im heiligen Glauben sich gestärkt, daß sie jeden Sonntag in dem Hause Eines der Angesehensten unter ihnen sich versammelten; wo sie die gewöhnlichen Gebete gemeinsam verrichteten, und die geistliche Lesung anhörten, die Einer der Katechisten, oder ein Anderer aus ihrer Mitte aus Büchern hielt, die sie in frühern Zeiten von den Vätern empfangen hatten, und die in der Kenntniß und Uebung der Religion sie erhielten. Weit entfernt also, daß die Anzahl der Gläubigen abgenommen hätte, fanden die Missionäre, die sich heimlich im Reiche aufhielten, beinahe wo immer sie hinkamen, eine Anzahl wohlunterrichteter Katechumenen, die mit großer Begierde nach ihrer geistlichen Wiedergeburt verlangten.

Auch die Väter zu Peking sandten, als die Missionäre gezwungen wurden, die Provinzen zu verlassen, von einer Zeit zur andern, bewährte und durch ihr Alter, ihr ehrwürdiges Ansehen und ihre Tugenden ausgezeichnete Christen in diese verlassenen Provinzen, die Gläubigen zu besuchen und nachzusehen, ob die Katechisten, welche die vertriebenen Hirten hinterlassen hatten, und für die sie nach Möglichkeit sorgten, ihre Pflicht genau erfüllten. Diese Sendungen brachten großen Nutzen und erhielten die Katechisten wachsam und thätig in der

Ausübung ihrer Verpflichtungen. Auch gereichten solche Besuche den Christen zu großem Troste, so daß die Oberhäupter mehrerer christlichen Gemeinden nach Peking schrieben, den Vätern für ihre Aufmerksamkeit und für die Hilfe zu danken, die sie in einer so bedrängten Zeit ihnen sandten. Denn niemals erschienen diese liebreichen Besucher mit leeren Händen; sondern beinahe immer brachten sie christliche Kalender und Bücher, heilige Bilder und andere Gegenstände mit, welche geeignet waren, die Andacht zu wecken, oder zu nähren, und die Erbauung der Gläubigen zu fördern.

Am heftigsten war die Verfolgung in der Provinz Fokien, wo sie ihren Ursprung genommen hatte; doch gab sie daselbst Anlaß, eine neue, sehr blühende Mission zu gründen, wo die Verfolgung nicht hinreichte. Den strengen Nachforschungen sich zu entziehen, welche auf Befehl der Mandarinen allenthalben gehalten wurden, kam es nämlich dem Oberhaupte der christlichen Gemeinde zu Siang-Yung in den Sinn, in die Gebirge im Norden dieser großen Provinz sich zurückzuziehen. Er wußte, daß daselbst Ländereien waren, die man seit mehr als einem Jahrhunderte nicht anbaute; und daß die Eigenthümer derselben, die nicht dort wohnten, geneigt waren, solche um ein Billiges abzutreten. Er kaufte also daselbst ein kleines Thal um nicht mehr als sechzig Taels, ließ dann einen Theil dieser Ländereien für sich urbar machen, und vertheilte die übrigen an arme christliche Familien.

P. Parrenin, der von dieser Sache benachrichtiget ward, kam dadurch auf den Gedanken, eben daselbst eine kleine Niederlassung zu gründen, die den Christen der Provinz, so wie den Missionären, die heimlich dahin kämen, eine Zufluchtstätte bieten könnte; und gab den Auftrag dazu einem christlichen Gelehrten, der in den Geschäften sehr bewandert war. Es reiste also dieser Gelehrte dahin ab, und kehrte nach kaum drei Monaten mit einem Contracte in gehöriger Form zurück, den er in seinem Namen abgeschlossen hatte, und der mit dem Siegel des Mandarins dieses Bezirkes besiegelt war. Er hatte ein Thal gekauft, das zwischen zwei Bergen lag, und an jenes angränzte, welches das Oberhaupt der christlichen Gemeinde zu Siang-Yung an sich gebracht hatte. Diese Berge werden Nur-pan-chan d. h. Berge der Waldschüssel genannt, weil sie von Bäumen umgränzt sind, und ihr Gipfel Aehnlichkeit mit einer Schüssel hat.

Auf diese Berge zu gelangen, muß man über Ströme setzen, die keine Brücken dulden, und wo kein Kahn anwendbar ist. Hat man dieselben überschritten, dann erst beginnt die Mühsal des Kletterns über diese steilen Berge, die vom Fuße bis zum Gipfel mit Gesträuchen überwachsen sind. Ist man aber oben angelangt, dann erbietet sich eine sehr ausgedehnte üppige Landschaft voll der schönsten Bäume. Diese Mission ward in der Folge sehr blühend. Der Missionär, der mitten unter der Verfolgung in diese furchtbaren Alpen sich begab, theilte

dieselbe in acht verschiedene Ortschaften, und wählte einen Katechisten für jede einzelne derselben. Er taufte eine große Anzahl Heiden; und diese von aller Welt abgesonderten christlichen Gemeinden erhielten sich in einem ganz wundersamen Eifer. In Ortschaften, wo nur Christen waren, ward keinem Heiden gestattet, sich anzusiedeln; wo aber einige Heiden sich befanden, wurden sie bald in Christen umgewandelt. Auf solche Weise ward jene ganze Gegend von lauter Anbetern des wahren Gottes bewohnt, die, gleichsam mit einander verschwistert, gegenseitig zur Liebe, Andacht, und zur Uebung aller christlichen Tugenden sich ermunterten.

Indeß aber diese christliche Herde vor den Wölfen geborgen war, und die apostolischen Arbeiter in den Provinzen die Saat des Evangeliums im Stillen ausstreuten, und die ganze Last und Hitze im Weinberge des himmlischen Hausvaters ertrugen, kamen plötzlich Einige ihrer Gläubigen, und sagten ihnen zitternd vor Schrecken, es würden auf Befehl der Mandarinen die strengsten Nachsuchungen gehalten; und man laure den Europäern allenthalben mit Sperberaugen auf. Wirklich auch hatten sie den Aufenthalt mehrerer aus ihnen entdeckt. Weil aber die Christen selbst in den meisten Gerichtsbezirken der Mandarinen Freunde hatten, welche sie bei Zeiten warnten, fanden die Gerichtsbeamten, ungeachtet ihrer Forschungen, keinen Missionär; da alle zur rechten Zeit benachrichtiget, von den Orten sich entfernten, wo man wußte, daß sie sich aufhielten, und ent-

weder nach Canton sich begaben, bis der Sturm sich gelegt hätte, oder an sichern Orten sich verbargen.

Als man dem P. Couteux, der trotz seines Alters noch immer sehr thätig in der Provinz Huquang arbeitete, diese Nachricht mittheilte, hielt er solche Anfangs für einen blinden Lärm, beruhigte seine Gläubigen, und schrieb nach Peking, um zu erfahren was an der Sache sei. Bevor er jedoch Antwort erhielt, kamen einige Barken voll der Christen, in der Absicht, ihre Andacht gleichsam zum letzten Male zu verrichten. Diese bestätigten die Wahrheit der Sache; ja sie versicherten, der Befehl sei vom Kaiser selbst ausgegangen; die Europäer würden überall mit aller möglichen Arglist aufgesucht, und es sei hohe Zeit, daß er den Spähern sich entziehe. Hierauf unterredeten sie sich noch ingeheim mit seinen Katechisten, welche über ihre Reden sich entfärbten, vor Entsetzen verstummten, und nach einigem Nachsinnen den Vater um ihren rückständigen Sold ersuchten; was sie früher nicht gethan hatten. P. Couteux hieß sie noch einige Zeit abwarten, bis er Antwort von Peking erhielte. Diese Antwort aber kam bereits nach einigen Tagen. Die Väter zu Peking bestätigten die Nachricht, und schrieben dem Missionär, er sollte sich eilig nach Canton entfernen bis das Ungewitter vorüber wäre; da, wenn man ihn entdeckte, die Folgen für die Religion höchst verderblich seyn würden.

Die Veranlassung zu diesen Nachforschungen war ein geheimer Bericht an den Kaiser, daß Mehrere der Europäer, welchen Seine Majestät erlaubt hätten, zu Canton sich aufzuhalten, aus dieser Hauptstadt verschwunden wären; und man vermuthe, sie seien heimlich in die Provinzen eingedrungen, wo sie in den Häusern der Christen sich verborgen hielten, und ihr Gesetz wie zuvor predigten. Auf diese Vorstellung berief der Kaiser einen seiner Minister, und gab so geheime Befehle, daß es den Vätern zu Peking, wie wachsam sie auch über Alles waren, was die Religion anging, nicht möglich ward, etwas Näheres darüber zu entdecken. Nur so viel erfuhren sie im Allgemeinen, daß neue und scharfe Befehle in alle Provinzen ergangen seien, die verborgenen Missionäre aufzusuchen. Sie sandten daher eben so geheim vertraute Männer in die Provinzen, wo apostolische Arbeiter sich aufhielten, und ließen ihnen sagen, sie sollten sich wohl verborgen halten; und entweder auf ihren Barken bleiben oder nach Canton sich zurückziehen. Die Vorsehung aber wachte mit so treuer Sorgfalt über ihre Diener, daß zum großen Verdruß ihrer Feinde, trotz der schärfsten Nachsuchungen, auch nicht ein Einziger aus ihnen entdeckt wurde.

XXXIV.

Grausame Verbannung der Missionäre nach Macao. Schmähliches Edikt der Mandarinen. Vorstellungen der Missionäre zu Peking an den Kaiser.

Die Folge aller dieser Vorgänge war ein plötzlicher Befehl der höchsten Mandarinen, alle Europäer, die zu Canton sich aufhielten, unverzüglich nach Macao abzuführen; ein Befehl, der gewiß nicht ohne heimlichen Auftrag des Kaisers war erlassen worden, welcher übrigens nach den Versicherungen des Vicekönigs und der Mandarinen aufrichtig glaubte, die Missionäre würden dort Schiffe finden, bequem nach Europa zurückzureisen. Dieser Befehl ward im Monat August 1732 erlassen und mit empörender Strenge ausgeführt. Denn es wurden den dreißig Missionären, die zu Canton waren, nur drei Tage gestattet, zur Abreise sich vorzubereiten, diese drei Tage jedoch beschränkten sich eigentlich auf einen einzigen; weshalb es den Vätern nicht möglich ward, ihre verschiedenen Geräthschaften, Bücher u. d. Ue. einzupacken.

Vergeblich baten sie die Mandarinen um eine längere Frist; ihre Gesuche wurden überall zurückgewiesen; man erlaubte nicht einmal zwei hochbetagten Greisen, die auf dem Todbette lagen, zu Canton zu bleiben; beide wurden unbarmherzig auf das Schiff gebracht und starben kurz nach ihrer Ankunft zu Macao; ja was noch empörender war, es ward ihnen sogar verwehrt, die Leiche eines ehrwürdigen

Missonärs zu bestatten, dem sie im Begriffe waren, die letzte Ehre zu erweisen.

Uebrigens strotzte das Verbannungsedikt wie gewöhnlich von Schmähungen und Vorwürfen über Verführung der Chinesen trotz aller vorhergehenden Verbote, u. s. w. Ja nicht nur die Missionäre, auch das Volk ward darin mit den schändlichsten Namen gebrandmarkt; da es aus Dummheit und Geldgier vor den Europäern niederfalle; gleich Wahnsinnigen in ihre Versammlungen laufe, wo die Weiber aller Scham und Zucht entsagt, und die abscheulichsten Verbrechen begangen würden. — Indessen wurden die Chinesen, die der Schmähungen und Lügen ihrer Mandarinen gewohnt sind, durch diese Lästerungen nicht irre; denn sie kannten die Christen zu gut, und wußten wohl, was in ihren Versammlungen vorging. Schmerzlicher auch als dieser heftige Wortschwall fiel den Missionären die Gewaltthätigkeit, mit welcher man sie aus Canton vertrieb.

Diese Väter wurden am 21. August (1732) von zwei kleinen Mandarinen auf die Schiffe geführt. Da ihnen nur eine kurze Zeit war gestattet worden, konnten sie sehr wenig Gepäcke mit sich nehmen; und auch von diesem wenigen verschwand auf dem nicht sehr weiten Wege von ihrer Wohnung bis zum Meere die Hälfte durch die Raubsucht der Chinesen. Indessen war in ihrer so großen Bedrängniß dies ihr mindester Kummer. — Nachdem sie also wehmüthig Abschied von ihren Freunden und Landsleuten zu Canton genommen, schifften sie sich mit etwa fünfzig ein; die

theils zu ihren Dienstleuten gehörten, theils Katechisten waren, theils aus Christen bestanden, die ihnen das Geleite gaben; und langten in der Nacht des zweiten Tages zu Macao an.

Aber wie groß war der Schmerz der Väter, als sie, kaum zu Macao angekommen, sehen mußten, daß diese fünfzig Personen, die sie begleitet hatten, festgenommen, mit Ketten beladen, und nach Canton zurückgeführt wurden! Dort setzte man sie auf dem Platze, wo die Verbrecher pflegen hingerichtet zu werden, dem öffentlichen Gespötte aus. Zwölf unter ihnen wurden zu einer grausamen Bastonnade verdammt, die übrigen aber in Kerker geworfen; und aus diesen wurden hernach zehn verbannt. Indessen blieben alle standhaft in dem Bekenntnisse ihres Glaubens; zwei von ihnen ausgenommen, die Anlaß gaben, an ihrer Festigkeit zu zweifeln. Diese schrecklichen Mißhandlungen, auf welche die Missionäre nicht gefaßt waren, erfüllten sie mit großer Angst, daß die heidnischen Mandarinen der Provinzen, sobald sie solche erführen, die Christen derselben mit gleicher Unbarmherzigkeit mißhandeln würden.

Die Mandarinen hatten zwar den Missionären erlaubt, bei jeder ihrer Kirchen, wo sie ihre Wohnungen hatten, einen Aufseher zu lassen, der unterdessen über dieselbe, so wie über ihre daselbst zurückgelassenen Habseligkeiten wachte. Allein während jene fünfzig Gefesselten noch in peinlichen Untersuchungen waren, brachen kleine Mandarinen, welchen einige Gerichtsdiener und eine Menge Gesindels nach-

folgten, in die Wohnungen der abwesenden Väter ein, und raubten daselbst was ihnen in die Hände fiel; sogar die europäischen Bücher, die ihnen doch zu keinem Nutzen gereichten. Ueberdies hatten die Leute, welche die Missionäre bei ihren Kirchen und Wohnungen gelassen, Vieles von den Mandarinen zu leiden; die mit schweren Drohungen in sie drangen, ihnen zu sagen, wie die Europäer den Frauen die Sacramente der Taufe, der Buße und der letzten Oelung ertheilten. Ja auch dies genügte ihnen nicht; sie befragten auch manche Frauen; zumal solche, welche die Väter als Katechistinnen gebraucht hatten; bedrohten sie mit der Folter; und einige aus ihnen wurden sogar wirklich gefoltert, andere aber beinahe noch grausamer mißhandelt; weil diese Bösewichte in ihren Aussagen nichts fanden, das ihnen zu Beweisen der Schändlichkeiten hätte dienen können, die sie in ihren Edikten den europäischen Missionären vorwarfen.

Um sich jedoch nicht etwa böse Händel zuzuziehen, wenn die vertriebenen Missionäre an die Väter zu Peking sich wendeten, ließen die höhern Mandarinen Alles was in ihren Häusern und Kirchen sich noch vorfand, auf Barken laden und nach Macao abführen. So schätzten sie auch die Gebäude ab, und wollten ihnen das Geld dafür übermachen. Als aber die Missionäre zu Macao dies erfuhren, waren ihre Ansichten verschieden; einige wollten das Geld annehmen; andere nicht. Die Gründe dieser letztern waren, 1. daß die Mandarinen solche tief unter

dem Werthe bezahlen, 2. aber, daß sie einen Kaufcontract abschließen, und dadurch sie um das einzige Mittel bringen würden, solche zurückzufordern, wenn die Mission in China wiederhergestellt würde.

Indessen beschränkten sich die höhern Mandarinen nicht darauf, die Missionäre von Canton vertrieben zu haben; sie erließen auch einen Befehl an die Obrigkeiten der Stadt Macao, sie als böse und verkehrte Leute, welche ganz China mit ihrer heillosen Lehre anstecken könnten, nach Europa zurückzusenden. Deshalb also sollte man sie mit den nächsten Schiffen, die nach Europa segelten, unverzüglich fortschicken, und dem Gerichtshofe des Vicekönigs über ihre Abfahrt Bericht erstatten.

Die portugiesischen Obrigkeiten theilten den sechs Bischöfen und den Obern der verschiedenen Ordenspriester, die zu Macao sich aufhielten, dies Schreiben mit, und fragten sie um ihre Meinungen. Diese wollten Anfangs, man sollte vor Allem die Schmähungen widerlegen, die in dem Edikte enthalten waren; dann aber sollten die Portugiesen den Mandarinen sagen, sie betrachteten die Missionäre als ihre geistlichen Väter, und könnten daher ein solches Urtheil nicht an ihnen vollziehen. Dagegen aber war zu fürchten, daß in diesem Weigerungsfalle die Chinesen selbst Zwangsmittel anwendeten, die Missionäre zu vertreiben; oder aber, daß sie die Stadt Macao, die ohnehin in elenden Verhältnissen war, so sehr bedrängten, daß die Portugiesen selbst die Missionäre bitten würden, ihrer sich zu erbarmen und sich fort-

zubegeben. Nach einer längern Berathung also kam man endlich zu dem Schlusse, mit der Antwort zu zögern und eine zweite Aufforderung abzuwarten; bis zu welcher Zeit dann die nach Europa segelnden Schiffe abgereist wären.

Unterdessen hatten die Väter zu Peking Briefe von Macao erhalten, und waren über den Jammer ihrer Gefährten schmerzlich beklommen. Waren sie aber auch überzeugt, daß diese Verfolgung nicht ohne Befehl des Kaisers ergangen war, so beschlossen sie dennoch, ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen, und ihn zu bitten, Dreien oder Vieren ihrer Brüder die Erlaubniß zu ertheilen, nach Canton zurückzukehren und dort sich aufzuhalten, um ihre Briefe und Jahrgelder in Empfang zu nehmen, die man aus Europa ihnen sendete. — Der Kaiser nahm ihre Bittschrift an, ließ sie vor sich kommen, rechtfertigte dann Anfangs das Betragen seiner Mandarinen, und sagte, er habe nur nach dreimaligen dringenden Vorstellungen in die Vertreibung der Missionäre gewilligt. Denn man habe sie so abscheulicher Dinge beschuldigt, daß er sich nicht habe erwehren können, den Mandarinen beizustimmen. Uebrigens könne dies ihnen, die zu Peking wären, gleichgültig seyn; weil künftighin alle europäischen Schiffe zu Macao landen würden.

Die Väter stellten dem Kaiser vor, es könnten zu Macao nur protugiesische Fahrzeuge landen; großen europäischen Schiffen aber sei es nicht möglich, in den Seehafen daselbst einzulaufen; weil das Wasser nicht tief genug sei; und selbst im Falle dies Hin-

derniß nicht bestände, der Raum des Hafens viel zu klein wäre, die Schiffe aus allen europäischen Königreichen nebst den portugiesischen in sich aufzunehmen. Diese Antwort, mit bescheidenem, aber sicherem Tone gesprochen, brachte den Kaiser in Verwunderung. „Wenn dies wirklich so ist, sprach er, dann kann man Dreien oder Vieren eurer Leute erlauben, nach Canton zurück zu kehren, eure Angelegenheiten zu besorgen. Hierauf befahl er den Staatsministern, die Väter noch einmal hierüber zu befragen, und in Gemäßheit dessen an den Vicekönig und den obersten Statthalter der Provinz Quan-tong zu schreiben.

Als aber diesen hohen Mandarinen die Befehle des Kaisers zugekommen waren, machten sie neue Vorstellungen und sandten eine Eingabe, die weit heftiger als alle vorhergehenden war, worin sie mit grimmiger Wuth wider die Missionäre von Peking, so wie nicht minder wider Diejenigen geiferten, die sie nach Macao verbannt hatten. Dieser Eingabe fügten sie einen Plan des Seehafens zu Macao ein, den sie nach ihren Absichten hatten zeichnen lassen, um dadurch zu widerlegen was die Väter dem Kaiser gesagt hatten.

Als der Kaiser diese Schrift erhielt, übergab er solche seinen Ministern, damit sie dieselbe den Vätern mittheilten, und sie fragten, was sie darauf zu antworten hätten. Die Väter erschauderten über die entsetzlichen Verleumdungen, welche diese Schrift enthielt, und ersuchten um eine Abschrift derselben, um sie zu widerlegen. Sie rechtfertigten also ihre Be-

hauptung und bewiesen, daß das Wasser des See-hafens zu wenig Tiefe habe, und der Raum desselben zu enge sei, durch bekannte Thatsachen von großen französischen und sogar portugiesischen Schiffen, die außerhalb des Hafens mit schweren Gefahren hatten ankern müssen; und von andern, die genöthiget waren, die ganze Ladung des Schiffes heraus zu nehmen, um in diesen Hafen einlaufen zu können. „Hatten vielleicht, fragten sie hierauf, der oberste Statthalter und der Vicekönig von Canton unterdessen diese Hindernisse gehoben; da sie das Gegentheil versichern? Dies wäre freilich ein Umstand, von dem wir bis jetzt nichts wußten."

Wir berühren nur wenige von den Verleumdungen, die jene Eingabe enthielt; da solche beinahe allenthaben die nämlichen sind. Es warfen ihnen die Mandarinen vor, „sie hätten tausend und zehn tausend Menschen verführt, und alle guten Sitten und Gebräuche des Landes durch die schändlichsten Laster zerstört. Ja es hätte vor dem Geschrei ganzer Barken voll Weiber und junger Töchter die Erde gezittert." — Hierüber führen die Väter die guten Zeugnisse der frühern Mandarinen an, die sie in ihren jüngern Jahren ihnen ertheilt hatten; und verwundern sich erstens, daß sie nun als hochbetagte Greise erst solche Laster sollten begangen haben, die selbst in Europa sehr strenge bestraft würden; — zweitens, daß indeß so wenige arme und unbeschützte Fremdlinge diese Tausende und zehn Tausende verführten, die Obrigkeiten ganz ruhig zusahen, ohne daß auch nur

Ein Mandarin sich entgegen setzte; — daß aus diesen tausend und zehn tausend Personen, und aus allen diesen Barken voll schreiender Frauenbilder, auch nicht eine Einzige so viel Liebe zur Ehrbarkeit und guten Ordnung gehabt hätte, diese Verführer bei der Obrigkeit anzugeben, damit sie gerechter Weise bestraft würden. — Sie fügten noch bei, wie man vor wenigen Monaten, nachdem die Missionäre nach Macao vertrieben waren, die strengsten Untersuchungen gehalten, ja mehrere Personen gefoltert und gepeiniget habe, um Ursachen zu finden, die harten Mißhandlungen zu rechtfertigen, die man gegen die Missionäre sich erlaubt habe; und daß man trotz aller Anstrengungen nicht den mindesten Anschein der Laster hätte entdecken können, deren man sie fälschlich beschuldiget habe.

Diese Rechtfertigungsschrift übergaben die Väter den Ministern; da aber gerade zu derselben Zeit das Ende des chinesischen Jahres einfiel, wo diese Herren vollauf beschäftiget waren, mußten sie längere Zeit zuwarten, um etwas darüber zu erfahren. Am neuen Jahrestag selbst, sandte der Kaiser ihnen die gewöhnlichen Geschenke, die in Hirschen, Fasanen, gefrorenen Fische ꝛc. bestehen. Ja aus besonderer Gnade erlaubte er ihnen sogar, die Ceremonien dieses Tages in seiner Gegenwart zu vollbringen; machte hierauf Jedem aus ihnen kleine Geschenke und ließ ihnen Tische mit verschiedenen Speisen vorsetzen. Die Väter schloßen hieraus, der Kaiser habe ihre Rechtfertigungsschrift gelesen; und begegne ihnen

darum mit so großer Huld, um für den Verdruß sie zu trösten, der durch die falschen und ungerechten Anklagen der hohen Mandarinen ihnen widerfahren war; doch konnten sie darüber nichts Gewisses erfahren.

XXXV.

Unterredung des Kaisers mit den Missionären. Rechtfertigung der Väter. Der Kaiser nimmt zwei neue Ankömmlinge auf. Tod des Kaisers Yong-tsching.

Nicht lange hierauf machte der Kaiser eine kleine Reise, und als nach seiner Rückkehr einige Missionäre im Pallaste um das Wohlsein Seiner Majestät sich erkundigten, ließ er ihnen sagen, diejenigen aus ihnen, welche die chinesische Sprache am besten verständen, sollten am folgenden Tage im Pallaste sich einfinden. Er fügte ausdrücklich bei, Se-li-ke nämlich Herr Pedrini, Missionär der Propaganda, sollte mit ihnen sich begeben. Nach der freundlichen Begegnung des Kaisers am neuen Jahrestage zu schließen, hofften die Väter mit einigem Grunde, der Kaiser würde Einigen der zu Macao verbannten Jesuiten erlauben, nach Canton zurückzukehren, um für ihre Angelegenheiten zu sorgen; doch sie irrten sich gewaltig; und es ward ihnen klar, seine Absicht sei keine andere, als sie sammt und sonders aus China zu vertreiben.

Als sie nämlich im Vorsaale erschienen, trafen sie daselbst zwei Minister des Kaisers an. Dies aber

bedünkte sie ein schlimmes Vorzeichen; denn niemals hatte bisher der Kaiser in Gegenwart Anderer ihnen Audienz gegeben. Sie vermutheten daher, diese hohen Mandarinen hätten geheime Befehle, die sich auf sie bezögen. Als sie nun eingetreten waren, fing der Kaiser an, von dem christlichen Gesetze zu sprechen, von welchem er sagte, er habe dasselbe weder verboten noch erlaubt; und kam dann auf einen andern Artikel, auf welchem er ganz vorzüglich bestand. „Ihr erweiset, sprach er, euern verstorbenen Aeltern und Voraltern keine Ehre; ihr besuchet ihre Grabmäler niemals; dies aber ist große Gottlosigkeit. Ihr achtet eurer Aeltern so wenig, als eines Ziegels, der zu euern Füßen liegt. Dies ist nicht zu dulden. Sonach also bin ich verpflichtet, euer Gesetz zu verbannen, und in meinem ganzen Reiche zu verbieten. Wer aber wird nach einem solchen Verbot es wagen, dasselbe anzunehmen? Diesem zu Folge seid ihr hier ohne Beschäftigung und folglich auch ohne Ehre. Es erübrigt euch daher nichts anders als euch zu entfernen." -- Der Kaiser fügte noch Verschiedenes bei; kam aber wieder auf das Eine zurück: sie seien Gottlose, die ihren Aeltern keine Ehre erwiesen, und auch ihren Jüngern diese Verachtung einflößten. Er sprach so schnell und mit so großer Sicherheit, daß man sah, er sei vollkommen von der Wahrheit dieser Vorwürfe überzeugt, und die Väter hätten nichts darauf zu antworten.

Als er endlich die Freiheit ihnen gestattete, zu sprechen, da antworteten sie ihm, bescheiden zwar,

doch mit aller Kraft, welche Unschuld und Wahrheit verleihen, man habe ihn übel berichtet; alles was er ihnen vorgeworfen, seien bare Verleumdungen und arglistige Erfindungen geheimer Feinde, die da suchten, bei Seiner Majestät sie verhaßt zu machen. Die Pflicht, die Aeltern zu ehren, sei ein Hauptpunkt des christlichen Gesetzes, es sei dies das vierte Gebot Gottes; und immer hätten sie ihre Jünger ermahnt, dies heilige Gebot zu erfüllen. — „Wie, rief der Kaiser aus, Ihr besuchet also die Grabmähler eurer Vorältern?" — Allerdings, antworteten sie; aber wir bitten sie um nichts, und erwarten nichts von ihnen. — „Habet ihr denn also Tafeln?" fragte er weiter. — Wir haben mehr als dies, sprachen sie; denn wir haben sogar ihre Bildnisse, die uns noch lebendiger an sie erinnern.

Bei diesen Worten gerieth der Kaiser in Erstaunen; wiederholte diese Fragen drei bis viermal, und da die Väter solche eben so beantworteten, sprach er zu ihnen: „Ich kenne euer Gesetz nicht, und habe eure Bücher niemals gelesen. Wenn es aber wahr ist wie ihr saget, daß ihr den Gebräuchen nicht entgegen seid, welche die kindliche Frömmigkeit vorschreibt, so könnet ihr hier bleiben." Hierauf aber wendete er sich gegen seine Minister und sprach: „Dies sind Dinge, die ich für unbezweifelt hielt; und dennoch stellen sie solche mit allem Nachdruck in Abrede. Prüfet diese Sache sorgfältig; erkundiget euch genau um die Wahrheit; und er-

stattet mir dann Bericht; damit ich in Gemäßheit desselben Befehle ertheile."

Es entfernten sich also die Minister; die Väter aber folgten ihnen bis in die Vorhalle; wo jene sie gleichsam im Vorübergehen und in aller Eile über diesen Gegenstand befragen wollten. Die Väter aber stellten ihnen vor, dies sei nicht die Sache eines Augenblickes; sie würden ihre Bücher ihnen geben, die alle Punkte des christlichen Gesetzes enthielten; und alle Zweifel Seiner Majestät über diesen Gegenstand vollkommen lösen würden.

Während der Kaiser über diese kindlichen Pflichten redete, waren seine Blicke unwandelbar fest auf Herrn Pedrini gerichtet; so daß man hätte glauben mögen, die Rede ginge ihn allein, oder doch ganz vorzüglich an. Hierauf machten die Väter ihn aufmerksam, als sie von der Audienz zurückkehrten; und er antwortete ihnen, er habe wirklich noch bei Lebzeiten Chang-hi's, und bevor Yong-tsching auf dem Throne war, oft über diesen Gegenstand mit ihm gestritten.

Am folgenden Tage reichten die Väter ein Gesuch ein, worin sie dem Kaiser für die Gnade dankten, daß er sie habe in seine Gegenwart kommen lassen; und die Beschuldigungen ihnen mitgetheilt habe, durch die ihre Feinde sich bemüht hätten, sie bei ihm in bösen Ruf zu bringen. Seine Majestät, fügten sie bei, würden bei der bloßen Lesung ihrer Bücher die Widerlegung dieser Verleumdungen sehen. Endlich baten sie den Kaiser um die Gnade, auch künf-

tighin die Verleumdungen ihrer Feinde ihnen mitzutheilen, um sie dadurch in den Stand zu setzen, solche zu widerlegen. Bei dieser Gelegenheit übergaben sie den Ministern ihre Bücher; diese aber sagten, es werde Zeit erfordert, sie zu lesen und entließen sie.

Die Väter erfuhren weder was die Minister von diesen Büchern hielten, noch was für einen Bericht sie dem Kaiser darüber abstatteten. Sie erfuhren blos, daß sie solche einigen Doktoren übergaben, die bei ihrem Tribunale angestellt waren; und daß Einer dieser Gelehrten nach aufmerksamer Lesung derselben ziemlich laut sagte: Foi, Ching-gin, tso-pa-loi, das h. wer nicht heilig ist, oder es werden will, der kann dies Gesetz schwer beobachten. Der Kaiser selbst auch theilte diese Bücher einigen Hochang's und Toasse's (Bonzen zwei verschiedener Sekten) mit. Ja er ließ es dabei nicht bewenden, er übergab solche auch dem ersten Präsidenten des Gerichtshofes der Religionsgebräuche, so wie dem Präsidenten des Gerichtshofes der Censoren des Reiches, in der Absicht irgend einen scheinbaren Grund darin zu finden, die christliche Religion zu verdammen, und die Missionäre aus seinem Reiche zu vertreiben. Erst nach fünf vollen Monaten erhielten sie ihre Bücher, und zwar ohne alle Antwort zurück. Nie auch ward es ihnen möglich, zu erfahren, was sie selbst darüber dachten, noch wie der Kaiser gegen sie gestimmt sei; so daß sie in beständiger angstvoller Ungewißheit über das Loos einer so

blühenden Mission schwankten, die nun ihrem Erlöschen mit jedem Augenblicke näher kam.

Hierüber verging das ganze Jahr. Das Betragen des Kaisers war unerklärbar; er haßte die christliche Religion, dies war ziemlich bekannt; dessen ungeachtet beobachtete er einen gewissen Anstand gegen die Väter, und begegnete ihnen gütig, selbst in Gegenwart Anderer; was er aber, wie nicht ohne Grund vermuthet ward, nur in der Absicht that, in seinem Betragen keinen auffallenden Unterschied zwischen seiner und seines Vaters Weise zu zeigen. Also gestattete er auch in dem folgenden Jahre den Missionären zu Peking die Ceremonien des neuen Jahrestages in seiner Gegenwart zu halten, und beschenkte sie dann wie gewöhnlich. Hierauf aber berief er P. Parrenin namentlich zu sich, gab ihm noch besondere Geschenke und that sehr freundlich gegen ihn. Der Vater konnte seine Absicht nicht errathen; doch stellte er ihn auf die Probe, um seine Gesinnungen zu erfahren.

Es waren nämlich mit dem letzten Schiffe aus Frankreich zwei noch junge Priester aus der Gesellschaft Jesu angekommen. Da die Väter bereits hohen Alters und nur noch in geringer Anzahl zu Peking waren, stand durch ihren baldigen Tod eine große Lücke bevor; darum hätten sie wohl gewünscht, dieselbe bei Zeiten auszufüllen. Es bat also P. Parrenin den Kaiser um die Gnade, daß diese beiden Missionäre nach Peking kommen dürften, in seinem Alter ihn zu unterstützen. Er selbst wolle dieselben in

der tartarischen und in der chinesischen Sprache unterrichten; damit sie in den Stand gesetzt würden, Seiner Majestät zu dienen; u. d. Ü. Auch sollten sie auf seine Unkosten bis in die Residenz reisen; nur sollten Seine Majestät geruhen, ihnen den Weg frei zu lassen. Der Kaiser bewilligte dem ehrwürdigen Greise diese Bitte mit vieler Güte; und sandte sogar Befehl nach Canton, diese beiden Europäer durch eigene Mandarinen nach Peking zu begleiten und auf dem Wege für sie zu sorgen.

Indessen schrieb P. Parrenin an den Superior zu Macao, der diese beiden Ankömmlinge ihm empfohlen hatte, es lasse sich hieraus nichts anderes schließen, als daß der Kaiser ihm selbst habe einen persönlichen Gefallen thun wollen; nicht aber daß er gegen die Religion besser gestimmt sei; denn er glaube nicht, daß er jemals von seiner Ansicht abgehen werde. Unterdessen aber wirkte dies Betragen des Kaisers vortheilhaft auf die Mandarinen zu Canton ein; und sie fingen an, den Missionären, welche noch immer zu Macao waren, glimpflicher zu begegnen. Denn der Vicekönig war, weil er seinen Prozeß gegen die Väter verloren hatte, — da es sich bald zeigte, daß die großen europäischen Schiffe nicht in den Hafen von Macao einlaufen konnten, — wider diese Missionäre ergrimmt, und hatte bis dahin auch nicht einem Einzigen gestattet, nach Canton zurückzukehren.

Also standen die Dinge i. J. 1735. Die Väter hielten sich mit jeder Stunde gefaßt, aus dem Rei-

che vertrieben zu werden, und die Mission ohne Rettung verloren zu sehen, als plötzlich die Trauerbothschaft erscholl, der Kaiser sei gestorben! Diese Nachricht wirkte tief auf die Gemüther der Christen, zumal aber der Missionäre ein. Letztere beteten Gottes Vorsehung in diesem unvorgesehenen Ereignisse an; alle aber schwebten zwischen Furcht und Hoffnung, und betrauerten den Tod dieses Kaisers aufrichtig. Denn war er der christlichen Religion nicht hold, so lag der Grund darin, daß er sie nicht kannte. Dies leuchtete aus seinem ganzen Betragen hervor. Dazu auch hatte er große Herrschertugenden, und ließ, wenige Fälle ausgenommen, selbst in der Verfolgung der Religion, niemals bis zu blinder Leidenschaftlichkeit sich hinreißen. Immer hatte er die vernünftigen Vorstellungen der Väter aufmerksam angehört, seine irrigen Ansichten von ihnen berichtigen lassen, und war ihnen jederzeit mit vieler Güte begegnet. Nun aber lag die Zukunft dunkel und verschlossen vor ihnen; sie wußten nicht was sie von dem neuen Herrscher zu erwarten hatten; und nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge zu urtheilen, hatten sie allerdings mehr zu fürchten als zu hoffen. Indessen ruhte ihre Hoffnung auf dem Gott der Nationen, dessen Schutz sie die verwaiste chinesische Mission in inbrünstigem Gebet empfahlen; und waren bereit zu Allem, was seine Vorsehung anordnen würde; die auch, ungeachtet aller Verfolgungen, die Mission dieses Reiches wunderbar beschützte; wie wir in dem folgenden Theile sehen werden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite.

Vorerinnerung 3

I.

China, Ursprung und hohes Alter dieser Monarchie . 7

II.

Charakter und Handel der Chinesen, Fruchtbarkeit und Reichthum des Kaiserreiches 19

III.

Hungersnoth in China, Kinderaussetzung, Niederlassung der Portugiesen in Macao 28

IV.

Chinesische Sprache 37

V.

Erste Missionen in China. P. Ricci 45

VI.

Kriege. Regierungswechsel. Verfolgung der Gläubigen. P. Adam Schall 58

VII.

Fortschritte der Missionen. Neue Verfolgungen. Verdienste und Tod des P. Adam Schall. P. Ferdinand Verbiest. Große Huld des Kaisers Cang-hi. . 63

VIII.

Abreise gelehrter Missionäre aus Frankreich. Ihr Aufenthalt zu Ningpo und ihre Ankunft zu Peking . 73

IX.

Reise des Kaisers. Unterhandlungen der Missionäre mit den Moscoviten. Mathematische Studien des Kaisers 85

X.

Apostolische Arbeiten der Missionäre. Stand der Missionen 94

XI.

Fortsetzung. 105

XII.

Verfolgung des Vicekönigs von Tsche-kiam. Verwendung des Prinzen Sosan. Edikt des Kaisers. 117

XIII.

Krankheit des Kaisers, durch die Jesuiten geheilt. Dankbarkeit des Kaisers. Taufe eines Kriegsobersten. 12

XIV.

Bau einer Kirche im Pallaste des Kaisers . . . 135

XV.

Ankunft neuer Missionäre aus Frankreich. Aufträge des Kaisers an sie. Missionsfrüchte. 142

Seite.

XVI.

Blicke in die Missionen. Erbauliche Beispiele . . 151

XVII.

Ankunft europäischer Bischöfe und Missionäre. Dienste, welche die Jesuiten ihnen erweisen. . . . 160

XVIII.

Chinesische Gebräuche 170

XIX.

Ankunft eines päpstlichen Legaten zu Peking. Ausgezeichnete Ehren, die bei Hofe ihm widerfahren . . 183

XX.

Unterhandlungen des Herrn Legaten von Tournon am Hofe zu Peking 192

XXI.

Rückreise des apostolischen Legaten. Rechtfertigungsschrift der Jesuiten. Betrübte Folgen dieser Vorgänge für die chinesischen Missionen. 213

XXII.

Arbeiten der andern Väter in den Missionen. Denkwürdige Taufe eines Kindes. Bekehrung einer alten Götzendienerin. Schutz eines Mandarins . 229

XXIII.

Schwere Katastrophe im Hause des Kaisers. Sein abermaliges Vertrauen zu den Missionären . . 245

XXIV.

Verfolgung des Censors Fan 254

Seite.

XXV.

Feindseliges Ereigniß. Unterredung mit dem Kaiser. Vertheidigungsschrift der Missionäre 266

XXVI.

Folgen eines Ediktes der Gerichtshöfe 286

XXVII.

Geburtsfest des Kaisers. Sein schnelles Ende. Lob dieses Monarchen 292

XXVIII.

Erste Thaten des Kaisers Yong-tsching. Seine Herrschertugenden 301

XXIX.

Schreckliche Folgen der Unvorsichtigkeit einiger Missionäre aus dem Dominikaner-Orden 312

XXX.

Vergebliches Bittgesuch der Missionäre an den Kaiser. Mißbilligende Aeußerungen der Prinzen über das Urtheil des Gerichtshofes der Religionsgebräuche . 325

XXXI.

Vertreibung der Missionäre. Güte des dreizehnten Prinzen gegen die Väter. Der Aufenthalt zu Canton wird den Missionären bewilligt. Denkwürdige Rede des Kaisers 332

XXXII.

Weiterer Verlauf der Verfolgung. Güte des Kaisers gegen die Missionäre. Der Tsong-tu entdeckt die verborgenen Dominikaner. Todesurtheil, und Verhandlung des Gerichtshofes . . . 344

XXXIII.

Stille Thätigkeit der Missionäre. Zunahme des Christenthums während der Verfolgung. Neue Mission in den Gebirgen. Die Missionäre entkommen den Nachstellungen ihrer Verfolger 354

XXXIV.

Grausame Verbannung der Missionäre nach Macao. Schmähliches Edikt der Mandarinen. Vorstellungen der Missionäre zu Peking an den Kaiser 363

XXXV.

Unterredung des Kaisers mit den Missionären. Rechtfertigung der Väter. Der Kaiser nimmt zwei neue Ankömmlinge auf. Tod des Kaisers Yong-tsching 372

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geschichte der katholischen Missionen im Kaiserreiche China von ihrem Ursprunge an bis auf unsre Zeit

Bd.: 1

Wien 1845

Jes. 400 r-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10568181-5